

SCIENCE FICTION
BESTSELLER

Orson Scott Card

Play Kosmos

Planetenspiele

Stories aus der Welt
von übermorgen



SCIENCE FICTION BESTSELLER

Orson Scott Card

Play Kosmos Planetenspiele

„Er sprengt die Grenzen der Science Fiction“, sagt Ben Bova über Orson Scott Card und sein Werk. Die in dieser Storysammlung enthaltenen elf Kurzgeschichten unterstreichen überzeugend dieses Urteil. Vor allem stellt Orson Scott Card mit ihnen seine enorme Wandlungsfähigkeit unter Beweis.

Er treibt mit den für das Genre Science Fiction typischen Stilmitteln sein intelligentes Spiel, und so entstehen Geschichten, die nicht allein den eingefleischten SF-Leser ansprechen, sondern jeden, der sich anspruchsvoll unterhalten will.

Orson Scott Card erhielt im Jahr 1978 den John W. Campbell Memorial Award als bester Nachwuchsautor. Erschienen sind von ihm bisher: DER SPENDER-PLANET (Bastei-Lübbe-Taschenbuch 22 026) und MEISTERSÄNGER (24 018).

Deutsche Erstveröffentlichung

Weitere Romane sind in Vorbereitung.

Science Fiction Bestseller

**BASTEI
LÜBBE**

Österreich S 52.-

DM 6,80



Orson Scott Card
Play Kosmos

Science Fiction-Geschichten



BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Science Fiction-Bestseller
Band 22 043

© Copyright 1977, 78, 79, 81 by Orson Scott Card
All rights reserved
Deutsche Lizenzausgabe 1982
Scan by Brrazo 10/2006
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe, Bergisch Gladbach
Originaltitel: Unaccompanied Sonata
Ins Deutsche übertragen von Richard Bellinghausen,
Anette von Charpentier, Wolfgang Holbein,
Rolf W. Liersch, Eva G. Payn und Dieter Winkler
Titelillustration: Don Maitz/Agentur Thomas Schluck
Umschlaggestaltung: Quadro-Grafik, Bensberg
Druck und Verarbeitung:
Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Western Germany
ISBN 3-404-22043-9

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Inhalt

Einleitung: von Ben Bova

Ein offener Brief an den Autor

Menschen aus Blech

Enders Spiel

(Ender's Game)

Königsfleisch

(Kingsmeat)

Atemübung

(Deep Breathing Exercises)

Die Zeitspieler

(Closing the Timelid)

Meine Lektion in Gen-Ethik

(I Put My Blue Genes On)

Die Erinnyen auf der Toilette im IV. Stock

(Eumenides in the Fourth Floor Lavatory)

Die Götter sind sterblich

(Mortal Gods)

Quietus

(Quietus)

Alles nur Spaß, dachten die Affen

(The Monkeys Thought 'Twas All in Fun)

Der Porzellan-Salamander

(The Porcelain Salamander)

Solo-Sonate

(Unaccompanied Sonata)

Nachwort: Über Ursprünge

Einleitung von Ben Bova

Ein offener Brief an den Autor

Lieber Scott,

der Erfolg hat tausend Väter, das ist bekannt. Aber als der Herausgeber, der Dich zuerst »entdeckte«, kann ich mir wohl ein bißchen mehr väterlichen Stolz leisten als die meisten. Daher verzeih mir bitte, wenn ich die Veröffentlichung Deiner Sammlung von Kurzgeschichten ausführlich kommentiere.

Weißt du, es ist ein besonderer Meilenstein in der Laufbahn eines Schriftstellers, wenn eine Story-Sammlung veröffentlicht wird. Die Verleger haben durch bittere Erfahrungen gelernt, daß sich Romane meist besser verkaufen als Anthologien und Story-Sammlungen von einem Autor. Erst wenn sich eine größere Anzahl von Lesern an einen Autorennamen erinnern und Bücher kaufen, die diesen Namen tragen, wird ein Verleger riskieren, eine Story-Sammlung herauszubringen. Auch dann würde der Verleger eigentlich Romane vorziehen. Ein Autor muß schon etwas ganz Besonderes sein, eigentlich

schon ein Star, bevor ein Verleger das Risiko einer Story-Sammlung auf sich nimmt. Die Tatsache, daß Du ein sehr neuer Name unter den Top-Autoren dieses Landes bist, macht diese Story-Sammlung besonders bemerkenswert.

Ich entsinne mich Deiner ersten Geschichte, die ich jemals zu Gesicht bekam. Es handelte sich um »Ender's Game«. Ich freue mich darüber, daß sie in diesem Buch an erster Stelle steht. Ich erinnere mich sehr gut an diesen Nachmittag, als ich in der Redaktion des *Analog* saß und mich durch den Stapel der »Unverlangt eingesandten Manuskripte« hindurchlas, eine Arbeit, die kein Redakteur gern macht – durch einen Haufen von Manuskripten völlig unbekannter Autoren zu waten – als »Ender's Game« auftauchte. Diese Story zu lesen, machte wirklich Spaß, und noch schöner ist es, sie nach all den Jahren wieder einmal zu sehen.

All diese Jahre! Es war ja erst August 1977, als »Ender's Game« in *Analog* erschien. Du hast einen weiten Weg zurückgelegt. Und das in sehr kurzer Zeit.

Ich habe nie zuvor erlebt, daß Leser auf eine Erstlings-Story so heftig reagierten. Die Briefe, die auf »Ender's Game« hin *Analog* erreichten, erkannten Dich – völlig zu Recht – als einen wichtigen neuen Autoren. Als dann 1978 die World Science Fiction Convention in Phoenix stattfand, holtest Du Dir mühelos den John W. Campbell Award für den besten Nachwuchsautor des Vorjahres.

Ein wirklich eindrucksvoller Start einer Autorenkarriere. Aber was mich weitaus mehr beeindruckte (lange vor Phoenix), war Deine zweite Story und dann die dritte und

die darauf folgenden. Jede davon war ein Sprung weiter in Bezug auf Stil, Tiefe, Talent. Mit jeder neuen Story zeigtest Du, wie Du Dich weiter entwickelt und gelernt hast, wie Du als Autor immer weiter hinaufstiegst, indem Du immer tiefer in die Seelen Deiner Charaktere hineingeleuchtet hast.

Als ich Herausgeber des *Omni* Magazins wurde, hatten Deine Storys die engen Klischees der herkömmlichen Science Fiction hinter sich gelassen. Du warst bereit für die große, internationale Lesergemeinde, die *Omni* erreicht. Und dann dieses Erlebnis, das ich in der Redaktion hatte. Wirklich, die Korrektoren kamen mit Tränen in den Augen in das Büro des Herausgebers, um zu erklären, wie tief sie eine Story bewegt hatte – das ist wirkliches Schreiben!

Storys wie »Quietus«, »Deep Breathing Exercises« und besonders »Unaccompanied Sonata« hatten ein ungeheures, tiefempfundenes Echo von Lesern aus aller Welt. Du hast die Menschen mit diesen Storys berührt, wo auch immer sie leben.

Ich weiß, Du hast jetzt einige Romane und eine ganze Anzahl Kurzgeschichten veröffentlicht. Ich weiß, Du hast Theaterstücke und Filmdrehbücher geschrieben, und jetzt arbeitest Du an einer bedeutenden Sache, einem groß angelegten historischen Roman.

Immer noch aber liegt Deine Basis im Bereich der Science Fiction. Ein Bereich, den wir beide kennen und lieben. Und doch muß ich Dir, was die Science Fiction betrifft, eine väterliche Warnung aussprechen und einen unaufgeforderten Ratschlag geben.

Science Fiction, als Bestandteil der amerikanischen Gegenwartsliteratur, ist in einem Zustand großer Bewegung, ja Aufruhr. Vielleicht bist Du Dir dieser Tatsache ebenso wie ich bewußt. Aber es ist Dir vielleicht nicht klar, daß Du, mehr als jeder andere Schriftsteller auf diesem Gebiet, diese Entwicklung der Science Fiction vorantreibst.

Lange vor Deiner Geburt, vor Generationen, wurde die amerikanische Science Fiction in ein literarisches Getto verbannt. Einige der besten Arbeiten unserer besten Schriftsteller wurden jahrzehntelang von der restlichen Welt ignoriert, weil sie unter dem Markenzeichen »Science Fiction« veröffentlicht wurden, was für die meisten Leser nichts anderes als »unverständlicher Quatsch« bedeutete.

Natürlich hatten sie unrecht. Aber ihr undifferenziertes Urteil über Science Fiction (und das schloß die frühen Arbeiten von Autoren wie Heinlein, Asimov und Clarke ein) ließen diese Getto-Mauern um Science Fiction Autoren – und deren Leser – entstehen.

Heute sind diese Mauern eingerissen. Aber viele – zu viele – Science Fiction Autoren und Leser kriechen förmlich zusammen in einer Art gedachtem Getto. Sie wollen oder können nicht in die weitere, bedeutendere oder fordernde Welt hinaus.

Du, Scott, hast schon Deine ersten Schritte in diese wesentlichere Welt getan. Die Storys in diesem Buch beweisen es. Es stimmt, Deine ersten Science Fiction Storys wurden in Magazinen herkömmlichen Stils abgedruckt. Und Deine ersten Romane wurden aus den Scien-

ce Fiction Regalen der Buchhandlungen verkauft.

Aber, wie die Storys in diesem Buch beweisen, Du bist ein hochbegabter Autor. Jeder kann von Deinen Arbeiten profitieren, jeder kann sie verstehen. Deine Storys handeln von richtigen Menschen, die leben, atmen, bluten, Menschen, die lieben, fürchten, hassen und lachen. Die Leser können Mitleid mit Deinen Personen haben, können sich mit ihnen freuen, können durch ihr Schicksal in Spannung versetzt werden.

Das heißt, daß Du weit über das hinausgegangen bist, was Science Fiction für gewöhnlich zu leisten vermag. Du bist ein Autor für alle Leser, nicht nur für die begrenzte Gemeinde jener Leser, die nichts anderes wollen als ihre übliche Science Fiction Kost.

Und in der Beziehung muß ich Dich warnen. Die Gemeinschaft der Science Fiction Anhänger bildet so etwas wie ein warmes, freundliches Nest, worin (zumeist) friedlich Menschen sitzen, deren gemeinsames Interesse Science Fiction ist. Aber es gibt Kräfte in dieser Gemeinschaft, die einen Autor dazu bringen können, seine eigenen Fähigkeiten zu vernachlässigen, ja zu betrügen. Viele Autoren haben sich so sicher und gemütlich gefunden in diesem alten Science Fiction Getto, daß er (oder sie) immer wieder dieselben alten müden Sagen schreibt, Jahr um Jahr um Jahr. Solche Autoren wachsen nicht, entwickeln sich nicht. Schlimmer noch, sie halten dem Rest der Welt ihre Begabung vor. Und noch schlimmer, daß einige von ihnen meine engsten Freunde sind.

Ich weiß, daß es bereits Druck auf Dich von Seiten der selbsternannten »wahren« Wächter der Science Fiction

gegeben hat. Sie meinen, daß Du zu schnell Erfolg gehabt hättest. Unfähig so zu schreiben, wie Du es kannst, eifersüchtig auf Deinen schnellen Erfolg im literarischen Markt, haben sie versucht, Dich herabzusetzen, vor allem durch persönliche Angriffe und gallige Kommentare in den Fanzines.

Diese sogenannten Kritiker sind dunkles Gelichter, die weder Herz noch Verstand haben, Deine starken Storys zu begreifen. Sie haben Angst vor wahren Emotionen, sie bestehen darauf, nichts Anspruchsvolleres zu lesen als die ewig wiedergekäuten Storys ihrer Kindheit, über Helden aus rostfreiem Stahl, die das Universum in phallich geformten Raumschiffen erobern. Sie haben niemals eine Tiefe der Charakterisierung über das vorpubertäre Niveau hinaus verstanden, und sie werden es auch nie verstehen.

Wenn möglich, würden sie Dich zu ihrem Niveau herunterziehen. Laß das bloß nicht zu! Du schuldest der lesenden Öffentlichkeit die Freude an Deiner Begabung.

Mehr als jeder andere Schriftsteller heute führst Du, Scott, vor, was das Beste an Science Fiction ist: kühne Phantasie, verbunden mit realistischer Menschen-Charakterisierung. Humanismus und Technologie. Gehirn und Herz. Das ist die zukünftige Entwicklung, nicht allein die amerikanische Literatur betreffend, sondern für die Rettung der ganzen Welt.

Bleib Dir selbst treu, Deiner Begabung und allen von uns, die Freude daran haben, Deine Arbeiten zu lesen. Hab keine Angst. Viel später, wenn wir alle längst tot sind, wird das Werk selbst überleben, und das ist der ein-

zige Gesichtspunkt, um den sich ein Schriftsteller kümmern sollte.

Ich weiß, ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du weiter schreiben sollst; ich habe noch nie einen Autor erlebt, der so hart an seinen Aufgaben arbeitet wie Du.

Aber ich möchte noch einen letzten väterlichen Rat an dich richten: Du bist noch ein sehr junger Autor, und Deine besten und kreativsten Jahre liegen noch vor dir. Darum, so gut die Storys in diesem Buch sind, erwarte ich von Dir in Zukunft noch bessere. Und ich weiß, Du wirst es bringen.

Ad astra,
Ben Bova
Manhattan, März 1980

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch

Menschen aus Blech

Ich sah im Museum einen alten Streifen, die flache Sache, woraus sie Filme machen.

Es war ein Traum, oder, wenn du so willst, eine Lüge, von Männern mit jungenhaften Grinsen, die herausstürzten aus unmöglich strahlenden Raumschiffen, um nackte Frauen zu retten, unaufhaltsam über staubige Sterne zu stolzieren und, na klar, das Böse zu vernichten, das fortwährend feixte und blöde Fehler machte und es natürlich verdiente zu sterben.

Ohne Zweifel glaubten sie an ein Geschick und dachten, weil die Welten winzig wirkten, konnte man sie ernten, indem man den Arm ausstreckte.

Weil der Weg von den Proteinen im Meer unendlich erschien, dachten sie, der Weg vor ihnen sei genauso gerade und unendlich.

Sie irrten sich.

Oh, es gibt kein Anzeichen, daß der Weg enden wird – sie hatten nur nicht auf unsere kleine Kurve geachtet.

Diese Menschen aus Blech, diese Weltraumeroberer, immer voller Mut.

Aber in ihren Träumen beendeten sie Reisen, die wir mit allem Wunsch und Willen nie beginnen würden.

Und wenn wir uns aufmachen, das Übel bei der Wur-

zel zu packen, wenn wir ihm nachspüren auf seinem gewundenen Weg, werden wir es scheinbar versteckt in unseren Drüsen finden, wo all unser Wollen es nicht töten kann; hungrig erhebt es sich mit uns am Morgen und kehrt in Dunkelheit zurück, mit uns zu unserem Bett.

(Anm. d. Übers.: »Tin« bedeutet nicht nur »Blech«, sondern auch »Zaster« im Sinne von Geld und hat sogar einen militärischen Aspekt, der an anderer Stelle in die Übersetzung einfloß.)

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch

Enders Spiel

»Welche Gravitationsbedingungen auch immer herrschen, wenn ihr zum Tor kommt – denkt daran: Das Tor des Feindes ist *unten*. Wenn ihr durch eure eigene Tür kommt wie auf einem gemütlichen Spaziergang, gebt ihr ein gutes Ziel ab und verdient es, getroffen zu werden. Und das nicht nur mit einem Blitzer.« Ender Wiggins schwieg kurz und sah sich die Gruppe an. Die meisten beobachteten ihn nervös. Ein paar schienen zu verstehen. Einige wirkten mürrisch und reserviert.

Sein erster Tag mit der Truppe. Sie kamen alle frisch aus den Lehrbaracken, und Ender hatte fast vergessen, wie jung solche Neuen sein konnten. Er war jetzt drei Jahre hier, und sie erst sechs Monate – keiner im ganzen Haufen war älter als neun Jahre. Aber sie waren seine Truppe. Mit elf war er als Commander eigentlich ein halbes Jahr zu früh dran. Er hatte schon eine eigene Rotte gehabt und kannte ein paar Tricks, aber jetzt hatte er vierzig Jungs in seiner neuen Truppe. Grünschnäbel. Alles gute Schützen, mit dem Blitzer vertraut, alle in Bestform, sonst wären sie nicht hier – aber sie sahen so aus, als würden sie nicht mal den ersten Kampf überstehen.

»Denkt daran«, fuhr er fort, »bevor ihr nicht durch diese Tür kommt, kann man euch nicht sehen. Aber in der Sekunde, in der ihr draußen seid, haben sie euch in der Mache. Wenn sie auf euch schießen, versucht, das Tor irgendwie zu erreichen. Hoch mit den Beinen, und

dann nach *unten*.« Er deutete auf einen mürrischen Jungen, der aussah, als sei er erst sieben. Er war der kleinste von allen. »Was bedeutet unten, Grünschnabel?«

»Richtung auf Tür des Feindes.« Die Antwort kam schnell, aber sie klang auch leicht gelangweilt, so im Tonfall von »Ja, ja, nun halt mal weiter deine wichtigen Reden!«

»Name, Kleiner?«

»Bohne.«

»Wegen der Größe oder wegen deinem Grips?«

Bohne antwortete nicht. Die anderen lachten verhalten. Ender hatte sich den richtigen ausgesucht. Der Kleine *war* jünger als die anderen, hatte es schneller geschafft, weil er schlauer war. Die anderen mochten ihn nicht besonders, sie freuten sich, daß er einen kleinen Dämpfer bekam. So war Ender von seinem ersten Commander auch behandelt worden.

»Schön, Bohne, damit liegst du völlig richtig. Jetzt will ich euch mal eins sagen: Jeder, der durch diese Tür geht, hat eine verdammt gute Chance, getroffen zu werden. Die meisten von euch werden dann irgendwo in Zement verwandelt. Achtet darauf, daß es nur in die Beine geht. Verstanden? Wenn nur eure Beine getroffen werden, werden nur eure Beine eingefroren, und im Nullo ist das nicht so schlimm.« Ender wandte sich an einen von denen, die ihn verwirrt anstarrten. »Wozu sind Beine da? Hmmm?«

Große Augen. Verwirrung. Gestammel.

»Laß gut sein. Ich werde mal Bohne fragen.«

»Beine sind dafür da, um sich von Wänden abzusto-

ßen.« Immer noch gelangweilt.

»Danke, Bohne. Haben das alle mitgekriegt?« Sie hatten, aber es paßte ihnen nicht, daß Bohne es gewußt hatte. »Na schön. Mit den Beinen könnt ihr nicht *sehen*, mit den Beinen könnt ihr nicht *schießen*, und die meiste Zeit sind sie euch im Weg. Wenn sie eingefroren werden und steif herausstehen, seid ihr ziemlich hilflos. Und schutzlos. Was also macht man mit den Beinen?«

Diesmal antworteten gleich ein paar, um zu zeigen, daß Bohne nicht der einzige war, der etwas wußte. »Unter sich ziehen. Zusammenlegen.«

»Richtig. Wie einen Schild. Ihr kniet auf einem Schild, und der Schild, das sind eure Beine. Und da gibt es einen Trick mit der Uniform. Auch wenn eure Beine geblitzt sind, kann man sich *immer noch* davonschnellen. Ich habe noch keinen gesehen, der das kann – außer mir. Aber ihr alle werdet es lernen.«

Ender Wiggin aktivierte seinen Blitzer. Er glühte grün in seiner Hand. Dann glitt er im schwerelosen Übungsraum nach oben, winkelte seine Beine unter sich an, als ob er kniete, und blitzte sie. Sofort versteifte sich seine Uniform an Knien und Knöcheln, daß er die Beine nicht mehr bewegen konnte.

»So, ich bin jetzt eingefroren, klar?«

Er schwebte einen Meter über ihnen. Sie sahen alle verstört zu ihm auf. Er beugte sich zurück und packte einen der Handgriffe an der Wand hinter sich. Dann zog er sich dicht an die Wand.

»Ich klebe jetzt förmlich an der Wand. Wenn ich Beine hätte, würde ich meine Beine gebrauchen und mich

wie eine Spring-*Bohne* vorwärtsschnellen, stimmt's?«
Sie lachten.

»Aber ich habe keine Beine, und das ist sogar *besser*, versteht ihr? Deswegen, nämlich!« Ender knickte in der Hüfte zusammen und straffte sich dann in einer heftigen Bewegung. In einem Moment war er durch den ganzen Übungsraum geschnellt. Von der anderen Seite fuhr er fort. »Verstanden? Ich habe nicht mal meine Hände gebraucht, damit ich meinen Blitzer einsetzen kann. *Und*: Meine Beine zappeln nicht hinter mir her. Paßt nochmal auf.«

Er wiederholte die klappmesserähnliche Bewegung und landete an einem Handgriff neben ihnen. »So, ihr sollt das gar nicht machen, wenn sie eure Beine geblitzt haben. Ihr sollt das machen, solange ihr noch Beine habt, das ist nämlich noch besser. Und das erwartet nämlich keiner von euch. So, jetzt alle in die Luft und die Beine anwinkeln.«

Die meisten waren in wenigen Sekunden oben. Ender blitzte die Schlafmützen, und sie trieben hilflos herum, während die anderen lachten. »Wenn ich einen Befehl gebe, bewegt ihr euch gefälligst. Verstanden? Wenn wir bei einer Tür sind, die offensichtlich geräumt ist, gebe ich die Befehle in zwei Sekunden, sobald ich die Aufstellung sehe. Und wenn ich den Befehl gebe, dann seid ihr besser draußen, denn wer als erster draußen ist, wird gewinnen, es sei denn, er ist ein Idiot. Ich bin jedenfalls keiner. Und ihr besser auch nicht, sonst landet ihr wieder in den Lehrbaracken.« Er sah, wie mehr als einer von ihnen schluckte, und diejenigen, die er eingefroren hatte,

blickten ihn ängstlich an. »Ihr da oben! Hängt nicht so herum, sondern paßt auf.

In weniger als 15 Minuten seid ihr aufgetaut. Dann seht zu, daß ihr den Vorsprung wieder aufholt.«

In der nächsten halben Stunde trainierte Ender seine Truppe in der Klappmesser-Technik. Er legte eine Pause ein, als er sah, daß es jetzt alle im Prinzip begriffen hatten. Vielleicht waren sie ein guter Haufen. Aber sie würden besser werden.

»Jetzt habt ihr euch aufgewärmt«, sagte er. »Jetzt fangen wir mal richtig an.«

*

Ender ging als letzter aus dem Übungsraum, weil er den Langsameren noch geholfen hatte, ihre Technik zu verbessern. Sie hatten gute Lehrer gehabt, aber wie jede Truppe waren sie nicht gleichwertig, und einige von ihnen konnten im Kampf ein Hemmfaktor sein. Ihr erster Kampf mochte noch Wochen vor ihnen liegen. Vielleicht war er auch morgen. Es gab keinen festen Zeitplan. Der Commander wachte auf und fand einen Zettel neben seinem Bett, auf dem die Kampfzeit und der Name des Gegners standen. Bis auf weiteres würde er also seine Jungs antreiben, bis alle in bester Form waren – wirklich alle. Auf alles vorbereitet, zu jeder Stunde. Strategien waren ganz nett, aber sie waren nichts wert, wenn die Soldaten keine Kondition hatten.

Er ging um die Ecke zum Wohntrakt und sah sich plötzlich Bohne gegenüber, den Siebenjährigen, auf den

er den ganzen Tag herumgehackt hatte. Probleme. Aber Ender hatte jetzt keinen Sinn für Probleme.

»Ho, Bohne.«

»Ho, Ender.«

Pause.

»Sir«, sagte Ender sanft.

»Wir sind nicht im Dienst.«

»In meiner Truppe, Bohne, sind wir immer im Dienst.« Ender schob ihn beiseite.

Bohnes helle Stimme klang hinter ihm auf. »Ich weiß sehr wohl, was Sie tun, Ender, Sir, und ich warne Sie.«

Ender drehte sich langsam herum und blickte ihn an. »Mich warnen?«

»Ich bin der beste Mann, den Sie haben. Sie sollten mich auch so behandeln.«

»Und wenn nicht?« Ender lächelte drohend.

»Dann bin ich der schlechteste Mann, den Sie haben. Das eine oder das andere.«

»Und was willst du? Liebe und Küsse?«

Ender war jetzt wütend.

Bohne blieb völlig ruhig. »Ich will eine Rotte.«

Ender ging zurück und sah ihm von oben in die Augen. »Ich gebe den Jungs eine Rotte«, sagte er, »die bewiesen haben, daß sie es wert sind. Sie haben gute Soldaten zu sein, sie müssen Befehlen gehorchen, sie sollen selbständig handeln können, wenn sie in der Klemme sind, und sie müssen Respekt vor ihren Vorgesetzten haben. Auf diese Weise bin ich Commander geworden. Und auf diese Weise wirst du Rottenführer. Kapiert?«

Bohne lächelte. »Eine faire Sache. *Wenn* Sie wirklich

danach handeln, habe ich meine Rotte in einem Monat.«

Ender langte nach unten, packte die Uniform des Kleinen und stieß ihn gegen die Wand. »Wenn ich etwas sage, dann handele ich auch danach, Bohne.«

Bohne lächelte nur. Ender ließ ihn los und ging weg, ohne sich noch einmal umzusehen. Er war sicher, daß Bohne ihn immer noch beobachtete, immer noch lächelnd und zwar verächtlich lächelnd. Vielleicht würde er einmal ein guter Rottenführer werden. Ende würde ihn im Auge behalten.

*

Captain Graff, fast einsneunzig groß und etwas dicklich, strich sich über seinen Bauch, als er sich in seinem Stuhl zurücklehnte. Am Tisch gegenüber saß Leutnant Anderson, der bedeutsam auf ein Diagramm wies.

»Hier haben wir's, Captain«, sagte Anderson. »Ender hat ihnen bereits eine Taktik beigebracht, die jeden hinauswirft, der mit ihnen zu tun hat. Verdoppelte ihre Geschwindigkeit.«

Graff nickte.

»Und Sie kennen seine Testergebnisse. Er kann denken.«

Graff lächelte. »Stimmt alles, Anderson. Er ist ein guter Schüler. Wirklich vielversprechend.«

Sie warteten.

Graff seufzte. »Also, was wollen Sie, das ich tun soll?«

»Ender ist der richtige. Er muß es sein.«

»Er wird niemals rechtzeitig fertig sein, Leutnant. Um Himmels willen, Mann, er ist erst elf. Was erwarten Sie, ein Wunder?«

»Ich will, daß er kämpft. Jeden Tag, ab morgen. Er soll in einem Monat soviel kämpfen wie andere in einem Jahr.«

Graff schüttelte den Kopf. »Dann können wir seine Truppe ins Lazarett stecken.«

»Nein, Sir. Er bringt sie schon in Form. Und wir brauchen Ender.«

»Einwand, Leutnant. Wir brauchen jemand. Sie meinen, es ist Ender.«

»Na schön, ich meine, daß es Ender ist. Welcher von den Commandern denn sonst, wenn nicht er?«

»Ich weiß nicht, Leutnant.« Graff strich mit der Hand über seine stopplige Glatze. »Das sind doch Kinder, Anderson. Sind Sie sich darüber klar? Enders Truppe ist neun Jahre alt. Sollten wir sie gegen die älteren Kinder einsetzen? Wollen wir sie einen Monat lang durch die Hölle schicken?«

Leutnant Anderson lehnte sich weiter vor über Graffs Schreibtisch.

»Enders Testergebnisse, Captain!«

»Ich habe seine verdammten Testergebnisse gesehen! Ich habe ihn im Kampf beobachtet, ich habe die Magnetaufzeichnungen seiner Trainingsstunden abgehört, ich habe seine Schlafdiagramme gesehen, ich habe seine Unterhaltungen in den Korridoren und Waschräumen abgehört, ich weiß mehr über Ender Wiggins, als Sie sich vielleicht vorstellen können! Und gegen alle Argumente,

gegen seine offensichtlichen Qualitäten wäge ich eines ab. Ich kann mir vorstellen, wie Ender in einem Jahr aussieht, wenn Sie sich durchsetzen. Ich sehe ihn völlig nutzlos, verbraucht, ein Fehlschlag, weil wir ihn weiter getrieben haben, als er oder jeder andere gehen könnte. Aber all das zählt eigentlich, Leutnant, weil wir im Krieg sind, weil unser größtes Talent nicht mehr da ist und weil die schlimmsten Kämpfe noch vor uns liegen. Geben Sie also Ender eine Woche lang jeden Tag einen Kampf. Und dann erstatten Sie mir wieder Bericht.«

Anderson stand auf und salutierte. »Danke, Sir.«

Er hatte fast die Tür erreicht, als Graff ihn noch einmal ansprach. Er drehte sich um und starrte den Captain an.

»Anderson«, sagte Graff. »Waren Sie draußen, ich meine, in letzter Zeit?«

»Nicht seit dem letztenmal, vor sechs Monaten.«

»Ach so. Aber das macht keinen Unterschied. Waren Sie jemals im Beaman Park, in der Stadt? Hmmm? Schöner Park. Bäume. Gras. Kein Nullo, keine Kämpfe, keine Sorgen. Wissen Sie, was da sonst noch im Beaman Park ist?«

»Was denn, Sir?« fragte Leutnant Anderson.

»Kinder«, antwortete Graff.

»Natürlich, Kinder«, sagte Anderson.

»Ich meine, wirkliche Kinder. Ich meine Kinder, die morgens von ihren Müttern geweckt werden, die zur Schule gehen und am Nachmittag im Beaman Park spielen. Sie sind glücklich, sie freuen sich, sie lachen, sie haben eine Menge Spaß. Hmmm?«

»Da bin ich ganz sicher, Sir.«

»Ist das alles, was Sie dazu sagen können, Anderson?«

Anderson räusperte sich. »Ich denke, es ist gut für Kinder, wenn sie Spaß haben, Sir. Ich weiß noch, wie es bei mir war, als ich noch ein Junge war. Aber jetzt braucht die Welt Soldaten. Und so bekommen wir Soldaten.«

Graff nickte und schloß die Augen. »Natürlich, Sie haben recht, statistisch erwiesen und nach allen bedeutenden Theorien, und, verdammt noch mal, sie stimmen, und das System stimmt auch, aber gleichzeitig ist Ender älter als ich.

Er ist kein Kind. Er ist kaum eine Persönlichkeit.«

»Wenn das stimmt, Sir, dann wissen wir schließlich, daß Ender es den Kindern seines Alters ermöglicht, im Park zu spielen.«

»Natürlich, und Jesus ist gestorben, um alle Menschen zu retten.« Graff richtete sich auf und sah Anderson mit leiser Trauer an. »Aber wir sind diejenigen«, sagte Graff, »wir sind diejenigen, die die Nägel hineinschlagen.«

*

Ender Wiggins lag auf seinem Bett und starrte gegen die Decke. Er schlief nie mehr als fünf Stunden pro Nacht – aber die Lichter gingen um 22.00 aus und gingen nicht vor 6.00 wieder an. So starrte er an die Decke und dachte nach.

Er hatte jetzt seine Truppe dreieinhalb Wochen. Die Drachen-Truppe. Der Name war ihnen zugewiesen worden, und es war kein ruhmreicher Name. Nach den Auf-

zeichnungen hatte sich eine Drachen-Truppe vor neun Jahren recht gut geschlagen. Aber in den nächsten sechs Jahren war der Name unbedeutenden Truppen verliehen worden, und schließlich hatte man den Namen nicht mehr verliehen, weil er offenbar kein Glück brachte. Bis jetzt. Und jetzt, dachte Ender lächelnd, würde die Drachen-Truppe alle überraschen.

Die Tür öffnete sich leise. Ender bewegte nicht seinen Kopf. Jemand kam behutsam in sein Zimmer und verschwand wieder. Die Tür schloß sich leise. Die leichten Schritte verklangen. Ender drehte sich zur Seite und sah ein weißes Stück Papier auf dem Boden liegen. Er langte nach unten und nahm es auf.

»Drachen-Truppe gegen Hasen-Truppe, Ender Wiggins und Carn Carby, 7.00.«

Der erste Kampf. Ender stand auf und zog sich schnell an. Er eilte zu den Zimmern seiner Rotten-Führer und befahl ihnen, die Jungs zu wecken. In fünf Minuten waren sie alle im Korridor versammelt, schläfrig und träge. Ender sprach ruhig zu ihnen.

»Erster Kampf, 7.00 gegen die Hasen-Truppe. Ich habe zweimal gegen sie gekämpft, aber sie haben einen neuen Commander. Hab nie von ihm gehört. Sie sind eine ältere Truppe, und ich kenne ein paar ihrer alten Tricks. Jetzt wacht auf. Schnell, lauft. Aufwärmen in Übungsraum drei.«

Sie trainierten eineinhalb Stunden, drei Scheingefechte und Bodenturnen außerhalb des Nullos, draußen im Korridor. Dann legten sie sich alle für fünfzehn Minuten in die Luft, und ruhten sich in der Schwerelosigkeit aus.

Um 6.50 trieb Ender sie hoch und sie jagten durch den Korridor. Ender führte sie an und sprang im Laufen hoch, um gelegentlich eine Lichtfläche zu berühren. Die Jungs berührten dieselbe Lichtfläche. Um 6.58 hatten sie ihr Tor zum Kampfraum erreicht.

Die Kämpfer aus den Rotten C und D langten nach den ersten acht Handgriffen an der Decke des Korridors. Die Rotten A, B und E krochen am Boden lang. Ender hakte seine Füße in zwei Handgriffe an der Mitte der Decke, so daß er niemandem im Wege war.

»Wo geht's zur Tür des Feindes?« zischte er.

»Unten«, flüsterten sie und lachten.

»Blitzer an.« Die Kästen in ihren Händen leuchteten grün. Sie warteten noch ein paar Sekunden, und dann verschwand die graue Wand vor ihnen und der Kampfraum war sichtbar.

Ender hatte sofort den Überblick. Das vertraute offene Netzwerk dieser ersten Spiele, wie die Affenstangen im Park, mit sieben oder acht Kästen, die über das Netzwerk verstreut waren. Sie nannten die Kästen *Sterne*. Es waren genug davon vorhanden, auch in Positionen, die man in die Strategie einbeziehen konnte. Ender traf seine Entscheidung in einer Sekunde, und er zischte: »Verteilt euch auf die nächsten Sterne. E bleibt zurück.«

Die vier Gruppen in den Ecken warfen sich durch das Kraftfeld am Eingang und stürzten in den Kampfraum. Bevor der Feind überhaupt im gegenüberliegenden Tor erschienen war, hatte sich Enders Truppe vom Tor zu den nächsten Sternen verteilt.

Dann kamen die feindlichen Soldaten durch das Tor.

An ihrer Haltung las Ender ab, daß sie aus einem anderen Schwerefeld kamen, und sie waren noch nicht erfahren genug, sich auf die neuen Bedingungen einzustellen. Sie kamen aufrecht durch ihr Tor, die Körper ausgestreckt und hilflos.

»Töten, E«, stieß Ender hervor. Mit den Knien voran warf er sich aus dem Tor, den Blitzler zwischen den Beinen, unablässig feuernd. Während Enders Truppe durch den Raum flog, legte der Rest der Drachen-Truppe ein Sperrfeuer. Die E-Gruppe erreichte eine weiter vorn liegende Position, und nur ein Junge von ihnen war vollständig eingefroren. Die anderen konnten alle ihre Beine nicht bewegen, aber das störte sie nicht im geringsten. Es gab eine kurze Pause, als Ender und sein Gegner Carn Carby ihre Positionen abschätzten. Abgesehen von den Verlusten der Hasen-Truppe am Tor gab es nur wenig Opfer, und beide Truppen hatten nahezu die gleiche Stärke. Aber Carn hatte keine Phantasie. Er hatte eine Vier-Ecken-Strategie, die sich jeder Fünfjährige aus den Lehrbaracken ausgedacht haben könnte. Ender wußte, wie er siegen würde.

Er rief jetzt laut: »E deckt A, C runter. B und D Ecke Ostwand.« Unter dem Schutz der E-Rotte, machten die Rotten B und D einen Ausfall von ihren Sternen. Während sie ohne Deckung waren, verließen die Rotten A und C ihre Sterne und trieben auf die nahe Wand zu. Sie erreichten sie gemeinsam und stießen sich mit der Klappmesser-Technik von der Wand ab. Doppelt so schnell wie normal tauchten sie hinter den Sternen des Feindes auf und eröffneten das Feuer. In wenigen Sekun-

den war der Kampf vorbei, fast alle Feinde waren eingefroren, selbst ihr Commander, und die wenigen restlichen lagen in den Ecken. In den nächsten fünf Minuten räumte die Drachentruppe die Ecken und trieb jeweils zu viert den Feind in der Mitte des Raumes zusammen, wo ihre Körper, in unmöglichen Verdrehungen eingefroren, gegeneinanderstießen. Dann nahm Ender drei seiner Leute zum Tor des Feindes und erledigte die Formalität, das Einbahnstraßenfeld umzudrehen, indem er einen Helm der Drachen-Truppe gleichzeitig jede Ecke berühren ließ. Dann ließ Ender seine Truppe in vertikalen Fächern vor dem Knäuel der eingefrorenen Hasen-Truppe antreten.

Nur drei Soldaten der Drachen-Truppe waren bewegungslos. Die Siegesquote – 38 zu 0 – war lächerlich hoch, und Ender begann zu lachen. Die Drachen-Truppe fiel ein, und sie lachten lange und laut. Sie lachten immer noch, als Leutnant Anderson und Leutnant Morris aus dem Lehrertor am südlichen Ende des Kampfraumes kamen.

Leutnant Andersons Gesicht war reglos, er lächelte nicht, aber Ender sah, wie er blinzelte, als er seine Hand ausstreckte und die steife, formelle Gratulation anbot, die nach den Regeln dem Sieger des Kampfes gebührte.

Morris fand Carn Carby, taute ihn auf, und der Dreizehnjährige trat vor Ender, der ohne Schadenfreude lachte und ihm die Hand hinstreckte. Carn nahm demütig Enders Hand und beugte seinen Kopf darüber. Sonst wäre er wieder geblitzt worden.

Leutnant Anderson entließ die Drachen-Truppe, und sie verließen schweigend den Kampfraum durch das Tor

des Feindes – wieder ein Teil des Rituals. Ein Licht blinkte an der Nordseite der Hoftür auf und zeigte, wo die Schwere im Flur lag. Ender, der seine Soldaten anführte, änderte seine Orientierung, ging durch das Schutzfeld und kam in der Schwere auf die Füße. In einem schnellen Trab folgte ihm seine Truppe zum Übungsraum. Als sie dort angekommen waren, stellten sie sich zu kleinen Gruppen zusammen. Ender schwebte in der Luft und beobachtete sie.

»Gut, der erste Kampf«, sagte er, und das war Grund genug für einen Hochruf, den er zum Schweigen brachte. »Die Drachen-Truppe hat gegen die Hasen eine gute Leistung gezeigt. Aber der Feind wird nicht immer so schlecht sein. Und wenn das eine gute Truppe gewesen wäre, wären wir jetzt ganz schön fertig. Wir hätten zwar immer noch gewonnen, aber wir wären fertig. So, jetzt wollen wir uns mal die Rotten B und D vornehmen. Euer Start von den Sternen war viel zu langsam. Wenn die Hasen-Truppe gewußt hätte, wie man mit einem Blitzer zielt, wärt ihr alle eingefroren, bevor A und C es bis zur Wand geschafft hätten.«

Sie übten den Rest des Tages.

Diesen Abend ging Ender zum ersten Mal zur Commander-Messe. Hier hatte keiner Zutritt, bis er nicht wenigstens einen Kampf gewonnen hatte, und Ender war der jüngste Commander, der es je geschafft hatte. Es gab kein besonderes Aufsehen, als er hereinkam. Aber als ein paar Jungs das Drachenzeichen auf seiner Brusttasche sahen, starrten sie ihn offen an, und als er sich seinen Teller geholt hatte und an einem leeren Tisch saß,

herrschte Stille im ganzen Raum, und die anderen Commander beobachteten ihn. Ender wunderte sich, daß sie anscheinend über ihn Bescheid wußten, und er fragte sich, warum sie so feindselig blickten.

Dann blickte er auf die Tür, durch die er eben hereingekommen war. Darüber und über die ganze Wand erstreckte sich eine große Tafel. Sie zeigte Siege und Niederlagen der Commander jeder Truppe; die Kämpfe dieses Tages leuchteten rot. Es waren nur vier. Die anderen drei Gewinner hatten es gerade geschafft – das beste Ergebnis waren zwei ganz und elf teilweise bewegliche Kämpfer am Ende des Spiels. Das Ergebnis der Drachentruppe mit 38 beweglichen Kämpfern war überraschend höher.

Andere neue Commander wurden in der Messe mit Glückwünschen und Hochrufen begrüßt. Aber andere Commander hatten auch nicht 38 zu Null gewonnen.

Ender sah auf die Ergebnisse der Hasen-Truppe auf der Anzeigetafel. Er stellte überrascht fest, daß Carn Carbys Ergebnis bis jetzt acht Siege und drei Niederlagen betrug. War er so gut? Oder hatte er nur gegen noch schlechtere Truppen gekämpft? Wie auch immer, jetzt stand da eine Null in Carns Ergebnissen, und Ender wandte grinsend den Blick von der Tafel ab. Keiner grinste zurück, und Ender wußte, daß sie Angst vor ihm hatten. Das bedeutete, daß sie ihn hassen würden, und das wiederum bedeutete, daß jeder, der gegen die Drachentruppe antrat, Furcht hatte, wütend war und deshalb Fehler machen würde. Ender suchte nach Carn Carby in der Menge und entdeckte ihn nicht weit entfernt. Er starrte zu

Carby hinüber, bis einer der anderen Jungs den Commander der Hasen-Truppe anstieß und auf Ender deutete. Ender lächelte wieder und winkte kurz. Carby lief rot an, und Ender beugte sich zufrieden über seinen Teller und begann zu essen.

*

Am Wochenende hatte die Drachen-Truppe sieben Kämpfe an sieben Tagen ausgetragen. Das Ergebnis: sieben Siege und keine Niederlage. In keinem Spiel hatte Ender mehr als fünf eingefrorene Jungs. Es war jetzt nicht länger mehr möglich für die anderen Commander, Ender zu ignorieren. Ein paar von ihnen saßen bei ihm und unterhielten sich ruhig über die Strategien in den Spielen, die Enders Gegner angewendet hatten. Andere Gruppen, die größer waren, sprachen mit den Commandern, die Ender besiegt hatte und versuchten, herauszufinden, wie Ender es geschafft hatte, sie zu schlagen.

Mitten in der Tischzeit öffnete sich die Tür der Lehrer. Die Jungs schwiegen, als Leutnant Anderson hereintrat und die Gruppen schweigend musterte. Als er Ender entdeckt hatte, kam er rasch durch den Raum und flüsterte etwas in Enders Ohr. Ender nickte, trank sein Wasserglas leer und verschwand mit dem Leutnant. Als sie nach draußen gingen, gab Anderson einem der älteren Jungs einen Zettel. Die Gespräche im Raum wurden sehr laut, als Anderson und Ender draußen waren.

Ender wurde durch Korridore geführt, die er nie zuvor gesehen hatte. Sie hatten nicht das bläuliche Glühen, das

in den Fluren der Soldaten herrschte. In den meisten waren die Wände aus Holz, und die Fußböden waren mit Teppichen bedeckt. Auch die Türen waren aus Holz, und sie hielten vor einer Tür, auf der stand »Captain Graff, Direktor«. Anderson klopfte leise an, und eine tiefe Stimme sagte »Herein«.

Sie traten ein. Captain Graff saß hinter einem Tisch, seine Hände waren über seinen umfangreichen Bauch gefaltet. Er nickte, und Anderson setzte sich. Ender setzte sich ebenfalls. Graff räusperte sich und sagte: »Sieben Tage seit deinem ersten Kampf, Ender.«

Ender antwortete nicht.

»Hast sieben Kämpfe gewonnen, jeden Tag einen.«

Ender nickte.

»Ergebnisse ziemlich hoch, was?«

Ender blinzelte.

»Warum?« fragte ihn Graff.

Ender sah erst Anderson an, dann sagte er zu dem Captain hinter dem Tisch: »Zwei neue Taktiken, Sir. Beine anwinkeln wie einen Schild, Blitze frieren einen nicht ein. Klappmesser-Technik zum Abstoßen von den Wänden. Überlegene Strategie, wie von Leutnant Anderson gelehrt: Plätze besetzen, nicht Räume. Fünf Rotten mit acht Jungs anstatt vier mit zehn. Schwache Gegner. Gute Rottenführer, gute Soldaten.«

Graff blickte Ender ausdruckslos an. Worauf wartet er? wunderte sich Ender. Leutnant Anderson wandte sich ihm zu.

»Ender, in welchem Zustand ist deine Truppe?«

Wollen sie, daß ich um eine Ruhepause bitte? Keine

Chance, entschied er. »Etwas müde, aber beste Kondition, Moral ausgezeichnet, lernen schnell. Freuen sich auf den nächsten Kampf.«

Anderson blickte zu Graff hinüber. Graff zuckte mit den Schultern und fragte Ender: »Gibt es etwas, das du gern wissen möchtest?«

Ender hielt seine Hände locker auf den Knien. »Wann lassen Sie uns gegen eine gute Truppe antreten?«

Graffs Gelächter hallte im Raum wider, und als er verstummte, reichte der Captain ein Stück Papier zu Ender hinüber. »Jetzt«, sagte der Captain, und Ender las auf dem Zettel: »Drachen-Truppe gegen Leopard-Truppe, Ender Wiggins und Pol Slattery, 2000.«

Ender sah zu Captain Graff auf. »Das ist genau in zehn Minuten, Sir.«

Graff lächelte. »Dann beeil dich am besten, Junge.«

Als Ender ging, erinnerte er sich, daß Pol Slattery der Junge war, dem der Befehl gegeben wurde, als Ender die Messe verlassen hatte.

Fünf Minuten später war er bei seiner Truppe. Drei Rottenführer waren bereits ausgezogen und lagen nackt auf ihren Betten. Er jagte sie den Korridor hinunter, damit sie ihre Rotten sammeln sollten und holte selbst die Anzüge. Als alle Jungs im Korridor versammelt waren, waren einige von ihnen noch beim Anziehen.

»Das ist eine heiße Sache«, sagte Ender, »und wir haben keine Zeit. Wir werden zu spät am Tor sein, und der Feind wird sich schon am Tor verschanzt haben. Ein Hinterhalt. Ich hab davon noch nie gehört. Also lassen wir uns an der Tür Zeit. A und B Rotten, laßt eure Gürtel

locker und gebt eure Blitzer den Führern und den Zweiten der anderen Rotten.«

Verwirrt gehorchten seine Soldaten. Inzwischen waren alle angezogen, und Ender führte sie im Laufschrift zum Tor. Als sie es erreicht hatten, war das Einweg-Schutzfeld schon eingeschaltet, und einige seiner Soldaten keuchten. Sie hatten schon ein Gefecht diesen Tag und dazu ein volles Trainingsprogramm. Sie waren müde.

Ender verhielt am Eingang und beobachtete die Aufstellung der feindlichen Soldaten. Ein paar von ihnen waren nicht weiter als sechs Meter vom Tor placiert. Es gab kein Gitter, es gab keine Sterne. Nur ein großer leerer Raum. Wo war der Hauptteil der feindlichen Soldaten? Es mußten doch dreißig mehr sein.

»Sie haben sich flach gegen diese Wand gepreßt, wo wir sie nicht sehen können«, sagte Ender.

Er ließ die Rotten A und B sich hinknien, die Hände auf den Hüften. Denn blitzte er sie, daß ihre Körper eingefroren waren.

»Ihr seid Schilde«, sagte Ender. Dann ließ er die Jungs von C und D sich ebenfalls hinknien und jeweils beide Arme unter die Gürtel der Bewegungslosen einhaken. Jeder Junge hielt zwei Blitzer. Dann nahmen Ender und die Jungs der Rotte E die Duos auf, drei gleichzeitig, und stießen sie durch die Tür.

Natürlich eröffnete der Feind sofort das Feuer. Aber sie trafen hauptsächlich die Jungs, die bereits geblitzt waren. In wenigen Augenblicken brach ein Tumult im Kampfraum aus. Alle Soldaten der Leopard-Truppe wa-

ren leichte Ziele. Sie waren entweder flach gegen die Wand gepreßt oder trieben ungeschützt in der Mitte des Kampfraums. Enders Soldaten, jeder bewaffnet mit zwei Blitzern, rieben sie leicht auf. Pol Slattery regierte schnell, befahl seine Leute, sich von der Wand zu entfernen, aber es war nicht schnell genug. Nur ein paar konnten sich noch bewegen, und sie wurden geblitzt, bevor sie sich auch nur ein Viertel der Entfernung durch den Kampfraum bewegen konnten.

Als der Kampf vorbei war, hatte die Drachen-Truppe nur zwölf unversehrte Jungs, das niedrigste Ergebnis, das sie je gehabt hatten. Aber Ender war zufrieden. Und während des Rituals der Unterwerfung brach Pol Slattery die Regel, indem er beim Händeschütteln fragte: »Warum hast du so lange gewartet, bis du aus dem Tor kamst?«

Ender blickte zu Anderson hinüber, der nahe bei ihnen schwebte. »Ich wurde spät informiert«, sagte er. »Es war eine Falle.«

Slattery grinste und packte wieder Enders Hand. »Ein gutes Spiel.«

Ender lächelte Anderson diesmal nicht zu. Er wußte, daß jetzt die Spiele gegen ihn geführt wurden, um die Nachteile auszugleichen. Es gefiel ihm nicht.

*

Um 21.50, kurz bevor die Lichter gelöscht wurden, klopfte Ender an die Tür des Zimmers, das Bohne und drei andere Soldaten teilten. Einer der anderen öffnete die Tür, trat dann zurück und hielt sie auf. Ender verhielt

einen Moment und fragte dann, ob er eintreten dürfte. Sie antworteten, natürlich, natürlich, komm rein, und er ging zu der oberen Pritsche, wo Bohne sein Buch hingelegt hatte und Ender, auf einen Ellbogen gestützt, ansah.

»Bohne, hast du mal zwanzig Minuten Zeit für mich?«

»Lichter gehen gleich aus«, antwortete Bohne.

»Mein Zimmer«, antwortete Ender, »ich bürge für dich.«

Bohne setzte sich auf und schlüpfte aus dem Bett. Zusammen schlichen sie leise den Korridor entlang zu Ender's Raum. Bohne betrat ihn zuerst, dann schloß Ender hinter ihnen die Tür.

»Setz dich«, sagte Ender. Sie saßen beide auf der Bettkante und sahen sich an.

»Erinnerst du dich vor vier Wochen, Bohne? Als du mir sagtest, ich soll dich zum Rottenführer machen?«

»Klar.«

»Ich hab seitdem fünf Jungs zu Rottenführern ernannt, nicht wahr? Aber du warst nicht dabei.«

Bohne sah ihn ruhig an.

»War das richtig?« fragte Ender.

»Ja, Sir«, antwortete Bohne.

Ender nickte. »Wie hast du dich in den Kämpfen gemacht?«

Bohne neigte den Kopf zur Seite. »Ich wurde niemals eingefroren, Sir, und ich habe 43 Feinde eingefroren. Ich habe Befehle schnell befolgt. Ich habe in einer Säuberungsaktion eine Gruppe kommandiert und nie einen Soldaten verloren.«

»Dann wirst du das verstehen.« Ender schwieg und

beschloß, etwas anderes zuerst zu sagen.

»Du weißt, daß du früh dran bist, Bohne, ein gutes halbes Jahr. Bei mir war das genauso, ich wurde sechs Monate vor der Zeit zum Commander ernannt. Jetzt haben sie mir Kämpfe gegeben, nach nur drei Wochen Training mit meiner Truppe. Sie haben mir acht Kämpfe in sieben Tagen zugeteilt. Ich hatte schon mehr Kämpfe als Jungs, die schon seit vier Monaten Commander sind. Ich habe mehr Kämpfe gewonnen als andere, die schon seit einem Jahr Commander sind. Und dann die Sache heute abend. Du weißt, was heute abend passiert ist.«

Bohne nickte. »Sie haben es dir zu spät gesagt.«

»Ich weiß nicht, was die Lehrer vorhaben. Aber meine Truppe wird müde, und ich werde müde, und jetzt ändern sie sogar die Spielregeln. Weißt du, Bohne, ich habe mir die alten Ergebnisse angesehen. Keiner hat so viele Feinde erledigt und hat so wenig eigene Verluste gehabt, solange es diese Spiele gibt. Ich bin einmalig – und ich bekomme eine einmalige Behandlung.«

Bohne lächelte. »Du bist eben der beste, Ender.«

Ender schüttelte den Kopf. »Vielleicht. Aber es war kein Zufall, daß ich die Soldaten bekommen habe, die ich habe. Mein schlechtester Soldat könnte Rottenführer in einer anderen Truppe sein. Ich habe die besten bekommen. Sie haben mir Vorteile verschafft – aber jetzt benachteiligen sie mich. Ich weiß nicht, warum. Aber ich weiß, daß ich auf einiges gefaßt sein muß. Ich brauche deine Hilfe.«

»Warum meine?«

»Darum: Obwohl es bessere Soldaten gibt als du in der

Drachen-Truppe – nicht viele, aber ein paar – gibt es keinen, der besser und schneller denken kann als du.« Bohne schwieg. Sie wußten beide, daß es stimmte.

Ender fuhr fort. »Ich muß vorbereitet sein, aber ich kann nicht die ganze Truppe umschulen. Darum verringere ich jede Rotte um einen Jungen, einschließlich dir. Mit vier anderen wirst du eine Spezialeinheit unter mir bilden. Und du wirst ein paar neue Sachen lernen. Die meiste Zeit wirst du in der normalen Rotte sein, wie jetzt auch. Aber wenn ich dich brauche ... verstehst du?«

Bohne nickte lächelnd. »Na fein, das gefällt mir. Kann ich die anderen mir selbst aussuchen?«

»Einen aus jeder Rotte, ausgenommen deiner eigenen, und du darfst auch keinen Rottenführer nehmen.«

»Was sollen wir tun?«

»Ich weiß nicht, Bohne. Ich weiß nicht, was sie jetzt mit uns vorhaben. Was würdest du tun, wenn unsere Blitzer plötzlich nicht mehr funktionieren würden, aber die unseres Feindes? Was würdest du tun, wenn wir plötzlich gegen zwei Truppen kämpfen müßten? Das einzige, was ich weiß – es könnte ein Spiel geben, in dem wir nicht mal einen Treffer versuchen würden. In dem wir gerade zum Tor des Feindes gehen müßten. Das würde bedeuten, daß wir das Spiel technisch gewinnen müßten – mit vier Helmen an den Ecken des Tores. Ich will, daß du darauf vorbereitet bist, wenn ich den Befehl gebe. Verstanden? Du nimmst sie zwei Stunden während des normalen Trainings. Dann werden du und ich und deine Soldaten nach dem Essen weiter trainieren.«

»Wir werden müde werden.«

»Ich hab so das Gefühl, daß wir noch gar nicht wissen, was Müdigkeit bedeutet.«

Ender langte hinüber und nahm Bohnes Hand, ergriff sie. »Auch wenn alles gegen uns ist, Bohne. Wir werden siegen.«

Bohne ging schweigend aus dem Zimmer und schlich den Korridor entlang.

*

Die Drachen-Truppe war nicht die einzige Truppe, die jetzt Überstunden machte. Die anderen Commander hatten begriffen, daß sie einiges aufholen mußten. Vom frühen Morgen an bis zur Dunkelheit trainierten Soldaten im Trainings- und Kommando-Center die Klappmesser-Technik und wie man die Kameraden als Schilde einsetzen konnte. Keiner war über 14 Jahre alt. Aber während die anderen Commander die Techniken erlernten, die Ender eingesetzt hatte, um sie zu besiegen, arbeiteten Ender und Bohne an Lösungen von Problemen, die es nie zuvor gegeben hatte. Es gab immer noch Kämpfe jeden Tag, aber eine Zeitlang waren sie wieder wie gewohnt, mit Gittern und Sternen und plötzlichen Durchbrüchen durch das Tor. Und nach diesen Kämpfen verließen Ender, Bohne und vier andere Soldaten die Hauptgruppe und übten seltsame Manöver.

Angriffe ohne Blitzer, den Einsatz von Füßen, um den Gegner zu entwaffnen oder ihm die Orientierung zu nehmen. Den Einsatz von vier eingefrorenen Soldaten, um in weniger als zwei Sekunden das gegnerische Tor zu

erreichen. Und eines Tages kam Bohne zum Training mit einer 300-Meter-Schnur.

»Wozu denn das?«

»Ich weiß noch nicht.« Gedankenvoll drehte Bohne das eine Ende der Schnur. Sie war ein Drittel Zentimeter dick, aber sie konnte das Gewicht von zehn Erwachsenen aushalten ohne zu reißen.

»Wo hast du das her?«

»Geliehen. Sie haben gefragt, wofür. Ich hab gesagt, um Knoten zu üben.«

Bohne knüpfte eine Schlinge in das eine Ende des Seils und legte es um seine Schultern.

»Hier, ihr zwei, nehmt das Ende und geht an die Wand da drüben. Laßt das Seil nicht los. Gebt mir etwa 50 Meter.« Sie gehorchten, und Bohne entfernte sich etwa drei Meter von ihnen an der Wand. Als er sicher war, daß sie bereit waren, stieß er sich in Klappmesser-Technik von der Wand ab und flog geradeaus, 50 Meter weit. Das Seil straffte sich. Es war so dünn, daß es fast unsichtbar war, aber es war stark genug, um Bohne fast in einem rechten Winkel zur Seite zu schleudern. Es geschah so plötzlich, daß er einen perfekten Bogen beschrieb und hart auf die Wand aufprallte, bevor die meisten Soldaten überhaupt bemerkten, was geschehen war. Bohne beschrieb eine perfekte Rolle und driftete zurück, wo Ender und die anderen standen.

Viele Soldaten in den normalen Gruppen hatten das Seil gar nicht bemerkt und wollten nun wissen, wie Bohne das gemacht hatte. Es war unmöglich, im Nulllo so schnell die Richtung zu ändern. Bohne lachte nur.

»Wartet auf das nächste Spiel ohne Gitter! Sie werden gar nicht merken, was sie da getroffen hat.«

Sie merkten es nicht. Das nächste Spiel war nur zwei Stunden später angesetzt, aber Bohne und zwei andere Soldaten hatten es schnell geschafft, zu zielen und zu schießen, während sie mit unmöglicher Geschwindigkeit am Ende des Seils dahinflogen. Der Einsatzbefehl wurde abgeliefert, und die Drachen-Truppe lief zum Tor, bereit zum Kampf mit der Greifen-Truppe. Während des Wegs rollte Bohne das Seil zusammen.

Das Tor öffnete sich. Alles was sie sahen, war ein großer brauner Stern, der nur fünf Meter entfernt stand und die Sicht auf das feindliche Tor völlig versperrte.

Ender zögerte nicht. »Bohne, laß dir 15 Meter Seil geben und geh um den Stern herum.« Bohne und seine vier Soldaten stürzten durch das Tor, und im nächsten Moment befand sich Bohne seitlich vom Stern. Das Seil straffte sich, und Bohne flog vorwärts. Als das Seil an jeder Ecke des Sterns bei der Umkreisung gestoppt wurde, wurde der Bogen enger und die Geschwindigkeit größer. Als er die Wand nur einen Meter neben dem Tor traf, konnte er sich kaum hinter den Stern in Deckung bringen. Aber sofort bewegte er Arme und Beine, so daß die da drinnen im Tor wußten, daß er nicht geblitzt worden war.

Ender warf sich durch das Tor, und Bohne berichtete schnell, wie die Greifen-Truppe placiert war. Sie haben zwei Sternen-Quadrate um ihr Tor herum. Alle Soldaten sind in Deckung, es gibt keine Möglichkeit, sie zu treffen, bis wir an der unteren Wand sind. Auch mit Schilden

würden wir mit halber Mannschaft ankommen, und wir hätten keine Chance.«

»Bewegen sie sich?« fragte Ender.

»Brauchen sie nicht, oder?«

»Ich würde schon.« Ender dachte einen Moment nach.

»Das wird ein harter Brocken. Wir gehen auf das Tor zu, Bohne.«

Die Greifen-Truppe schrie ein paar Worte herüber.

»He, ist da jemand?«

»Wacht auf, wir sind hier im Kampf!«

»Macht ihr etwa ein Picknick?«

Sie schrien immer noch, als Enders Truppe hinter ihrem Stern hervorbrach, vor sich einen Schild aus 14 eingefrorenen Soldaten. William Bee, der Commander der Greifen-Truppe, wartete geduldig, als der Schirm erschien, seine Leute warteten hinter ihren Sternen auf den Moment, daß etwas hinter dem Schirm sichtbar würde. Etwa zehn Meter weiter schien der Schirm plötzlich zu explodieren, als die Soldaten dahinter den Schirm nach Norden stießen. Die Trägheit ließ sie doppelt so schnell nach Süden fliegen, und im selben Moment raste der Rest der Drachen-Truppe hinter ihrem Stern an der gegenüberliegenden Seite des Raums hervor und schoß wild um sich.

William Bees Jungs warfen sich natürlich sofort in den Kampf, aber William Bee war weitaus mehr an dem interessiert, was hinter dem verschwundenen Schirm erschien. Eine Formation von vier eingefrorenen Soldaten der Drachen-Truppe schoß mit dem Kopf voran auf das Tor der Greifen-Truppe zu, zusammengehalten von einem weiteren eingefrorenen Soldaten, dessen Hände und

Füße an ihren Gürteln festgehakt waren. Ein sechster Soldat hing an seiner Hüfte und lenkte die Gruppe wie der Schwanz eines Drachens. Die Greifen-Truppe gewann den Kampf mühelos, und William Bee achtete auf die Formation, die sich seinem Tor näherte. Plötzlich bewegte sich der Soldat am Ende der Gruppe, er war überhaupt nicht eingefroren! Und obwohl William Bee ihn sofort blitzte, war das Unheil geschehen. Die Formation driftete auf das Tor der Greifen-Truppe zu, und ihre Helfer berührten alle vier Ecken gleichzeitig. Ein Summen ertönte, die Richtung des Tores drehte sich um, und der eingefrorene Soldat in der Mitte wurde durch den Schub durch das Tor geschleudert. Alle Blitzer schwiegen plötzlich, das Spiel war aus.

Das Tor des Lehrers öffnete sich, und Leutnant Anderson kam herein. Anderson stoppte mit einer leichten Bewegung seiner Hände, als er das Zentrum des Kampf-raums erreicht hatte. »Ender«, rief er und verletzte damit das Protokoll. Einer der eingefrorenen Soldaten der Drachen-Truppe nahe der Südmauer versuchte zu sprechen, aber der Anzug hielt seine Kiefer geschlossen. Anderson schwebte zu ihm hinüber und taute ihn auf.

Ender lächelte.

»Ich habe Sie wieder geschlagen, Sir«, sagte er.

Anderson lächelte nicht. »Das ist Unsinn, Ender«, sagte er. »Du hast mit William Bee von der Greifen-Truppe gekämpft.«

Ender hob die Augenbrauen.

»Nach diesem Manöver«, sagte Anderson, »werden die Regeln geändert. Es muß sichergestellt sein, daß alle

feindlichen Soldaten eingefroren werden, bevor die Richtung des Tores geändert wird.«

»Schon recht«, sagte Ender. »Es konnte ohnehin nur einmal klappen.« Anderson nickte und wandte sich ab, als Ender hinzufügte: »Wird es auch eine neue Regel geben, daß Truppen aus gleichen Positionen heraus kämpfen können?«

Anderson drehte sich wieder um. »Wenn du in einer dieser Positionen bist, Ender, kann man sie kaum gleich nennen.«

William Bee zählte sorgfältig nach und wunderte sich, wie um alles in der Welt er hatte verlieren können, da doch keiner von seiner Truppe geblitzt worden war und nur vier von Enders Soldaten noch bewegungsunfähig waren.

Als Ender an diesem Abend in die Commander-Messe kam, wurde er mit Beifall und Hochrufen begrüßt. Sein Tisch war von Commandern umringt, die ihm Achtung zollten, obwohl viele von ihnen zwei oder drei Jahre älter waren als er. Er war in bester Stimmung, aber während des Essens fragte er sich, was die Lehrer sich für den nächsten Kampf ausgedacht haben mochten. Er brauchte sich jedoch keine Sorgen zu machen. Die nächsten beiden Kämpfe waren leicht errungene Siege, und danach sah er den Kampfraum nicht wieder.

*

Es war 21.00. Ender wunderte sich, als jemand an seine Tür klopfte. Seine Truppe war erschöpft, und er hatte sie alle nach 20.30 zu Bett geschickt. Die letzten beiden Ta-

ge hatte es normale Kämpfe gegeben, und Ender erwartete für den nächsten Morgen das Schlimmste.

Es war Bohne. Er kam schüchtern herein und salutierte.

Ender erwiderte den Gruß und sagte scharf: »Bohne, ich erwarte, daß jeder im Bett ist.«

Bohne nickte, aber er ging nicht. Ender überlegte sich, ihn hinauszuerwerfen. Aber als er Bohne betrachtete, fiel ihm nach Wochen wieder auf, wie jung Bohne eigentlich war. Er war vor einer Woche acht geworden, und er war immer noch klein und – nein, Ender wußte, daß er nicht jung war. Keiner war jung. Bohne war in den Kampf gegangen, die ganze Truppe hatte von seinem Einsatz abgehungen, aber er war durchgekommen und hatte gewonnen. Und trotzdem war er klein. Ender konnte sich nicht daran erinnern, jemals so klein gewesen zu sein.

Ender zuckte die Schultern und Bohne kam herüber und setzte sich auf die Bettkante. Der kleinere Junge sah eine Weile auf seine Hände, bis Ender ungeduldig wurde und fragte: »Na, was ist denn?«

»Ich werde versetzt. Hab' gerade vor ein paar Minuten den Befehl bekommen.«

Ender schloß für einen Moment die Augen. »Ich wußte, daß sie etwas Neues aushecken würden. Jetzt nehmen sie – wohin gehst du?«

»Hasen-Truppe.«

»Wie können sie dich zu so einem Idioten wie Carn Carby stecken?«

»Carn ist befördert worden. Hilfsmannschaft.«

Ender sah auf. »Und wer ist nun der Commander der Hasen?«

Bohne streckte seine Hände hilflos aus.

»Ich«, sagte er.

Ender nickte und lächelte dann. »Natürlich. Schließlich bist du ja nur vier Jahre jünger als die anderen.«

»Das ist nicht komisch«, sagte Bohne. »Ich weiß nicht, was hier vorgeht. Erst die ganzen Änderungen im Spiel. Und jetzt das. Ich bin übrigens nicht der einzige, der versetzt wurde, Ender. Auch Ren, Peder, Brian, Wins, Younger. Sind jetzt alle Commander.«

Ender stand wütend auf und ging zur Wand. »Jeden verdammten Rottenführer, den ich habe«, sagte er und wirbelte zu Bohne herum. »Wenn sie meine ganze Truppe auseinanderreißen, warum haben sie mich dann überhaupt zum Commander gemacht?«

Bohne schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Du bist der Beste, Ender. Keiner hat bisher geschafft, was du geschafft hast. Neunzehn Kämpfe in fünfzehn Tagen, Sir, und du hast jeden gewonnen, ganz gleich, was sie dir angetan haben.«

*

»Und jetzt bist du und die anderen Commander. Ihr kennt jeden meiner Tricks, ich habe euch trainiert, und wie soll ich euch ersetzen? Wollen sie mir sechs Grünschnäbel geben?«

»Die Sache stinkt, Ender, aber du weißt doch, die können dir fünf verkrüppelte Zwerge geben und dich mit einer Rolle Klopapier bewaffnen, und du würdest trotzdem gewinnen.«

Sie lachten beide, und dann stellten sie fest, daß die Tür offen stand.

Leutnant Anderson kam herein. Captain Graff folgte ihm.

»Ender Wiggins«, sagte Graff und hielt seine Hände um den Bauch gefaltet.

»Ja, Sir«, antwortete Ender.

»Befehle.«

Anderson holte ein Blatt Papier hervor. Ender las es rasch, dann zerknüllte er es und starrte auf die Stelle, an der eben noch das Papier gewesen war. Nach ein paar Sekunden fragte er: »Kann ich meiner Truppe Bescheid sagen?«

»Sie werden es erfahren«, sagte Graff. »Es ist besser, nach diesen Befehlen nicht mit ihnen zu reden. Es macht die Sache leichter.«

»Für Sie oder für mich?« fragte Ender. Er wartete die Antwort nicht ab. Er wandte sich rasch zu Bohne, drückte einen Moment dessen Hand und ging dann auf die Tür zu.

»Warte«, sagte Bohne. »Wohin gehst du? Taktische Schule oder Hilfstruppen?«

»Commando-Schule«, sagte Ender. Dann war er draußen, und Anderson schloß die Tür.

Commando-Schule, dachte Bohne. Keiner kam auf die Commando-Schule, bevor er nicht drei Jahre Taktik durchgemacht hatte. Aber schließlich kam auch keiner auf die Taktische, wenn er nicht mindestens fünf Jahre Kampfschule hinter sich hatte. Ender hatte nur drei gehabt.

Das System wurde durchbrochen, kein Zweifel, dachte Bohne. Entweder jemand da oben war verrückt gewor-

den, oder etwas lief schief mit dem Krieg – dem wirklichen Krieg, für den sie ausgebildet wurden. Warum würde sonst jemand den Trainingsplan umstoßen und jemanden derart fördern – auch wenn er so gut wie Ender war –, ihn geradewegs in die Commando-Schule befördern? Warum sonst würden sie einen achtjährigen Grünschnabel wie Bohne eine Truppe kommandieren lassen?

Bohne dachte lange Zeit darüber nach. Schließlich legte er sich auf Enders Bett und es wurde ihm klar, daß er Ender vielleicht nie wieder sehen würde. Es war ihm zum Weinen zumute. Aber er weinte natürlich nicht. Das Training in der Vorschule hatte ihn gelehrt, Emotionen niederzukämpfen. Er dachte daran, wie sein erster Lehrer wütend geworden war, als seine Lippen zitterten und seine Augen sich mit Tränen füllten. Damals war Bohne drei gewesen.

Bohne machte seine Entspannungsübungen, bis ihm nicht mehr nach Weinen zumute war. Dann schlief er ein. Seine Hand war neben seinem Mund. Sie lag wie zögernd auf dem Kissen, als ob Bohne sich nicht entscheiden konnte, am Daumen zu lutschen oder auf seine Nägel zu beißen. Seine Stirn war zerfurcht. Sein Atem schnell und leicht. Er war ein Soldat, und wenn ihn jemand gefragt hätte, was er tun würde, wenn er erwachsen wäre, hätte er die Bedeutung der Frage nicht verstanden.

Sie sagten, sie wären im Kriegszustand, und das war Entschuldigung und Erklärung genug für den ganzen Aufbruch in der Welt. Sie sagten es wie ein Losungswort und zeigten eine kleine Karte vor, an jedem Kartenschalter,

an jeder Zollkontrolle, an jeder Wachstation. Es brachte sie zu jedem Ziel.

Ender Wiggins wurde so schnell von Ort zu Ort gebracht, daß er keine Zeit hatte, irgend etwas aufzunehmen. Aber er sah zum ersten Mal Bäume. Er sah Männer, die keine Uniform trugen. Er sah Frauen. Er sah seltsame Tiere, die nicht sprechen konnten, aber folgsam hinter Frauen und kleinen Kindern hergingen. Er sah Koffer und Rolltreppen und Zeichen, auf denen Worte standen, die er nie zuvor gehört hatte. Er hätte gern jemanden gefragt, was diese Worte bedeuteten, aber vier hohe Offiziere begleiteten ihn, die nie ein Wort miteinander sprachen und auch nichts zu ihm sagten.

Ender Wiggins war ein Fremder in einer Welt, die zu retten er ausgebildet worden war. Er konnte sich nicht erinnern, je zuvor die Kampf-Schule verlassen zu haben. Seine frühesten Erinnerungen waren die an kindliche Kriegsspiele unter der Anleitung eines Lehrers, waren die Mahlzeiten mit den anderen Jungen in den grauen und grünen Uniformen der Streitkräfte seiner Welt. Er wußte nicht, daß das Grau den Himmel darstellte und das Grün die Wälder des Planeten. Alles was er von der Welt wußte, stammte von verschwommenen Berichten über das »Draußen«.

Und bevor er sich ein Bild von der seltsamen Welt machen konnte, die er zum ersten Mal sah, schlossen sie ihn wieder in einer militärischen Abkapselung ein, wo keiner sagen mußte »Es herrscht Krieg«, weil keiner beim Militär das auch nur einen Augenblick am Tag vergaß.

Sie brachten ihn zu einem Raumschiff, das zu einem

großen künstlichen Satelliten flog, der die Welt umkreiste. Diese Raumstation wurde Kommando-Schule genannt. Hier befand sich der Verkürzer.

Am ersten Tag wurde Ender Wiggins über den Verkürzer belehrt und was er für den Krieg bedeutete. Obwohl die Sternenschiffe der heutigen Kämpfe vor über hundert Jahren gestartet waren, waren die Commander dieser Sternenschiffe Leute von heute, die durch den Verkürzer Botschaften zu den Computern und den wenigen Männern an Bord der Schiffe schicken konnten. Der Verkürzer konnte Worte übermitteln, im Augenblick in dem sie gesprochen wurden, Befehle in dem Moment, in dem sie gegeben wurden, Kampfpläne, die sofort umgesetzt werden konnten. Das Licht war ein Fußgänger.

Zwei Monate lang traf Ender Wiggins keine Persönlichkeit. Menschen ja. Namenlos kamen sie zu ihm, lehrten ihn, was sie wußten und überließen ihn wieder anderen Lehrern. Er hatte keine Zeit, seine Freunde von der Kampfschule zu vermissen. Er hatte nur Zeit, zu lernen, wie er mit dem Simulator umzugehen hatte, der um ihn herum Kampfformationen aufblitzen ließ, als würde er sich in einem Sternenschiff inmitten eines Kampfes befinden. Er lernte, wie man Phantomschiffe in Phantomgefechten einsetzte, indem man die Kontrollen, des Simulators bewegte und Worte in den Verkürzer sprach. Lernte, wie man sofort jedes feindliche Schiff erkannte und die Waffen, die es mit sich führte, allein aus den Mustern, die der Simulator zeigte. Er lernte, wie man die Kämpfe im Nullo in der Kampfschule auf die Raumschiffkämpfe in der Kommando-Schule übertrug.

Er hatte gelernt, wie ernst man die Spiele zuvor nahm. Aber jetzt jagten sie ihn förmlich durch jede Ausbildungsstufe, waren wütend und übertrieben besorgt, jedesmal wenn er etwas vergaß oder einen Fehler machte. Aber er arbeitete, wie er immer gearbeitet hatte, und lernte, wie er immer gelernt hatte. Nach einiger Zeit machte er keine Fehler mehr. Er arbeitete mit dem Simulator, als wäre er ein Teil von ihm selbst. Dann hörten sie auf, sich Sorgen zu machen, und gaben ihm einen Lehrer.

*

Maezr Rackham saß mit gekreuzten Beinen auf dem Fußboden, als Ender erwachte. Er sagte nichts, als Ender aufstand, duschte und sich anzog, und Ender sah keine Veranlassung, ihn etwas zu fragen. Er hatte schon vor langer Zeit herausgefunden, daß, wenn etwas Ungewöhnliches geschah, er die Information schneller bekam, indem er wartete als daß er Fragen stellte.

Maezr hatte immer noch nichts gesagt, als Ender fertig war und zur Tür ging, um den Raum zu verlassen. Die Tür ließ sich nicht öffnen. Ender drehte sich um und sah auf den am Boden sitzenden Mann. Maezr war etwas vierzig Jahre alt und damit der älteste Mann, den Ender je aus der Nähe gesehen hatte. Er hatte einen Tag alte schwarze und weiße Bartstoppeln im Gesicht, die nur etwas kürzer waren als sein kurzgeschnittenes Haupthaar. Sein Gesicht war etwas eingefallen, und seine Augen waren von Winkeln und Falten umgeben. Er blickte Ender ohne jedes Interesse an.

Ender wandte sich wieder zur Tür und versuchte sie wieder zu öffnen.

»Na schön«, sagte er und gab auf. »Warum ist die Tür verriegelt?«

Maezr starrte ihn weiterhin ausdruckslos an.

Ender wurde ungeduldig. »Ich werde zu spät kommen. Wenn ich überhaupt nicht heraus soll, dann sagen Sie es mir, damit ich wieder zu Bett gehen kann.« Keine Antwort. »Ist das ein Ratespiel?« fragte Ender. Keine Antwort. Ender sagte sich schließlich, daß der Mann es darauf abgesehen hatte, ihn wütend zu machen, darum vollzog er eine Beruhigungsübung, während er an der Tür lehnte, und bald war er wieder gelassen. Maezr wandte seine Augen nicht von Ender.

Das Schweigen währte nur die nächsten zwei Stunden. Maezr beobachtete Ender unausgesetzt, und Ender versuchte so zu tun, als bemerkte er den alten Mann nicht. Der Junge wurde mehr und mehr nervös und fing schließlich an, von einem Ende des Raums zum anderen zu gehen, in unterschiedlichen Richtungen.

Er ging an Maezr vorbei, wie er es schon einige Male zuvor getan hatte, und Maezrs Hand schoß hervor und stieß gegen Enders linkes Bein, während der Junge einen Schritt machte. Ender fiel auf den Boden lang hin.

Sofort sprang er wieder auf die Füße. Er war wütend. Aber er sah Maezr ruhig mit gekreuzten Beinen am Boden sitzen, als hätte er sich nie bewegt. Ender war auf einen Kampf gefaßt, aber die Unbeweglichkeit des anderen machte es ihn unmöglich, anzugreifen, und er fragte sich auf einmal, ob er es sich nicht eingebildet hatte, daß

die Hand des alten Mannes ihn stürzen ließ.

Für eine weitere Stunde ging er im Raum herum und versuchte es ab und zu an der Tür. Schließlich gab er es auf, zog seine Uniform aus und ging auf das Bett zu.

Als er sich hinüberlehnte, um die Decken zurückzuziehen, fühlte er, wie eine Hand hart zwischen seine Beine griff. Die andere Hand packte sein Haar. Im nächsten Moment wurde er auf den Kopf gestellt. Gesicht und Schultern wurden auf den Boden gedrückt, indem der alte Mann das Knie dagegenstemmte, sein Rücken war schmerzhaft gebeugt, und seine Beine wurden von Maezrs Arm zusammengepreßt. Ender war hilflos, seine Arme konnte er nicht bewegen, und die Beine waren wegen der Biegung des Rückens bewegungslos. In weniger als zwei Sekunden hatte der alte Mann Ender Wiggins vollkommen besiegt.

»Na schön«, keuchte Ender. »Sie haben gewonnen.«

Maezrs Knie drückte ihn weiter schmerzhaft nach unten.

»Seit wann«, fragte Maezr mit sanfter rauher Stimme, »sagt man seinem Feind, wann man gewonnen hat?«

Ender schwieg.

»Ich habe dich einmal überrascht, Ender Wiggins. Warum hast du mich nicht sofort danach fertig gemacht? Nur weil ich friedlich aussehe? Du hast mir den Rücken zugewandt. Dumm. Du hast nichts gelernt. Du hast nie einen Lehrer gehabt.«

Ender war jetzt wütend. »Ich hatte zuviele verdammte Lehrer! Wie sollte ich wissen, Sie wären ein –« Ender suchte nach einem Wort. Maezr lieferte ihm eines.

»Ein Feind, Ender Wiggins«, flüsterte Maezr. »Ich bin dein Feind, der erste, den du jemals hattest, der schlauer war als du. Es gibt keinen Lehrer außer dem Feind, Ender Wiggins. Nur der Feind kann dir verraten, was der Feind zu tun gedenkt. Nur der Feind wird dich lehren zu zerstören und zu erobern. Von jetzt an bin ich dein Feind. Von jetzt an bin ich dein Lehrer.«

Dann ließ Maezr Enders Beide zu Boden fallen. Weil der alte Mann Enders Kopf und Schultern immer noch zu Boden drückte, konnte der Junge seinen Fall nicht mit den Händen abfangen. Seine Beine prallten auf den Boden mit einem lauten Geräusch und ein scharfer Schmerz ließ Ender winseln. Dann trat Maezr zur Seite und ließ Ender frei.

Langsam zog der Junge seine Beine unter sich. Er stöhnte vor Schmerz, dann kniete er einen Moment auf allen Vieren, um sich etwas zu erholen. Plötzlich zuckte sein rechter Arm vor. Maezr tänzelte schnell zurück, und Ender griff in die Luft, während der Fuß seines Lehrers vorstieß, um sein Kinn zu treffen.

Aber Enders Kinn war nicht mehr da. Er lag flach auf dem Rücken, drehte sich auf dem Boden, und während Maezr noch etwas außer Balance war, traten Enders Fußte gegen Maezrs anderes Bein. Der alte Mann fiel auf dem Boden zusammen, wie zu einem formlosen Haufen.

Aber was wie ein Haufen schien, war in Wirklichkeit ein Hornissennest. Ender konnte keinen Arm oder kein Bein finden, alles bewegte sich zu schnell, als daß er es packen konnte, und inzwischen landeten Schläge auf seinem Rücken und seine Arme. Ender war kleiner, er

konnte nicht die wirbelnden Glieder des alten Mannes erreichen.

So sprang er zurück und stand abwartend neben der Tür.

Der alte Mann hörte auf, herumzudreschen und setzte sich auf, lachend, die Beine wieder gekreuzt. »Besser diesmal, Junge. Aber langsam. Du mußt schon besser mit deiner Flotte sein als mit deinem Körper, sonst ist unter deinem Kommando keiner sicher. Lektion gelernt?«

Ender nickte langsam.

Maezr lächelte. »Gut. Dann werden wir nie wieder so einen Kampf veranstalten. Alles andere mit dem Simulator. Ich werde die Strategie des Feindes für dich vorbereiten, und du wirst schnell sein und herauskriegen, was für Tricks der Feind anwendet. Denk daran, Junge. Von jetzt an ist der Feind wesentlich schlauer als du. Von jetzt an ist der Feind stärker als du. Von jetzt an stehst du immer vor der Niederlage.«

Dann wurde Maezrs Gesicht wieder ernst. »Du stehst vor der Niederlage, Ender, aber du wirst gewinnen. Du wirst lernen, den Feind zu besiegen. Er wird es dir beibringen.«

Maezr stand auf und ging auf die Tür zu. Ender trat zurück und ging ihm aus dem Weg. Als der alte Mann den Türgriff berührte, sprang Ender hoch in die Luft und trat Maezr mit beiden Beinen in den Rücken. Er traf hart genug auf, daß er wieder zurück auf die Füße kam. Maezr schrie auf und stürzte zu Boden.

Maezr stand langsam auf und hielt sich am Türgriff fest. Sein Gesicht war vor Schmerz verzerrt. Er schien

kampfunfähig, aber Ender traute ihm nicht. Er wartete wachsam. Und trotz seines Mißtrauens wurde er von Maezrs Schnelligkeit überrumpelt. Im nächsten Moment lag er auf dem Fußboden an der gegenüberliegenden Wand. Er war mit dem Gesicht auf die Bettkante geschlagen. Nase und Lippen bluteten. Er konnte sich gerade noch herumdrehen, um zu sehen, wie Maezr die Tür öffnete und ging. Der alte Mann ging langsam. Er hinkte.

Trotz seiner Schmerzen grinste Ender. Dann rollte er sich auf den Rücken und lachte, bis sich sein Mund mit Blut füllte und er husten mußte. Er stand langsam auf und ging unter Schmerzen zum Bett. Er legte sich hin. Wenige Minuten später kam ein Sanitäter und versorgte seine Verletzungen.

Als die Mittel wirkten und Ender langsam einschlief, dachte er daran, wie Maezr aus dem Raum gehinkt war und er mußte wieder lachen. Er lachte immer noch leise, als er bewußtlos wurde. Der Sanitäter breitete die Decke über ihn und löschte das Licht. Er schlief, bis ihn am nächsten Morgen der Schmerz weckte. Er träumte davon, Maezr zu besiegen.

*

Am nächsten Tag ging Ender mit bandagierter Nase und geschwollenen Lippen in den Simulator-Raum. Maezr war nicht da. Statt seiner war da ein Captain, der ihm eine Zusatzeinrichtung zeigte, die inzwischen installiert worden war. Der Captain deutete auf eine Röhre mit einer Antenne an einem Ende. »Radio. Primitiv, ich weiß,

aber es geht über dein Ohr, und wir stecken das andere Ende in deinen Mund. So etwa.«

»Aufpassen«, sagte Ender, als der Captain das eine Ende der Röhre zwischen seine geschwollenen Lippen schob.

»Tut mir leid. Nun sag was.«

»Gut. Zu wem denn?«

Der Captain lächelte. »Wirst schon sehen.«

Ender zuckte die Schultern und wandte sich dem Simulator zu. Gleichzeitig antwortete eine Stimme in seinem Schädel. Sie war zu laut, als daß er sie verstehen konnte, und er riß das Radio aus seinem Ohr.

»Was soll das? Wollen Sie mich taub machen?«

Der Captain schüttelte den Kopf und drehte an einer Skala an einem kleinen Kasten auf einem Tisch neben ihm. Ender legte das Radio wieder an.

»Commander«, sagte das Radio mit vertrauter Stimme.

»Ja«, antwortete Ender.

»Befehle, Sir?«

Die Stimme war völlig vertraut. »Bohne?« fragte Ender.

»Ja, Sir.«

»Bohne, hier spricht Ender.«

Schweigen. Dann brach Gelächter aus auf der anderen Seite. Dann lachten sechs oder sieben Stimmen, und Ender wartete, daß sie wieder ruhig wurden. Als Ruhe eintrat, fragte er: »Wer noch?«

Ein paar Stimmen sprachen gleichzeitig, aber Bohne brachte sie zum Schweigen. »Ich bin Bohne, dann ist da Peder, Wins, Younger, Lee und Vlad.«

Ender überlegte einen Moment. Dann fragte er, was

zur Hölle hier vorging. Sie lachten wieder.

»Sie konnten die Gruppe nicht auseinanderreißen«, sagte Bohne. »Wir waren Commander für vielleicht zwei Wochen, dann kamen wir zur Kommando-Schule, haben mit dem Simulator trainiert, und plötzlich sagten sie uns, daß wir eine Flotte unter einem neuen Commander bilden sollten. Und das bist du.« Ender lächelte. »Taugt ihr Jungs überhaupt was?«

»Wenn nicht, wirst du es uns schon sagen.«

Ender gluckste etwas. »Könnte klappen. Eine Flotte.«

Die nächsten zehn Tage trainierte Ender seine Rottenführer, bis sie ihre Schiffe wie Artisten dirigieren konnten. Es war fast wie damals im Kampfraum, nur mit dem Unterschied, daß Ender jetzt alles sehen konnte, daß er zu seinen Rottenführern reden und ihre Befehle jederzeit korrigieren konnte.

Eines Tages, als Ender am Kontrollbord saß und den Simulator bediente, erschienen blendende grüne Lichter im Raum – der Feind.

»Das wär's«, sagte Ender. »X, Y, Geschöß, C, D, Reserveschirm, E, südliche Schleife, Bohne, nördlicher Raum.«

Der Feind hatte sich kugelförmig aufgestellt und war zwei zu eins in der Überzahl. Die Hälfte von Enders Streitmacht war zu einer dichten, geschoßartigen Formation gruppiert, der Rest zu einem flach gewölbten Schirm, außer einer kleinen Gruppe unter Bohne, die sich aus dem Simulator hinausbewegte, um hinter die Formation des Feindes zu gelangen. Ender kam schnell hinter die Strategie des Feindes: Wenn Enders geschoßförmige

Formation näher kommen würde, ginge der Feind zur Seite, in der Hoffnung, Ender in die Kugel zu ziehen, wo man ihn in die Zange nehmen würde. Ender fiel scheinbar auf den Trick herein und manövrierte das Geschöß in die Mitte der Kugel.

Der Feind begann sich langsam zusammenzuziehen, ohne in ihren Feuerbereich zu kommen, bis alle ihre Waffen gleichzeitig eingesetzt werden konnten. Dann machte Ender ernst. Sein Reserveschild näherte sich der Kugel von außen, und der Feind begann seine Kräfte dort zusammenzuziehen. Dann erschien Bohnes Gruppe auf der gegenüberliegenden Seite, und der Feind zog auch dort seine Schiffe zusammen. Dadurch wurde die Verteidigung der Kugel entscheidend geschwächt. Enders Geschöß griff an, und an seinem Angriffspunkt konnte es wegen seiner Übermacht eine Bresche in die kugelförmige Formation des Feindes schlagen. Der Feind reagierte, indem er versuchte, das entstandene Loch zu stopfen, aber in der Verwirrung griffen die Reservetruppe und Bohnes kleine Mannschaft gleichzeitig an, während sich das Geschöß einem anderen Teil der Kugel zuwandte. In nur wenigen Minuten mehr war die Formation zerschlagen, die meisten Schiffe des Feindes zerstört, und die wenigen Überlebenden flohen so schnell sie konnten.

Ender schaltete den Simulator aus. Die Lichter verblaßten. Maezr stand neben Ender, die Hände in den Taschen, die Körperhaltung gespannt. Ender sah zu ihm auf.

»Ich dachte, Sie sagten, der Feind würde schlau sein«, sagte Ender.

Maezrs Gesicht blieb ausdruckslos. »Was hast du gelernt?«

»Ich habe gelernt, daß ein Schirm oder eine Sphäre nur etwas nützt, wenn der Feind dumm ist. Er hatte seine Streitmacht so weit verstreut, daß ich in der Überzahl war, wo auch immer ich angriff.«

»Und?«

»Und«, sagte Ender, »man kann nicht nur eine Taktik verfolgen. Die Aktionen sind dann zu leicht zu erraten.«

»Ist das alles?« fragte Maezr ruhig.

Ender schaltete das Radio aus. »Der Feind hätte mich besiegen können, wenn er die Sphäre früher durchbrochen hätte.«

Maezr nickte. »Du warst im Vorteil. Das war unfair.« . Ender sah kalt zu ihm auf. »Sie waren zwei zu eins in der Übermacht.«

Maezr schüttelte den Kopf. »Du hast den Verkürzer. Der Feind nicht. Wir berücksichtigen das in den Phantom-Kämpfen. Ihre Botschaften sind nicht schneller als das Licht.«

Ender bückte auf den Simulator. »Ist denn der Raum so groß, daß das einen Unterschied macht?«

»Weißt du das nicht?« fragte Maezr. »Keines der Schiffe kam dem anderen näher als 30.000 Kilometer.«

Ender versuchte sich die größte der feindlichen Sphäre vorzustellen. Astronomie ging über seinen Horizont. Aber jetzt war seine Neugier geweckt.

»Was für Waffen sind auf diesen Schiffen? Daß sie so schnell angreifen können.«

Maezr schüttelte den Kopf. »Die Wissenschaft ist zu-

viel für dich. Du mußt mehr an Jahren studieren als du alt bist, um überhaupt die Grundlagen zu begreifen. Du brauchst nur zu wissen, daß die Waffen funktionieren.«

»Warum müssen wir so nahe herankommen, um feuern zu können?«

»Die Schiffe sind alle von Schutzschirmen umgeben. Aus größerer Entfernung sind die Waffen schwächer und können nicht hindurchdringen. Aber die Computer passen da schon auf. Sie feuern dauernd in jede Richtung, aber nicht auf unsere eigenen Schiffe. Die Computer suchen sich die Ziele aus, zielen, sie machen praktisch die Detailarbeit. Du sagst ihnen nur den Zeitpunkt und bringst sie in eine Position, aus der sie gewinnen können. Alles klar?«

»Nein.« Ender drehte das Rohr des Radios um seine Finger. »Ich muß wissen, wie die Waffen arbeiten.«

»Ich sagte dir, es würde –«

»Ich kann nicht eine Flotte kommandieren, nicht einmal auf dem Simulator, wenn ich das nicht weiß.« Ender schwieg kurz und sagte dann. »Nur so ungefähr.«

Maezr stand auf und ging ein paar Schritte zur Seite. »Na schön, Ender. Es ist zwar sinnlos, aber ich versuche es trotzdem. So einfach wie möglich.« Er versenkte seine Hände in die Taschen. »Es ist ungefähr so, Ender. Alles besteht aus Atomen, kleinen Partikeln, so klein, daß du sie mit bloßem Auge nicht sehen kannst. Von diesen Atomen gibt es nur ein paar unterschiedliche Arten, und die bestehen wiederum aus noch kleineren Partikeln, die alle ziemlich gleich sind. Diese Atome können zerteilt werden, so daß sie keine Atome mehr sind. Dann halten

Metalle zum Beispiel nicht mehr zusammen. Oder dieser Plastikfußboden. Oder dein Körper. Oder selbst die Luft. Alles scheint einfach zu verschwinden, wenn du die Atome zerbrichst. Alles was übrig bleibt, sind die Bruchstücke. Und die fliegen herum und zerbrechen noch mehr Atome. Die Waffen der Schiffe bilden eine Zone, wo es für Atome unmöglich ist, zusammenzuhalten. Sie brechen auseinander. Alles in dieser Zone – es verschwindet einfach.«

Ender nickte. »Sie haben recht. Das verstehe ich nicht. Kann die Waffe blockiert werden?«

»Nein. Aber die Zone breitet sich aus und wird schwächer, je weiter sie sich vom Schiff entfernt, so daß sie nach einer Weile von einem Schutzfeld aufgehalten werden kann. Klar? Und damit die Waffe stark ist, muß die Zone gebündelt werden, so daß das Schiff wirksames Feuer nur in drei oder vier Richtungen gleichzeitig abgeben kann.«

Ender nickte wieder, aber er verstand es nicht wirklich, nicht gut genug. »Wenn die Stücke von den zerbrochenen Atomen noch mehr Atome zerbrechen können, warum verschwindet dann nicht einfach alles?«

»Der Raum. Diese Tausende von Kilometern zwischen den Schiffen sind leer. Fast keine Atome. Die Stücke treffen nichts, und wenn sie doch etwas treffen, sind sie so weit auseinander, daß sie keinen Schaden mehr anrichten können.« Maezr legte spöttisch den Kopf schief. »Noch irgendwas, das du wissen muß?«

»Diese Waffen auf den Schiffen – sind sie auch gegen andere Dinge wirksam außer gegen Schiffe?«

Maezr trat nahe an Ender heran und sagte fest: »Wir setzen sie nur gegen Schiffe ein. Niemals gegen etwas anderes. Wenn wir sie gegen etwas anderes einsetzen würden, würde der Feind sie auch genauso gegen uns einsetzen. Verstanden?«

Maezr wandte sich ab und war fast schon aus der Tür, als Ender ihn nochmal ansprach.

»Ich kenne nicht einmal Ihren Namen«, sagte Ender sanft.

»Maezr Rackham.«

»Maezr Rackham«, sagte Ender. »Ich habe Sie besiegt.«

Maezr lachte.

»Ender, du hast heute nicht gegen mich gekämpft«, sagte er. »Du hast gegen den dümmsten Computer der Kommando-Schule gekämpft, der mit einem zehn Jahre alten Programm gefüttert worden war. Du glaubst doch nicht etwa, daß ich eine Sphäre einsetzen würde, oder?« Er schüttelte den Kopf. »Ender, mein lieber kleiner Freund, wenn du gegen mich gekämpft hast, wirst du es wissen. Weil du dann verloren hast.« Und Maezr verließ den Raum.

*

Ender übte immer noch zehn Stunden am Tag mit seinen Rottenführern. Dabei sah er sie nie, sondern hörte nur ihre Stimmen über das Radio. Alle zwei oder drei Tage gab es einen Kampf. Der Feind hatte jedesmal etwas Neues auf Lager, etwas, das härter und gefährlicher war

– aber Ender hielt Schritt. Und er gewann jedesmal. Und nach jedem Kampf zeigte ihm Maezr seine Fehler und bedeutete ihm, daß er eigentlich verloren hatte. Maezr ließ Ender nur den Kampf zu Ende führen, damit er nicht allzu frustriert war.

Bis einmal Maezr hereinkam, schweigend Enders Hand schüttelte und sagte: »Das, mein Junge, war ein guter Kampf.«

Weil dieses Lob solange auf sich hatte warten lassen, freute sich Ender so, wie er sich noch nie über ein Lob gefreut hatte. Aber weil es so herablassend klang, ärgerte er sich gleichzeitig darüber.

»Von jetzt an«, sagte Maezr, »können wir dir ein paar harte Brocken geben.«

Von diesem Moment an war Enders Leben ein langsamer Nervenzusammenbruch.

Jetzt ließ man ihn zweimal am Tag kämpfen, und die Probleme dabei wuchsen stetig. Sein ganzes Leben lang war er auf Kampf trainiert gewesen, aber jetzt vernahmte ihn das Spiel völlig. Er wachte morgens mit neuen Strategien für den Simulator auf und ging völlig zerstört zu Bett, im Bewußtsein die Fehler des Tages. Manchmal wachte er mitten in der Nacht auf und schrie aus Gründen, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Manchmal wachte er mit blutig gebissenen Knöcheln auf. Aber jeden Tag ging er leidenschaftslos zum Simulator und drillte seine Rottenführer bis die Kämpfe begannen, und auch danach noch drillte er seine Rottenführer. Er ertrug und beachtete die harte Kritik, die Maezr Rackham über ihn ausschüttete. Er bemerkte, daß Rackham ihn

perverserweise nach den härtesten Kämpfen am meisten kritisierte. Er stellte fest, daß immer, wenn er mit einer neuen Strategie herauskam, der Feind sie auch nach wenigen Tagen einsetzte. Und er stellte ebenso fest, daß sich die Größe der feindlichen Flotte von Tag zu Tag verstärkte, während seine Flotte gleich groß blieb.

Er fragte seinen Lehrer danach.

»Wir zeigen dir nur, was passieren wird, wenn du ein richtiges Kommando führst. Die wirkliche Übermacht des Feindes.«

»Warum ist der Feind immer in der Überzahl?«

Maezr neigte seinen grauen Kopf einen Moment, als ob er sich die richtige Antwort überlegen mußte. Schließlich sah er auf und legte Ender die Hand auf die Schulter. »Ich will es dir sagen, obwohl die Information geheim ist. Weißt du, der Feind hat uns zuerst angegriffen. Er hatte sicher gute Gründe dafür, aber das ist die Sache der Politiker. Ob wir nun Schuld haben oder er, wir konnten ihn nicht gewinnen lassen. Als der Feind sich also unseren Welten näherte, schlugen wir hart zurück und verloren die beste Generation unserer jungen Männer im Kampf. Aber wir siegten, und der Feind zog sich zurück.«

Maezr lächelte bedauernd. »Aber der Feind war noch nicht geschlagen, Junge. Der Feind würde niemals geschlagen werden. Sie kamen wieder, viel viel mehr, und es war noch schwerer, sie zu schlagen. Und eine weitere Generation junger Männer war verloren. Nur ein paar überlebten. Dann hatten wir einen Plan – die großen Männer hatten einen Plan. Wir wußten, daß wir den

Feind ein für alle Mal schlagen mußten, total auslöschen, damit er nicht mehr in der Lage war, noch einmal Krieg gegen uns zu führen. Um das zu erreichen, mußten wir zu seinen Heimatwelten gehen –, genauer gesagt, zu einer Heimatwelt, denn das Zentrum des Feindes befindet sich auf nur einer Welt.«

»Und dann?« fragte Ender.

»Und dann rüsteten wir eine Flotte aus. Wir bauten mehr Schiffe, als der Feind besaß. Wir bauten hundert Schiffe für jedes Schiff, das er uns entgegengeschickt hatte. Und wir schickten sie gegen seine 28 Welten. Sie starteten vor etwa hundert Jahren. Und sie nahmen den Verkürzer mit sich. An Bord befanden sich nur wenige Männer. So daß eines Tages ein Commander irgendwo fern vom Kampfplatz sitzen konnte, um die Flotte zu befehligen. Damit unsere besten Leute vom Feind nicht getötet werden würden.«

Enders Frage war damit noch nicht beantwortet worden. »Warum sind sie nun in der Überzahl?«

Maezr lachte. »Weil unsere Schiffe hundert Jahre brauchten, um ihr Ziel zu erreichen. Sie hatten hundert Jahre Zeit, um sich auf uns vorzubereiten. Meinst du nicht auch, Junge, daß sie Narren wären, wenn sie in völlig veralteten Schiffen auf uns warten würden, um ihre Welten zu bewachen? Sie haben neue Schiffe, große Schiffe, hunderte von Schiffen. Alles was wir haben, ist der Verkürzer und die Tatsache, daß sie jeder Flotte einen Commander geben müssen, und wenn sie verlieren, und sie werden verlieren, dann verlieren sie jedesmal einen ihrer besten Köpfe.«

Ender wollte eine weitere Frage stellen.

»Das reicht, Ender Wiggins. Ich habe dir mehr gesagt, als du eigentlich wissen dürftest.«

Ender stand wütend auf und wandte sich ab. »Ich habe ein Recht, das zu wissen. Denken Sie, das kann für immer so weitergehen? Ich werde von einer Schule in die andere gestoßen, und keiner sagt mir, wofür ich lebe? Ihr benutzt mich und die anderen als Werkzeuge, eines Tages werden wir eure Schiffe lenken, eines Tages werden wir vielleicht euer Leben retten, aber ich bin kein Computer, und ich muß es einfach *wissen!*«

»Dann stelle mir eine Frage, Junge, und ich werde versuchen, sie zu beantworten.

»Wenn Sie Ihre besten Leute einsetzen können, um Ihre Flotten zu kommandieren, und wenn Sie keinen davon verlieren, warum brauchen Sie denn überhaupt mich? An wessen Stelle soll ich treten, wenn doch alle noch hier sind?«

Maezr schüttelte den Kopf. »Darauf kann ich dir nicht antworten, Ender. Sei sicher, daß wir dich brauchen, und zwar bald. Geh zu Bett. Du mußt morgen kämpfen.«

Ender verließ den Simulator-Raum. Aber als Maezr wenige Augenblicke später durch dieselbe Tür trat, wartete der Junge in der Halle.

»Also, Junge«, sagte Maezr ungeduldig, »was ist los? Ich habe noch mehr zu tun, und du brauchst deinen Schlaf.«

Ender war seiner Frage nicht ganz sicher, aber Maezr wartete. Schließlich fragte Ender sanft: »Leben sie?«

»Wer soll leben?«

»Die anderen Commander. Die jetzt. Und die vor mir.«

Maezr schnaubte. »Leben. Natürlich leben sie. Er fragt sich, ob sie leben!« Kichernd ging der alte Mann aus der Halle. Ender stand noch eine Weile so da, aber er war müde und endlich ging er zu Bett. Sie leben, dachte er. Sie leben, aber er kann mir nicht sagen, was mit ihnen geschehen ist.

In dieser Nacht wachte Ender nicht schreiend auf. Aber am Morgen hatte er Blut an den Händen.

*

Die Monate vergingen. Jeden Tag fanden Kämpfe statt. Schließlich hatte sich Ender daran gewöhnt, langsam kaputt zu gehen. Er schlief jede Nacht weniger, träumte mehr. Und dann begannen die schrecklichen Magenschmerzen. Sie setzten ihn auf leichte Diät, aber bald hatte er nicht mal darauf mehr Appetit. »Iß«, sagte Maezr, und Ender stopfte sich mechanisch den Mund voll. Aber wenn ihm keiner sagte, daß er essen sollte, aß er nichts.

Als er eines Tages seine Rottenführer trainierte, wurde der Raum um ihn herum schwarz, und er wachte auf dem Boden auf, das Gesicht voller Blut, wo er gegen die Kontrollen gestoßen war.

Sie brachten ihn zu Bett, und drei Tage war er sehr krank. Er erinnerte sich daran, Gesichter zu sehen, aber es waren keine wirklichen Gesichter, und er wußte es, selbst wenn er meinte, sie zu sehen. Manchmal meinte er, Bohne zu sehen, und manchmal waren es Leutnant Anderson und Captain Graff. Und dann wachte er auf, und

es war nur sein Feind, Maezr Rackham.

»Ich bin wach«, sagte er zu Maezr.

»Das sehe ich«, antwortete Maezr. »Hast lange genug dazu gebraucht. Du mußt heute kämpfen.«

Ender stand auf, kämpfte und gewann. An diesem Tag gab es keinen zweiten Kampf, und sie ließen ihn früher zu Bett gehen. Seine Hände zitterten, als er sich auszog.

In der Nacht war ihm, als fühlte er Hände, die ihn sanft berührten, und er träumte von Stimmen, die sagten: »Wie lange hält er das noch aus?«

»Lange genug.«

»So bald?«

»Nur noch wenige Tage, dann ist er durch.«

»Wie wird er sich machen?«

»Bestens. Selbst heute war er besser denn je.«

Ender erkannte die letzte Stimme als die Maezr Rackhams. Selbst im Schlaf ärgerte er sich über Rackhams Eindringen.

Er wachte auf, kämpfte und gewann.

Dann ging er zu Bett.

Er wachte auf und gewann wieder.

Und der nächste Tag war sein letzter Tag in der Kommando-Schule, obwohl er es nicht wußte. Er stand auf und ging zum Simulator, um zu kämpfen.

*

Maezr wartete auf ihn. Ender ging langsam in den Simulator-Raum. Seine Füße schleppten über den Boden, er schien müde und benommen. Maezr fröstelte.

»Bist du wach, Junge?« Wenn Ender aufmerksam gewesen wäre, hätte er mehr auf die Besorgnis in der Stimme seines Lehrers geachtet. Statt dessen ging er einfach zu den Kontrollen und setzte sich. Maezr sprach ihn an.

»Das Spiel heute erfordert eine kleine Erklärung, Ender Wiggins. Dreh dich bitte um und sei äußerst aufmerksam.«

Ender drehte sich um, und jetzt sah er erst, daß Leute sich hinten im Raum befanden. Er erkannte Anderson und Graff von der Kampfschule, und undeutlich erinnerte er sich an einige Männer aus der Kommando-Schule – Lehrer für ein paar Stunden an irgend einem Tag. Aber die meisten Leute hatte er nie gesehen.

»Wer sind sie?«

Maezr schüttelte den Kopf und antwortete. »Zuschauer. Ab und zu lassen wir Zuschauer die Kämpfe beobachten. Wenn du sie nicht willst, schicken wir sie hinaus.«

Ender zuckte die Schultern. Maezr begann mit seiner Erklärung. »Das heutige Spiel, Junge, bringt was Neues. Wir lassen den Kampf um einen Planeten stattfinden. Das wird die Dinge gleich in zweifacher Hinsicht komplizieren. Der Planet ist nicht groß, jedenfalls was den Maßstab betrifft, den wir benutzen, aber der Verkürzer kann nichts auf der anderen Seite erreichen – das ist also ein blinder Fleck. Außerdem ist es gegen die Regeln, die Waffen gegen den Planeten selbst zu richten. Alles klar?«

»Warum? Wirken die Waffen gegen Planeten nicht?«

»Es gibt Regeln im Krieg«, antwortete Maezr kalt,

»die auch in Trainingsspielen beachtet werden müssen.«

Ender schüttelte langsam den Kopf. »Kann der Planet angreifen?«

Maezr sah einen Moment verdutzt drein, dann lächelte er. »Ich glaube, das mußt du schon selbst herausfinden, Junge. Und noch eines: Heute, Ender, ist dein Feind nicht der Computer. Heute bin ich dein Feind, und heute lasse ich dich nicht so leicht davonkommen. Heute findet ein Endkampf statt. Und ich werde jeden Trick benutzen, um dich zu besiegen.«

Dann ging Maezr fort, und Ender lenkte seine Rottenführer durch die ersten Manöver. Ender machte natürlich seine Sache gut, aber einige der Zuschauer schüttelten die Köpfe, und Graff öffnete und schloß immer wieder die Hände, und seine Beine kreuzten und streckten sich. Ender würde heute langsam sein, und gerade heute konnte Ender es sich nicht leisten, langsam zu sein.

Ein Warn-Summer ertönte, und Ender löschte die Simulator-Tafel. Er wartete darauf, daß das heutige Spiel erscheinen würde. Er war verwirrt und wunderte sich, warum ihn die Leute beobachteten. Wollten sie ihn heute prüfen? Um zu entscheiden, ob er gut genug für etwas anderes war? Zwei weitere Jahre hartes Training, zwei weitere Jahre harter Kampf, um das beste aus ihm herauszuholen? Ender war zwölf. Er fühlte sich sehr alt. Und als er darauf wartete, daß das Spielmuster erschien, wünschte er, mal einfach zu verlieren, das Spiel so gründlich zu verlieren, daß sie ihn aus der Ausbildung herausnehmen mußten, ihn irgendwie bestrafen würden. Aber das war ihm egal. Er wollte nur schlafen.

Dann erschien die Formation des Feindes, und Enders Sorgen verwandelten sich in Verzweiflung.

Der Feind war tausend zu eins in der Überzahl, der ganze Simulator glühte grün auf, und Ender wußte, daß er nicht gewinnen konnte.

Und der Feind war nicht dumm. Es gab keine Formation, die Ender analysieren und angreifen konnte. Statt dessen bewegten sich die großen Schwärme der Schiffe ständig, wechselten von einer Formation zur anderen, so daß ein Raum, der eben noch leer schien, im nächsten Moment mit einer überwältigenden Anzahl feindlicher Schiffe gefüllt war. Und obwohl Enders Flotte die größte war, die er je befehligt hatte, fand er keinen Platz, um sie zu sammeln, keinen Platz, wo er für kurze Zeit in der Überzahl war und etwas erreichen konnte.

Hinter dem Feind schwebte der Planet. Der Planet, vor dem ihm Maezr gewarnt hatte. Was für einen Unterschied sollte ein Planet ausmachen, wenn Ender keine Hoffnung haben konnte, sich ihm zu nähern? Ender wartete, wartete auf den Blitz der Eingebung, die ihm sagen sollte, was zu tun war, wie er den Feind besiegen konnte. Und während er wartete, hörte er die Beobachter hinter sich, wie sie von ihren Sitzen aufstanden und sich fragten, was Ender da machte und welchem Plan er folgen würde. Und endlich war es jedem Beobachter klar, daß Ender nicht wußte, was er tun sollte, daß es nichts gab, was man tun konnte, und ein paar der Männer hinten im Raum stießen seltsame, leise Geräusche hervor.

Dann hörte Ender Bohnes Stimme in seinem Ohr. Bohne gluckste und sagte: »Denk daran, das Tor des

Feindes ist *unten*.« Ein paar der anderen Rottenführer lachten, und Ender dachte an die einfachen Spiele, die sie in der Kampfschule gespielt und gewonnen hatten. Auch da hatten sie ihn in hoffnungslose Situationen gebracht. Und er hatte sie geschlagen. Und er würde verdammt sein, wenn er zuließ, daß Maezr Rackham ihn mit einem schmutzigen Trick besiegte, indem er tausend zu eins in der Überzahl war. Er hatte ein Spiel in der Kampfschule gewonnen, indem er etwas getan hatte, was der Feind nicht erwartete, etwas, das gegen die Regeln war – er hatte gewonnen, indem er direkt auf das Tor des Feindes zuing.

Und das Tor des Feindes war unten.

Ender lächelte, als er sich vorstellte, daß sie ihn aus der Schule werfen würden, wenn er wieder die Regeln brach. Aber eines würde er sicher gewinnen: Er würde niemals wieder ein Spiel machen müssen.

Er flüsterte in das Mikrofon. Seine sechs Commander nahmen jeder einen Teil der Flotte und warfen sich gegen den Feind. Sie flogen unberechenbare Kurse, schossen in die eine Richtung, dann in eine andere. Der Feind stoppte sofort seine ziellosen Manöver und begann Enders sechs Flotten zu umringen.

Ender nahm sein Mikrofon ab, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und wartete beobachtend. Jetzt schwoll das Murmeln der Zuschauer an. Ender tat offensichtlich nichts – er hatte das Spiel aufgegeben.

Aber dann begann sich ein Muster aus den schnellen Zusammenstößen mit dem Feind herauszubilden. Enders sechs Gruppen verloren jedesmal regelmäßig Schiffe,

wenn sie mit dem Feind in Berührung kamen – aber sie hielten niemals zu einem Kampf an, auch wenn sie für den Moment einen kleinen taktischen Vorteil gewonnen hätten. Statt dessen verfolgten sie ihren unberechenbaren Kurs weiter, der, vielleicht, nach unten führte. In die Richtung des feindlichen Planeten.

Und aufgrund ihres scheinbar zufälligen Kurses merkte der Feind nichts, ebensowenig wie die Zuschauer. Als sie es merkten, war es zu spät, wie es für William Bee zu spät gewesen war, Enders Soldaten zurückzuhalten, bevor sie sein Tor trafen. Mehr und mehr von Enders Schiffen wurde getroffen und zerstört, so daß von den sechs Flotten nur noch zwei bis zum Planeten durchkamen, und auch diese waren dezimiert. Aber diese kleinen Formationen kamen durch, und sie eröffneten das Feuer auf den Planeten.

Ender beugte sich vor, gespannt, ob sich seine Vermutung bestätigte. Er erwartete halb, daß ein Summer ertönte und das Spiel gestoppt würde, weil er die Regeln verletzt hatte. Aber er verließ sich auf die Genauigkeit des Simulators. Wenn er einen Planeten simulieren konnte, dann auch einen, der gerade angegriffen wurde.

So geschah es.

Die Waffen, die Schiffe zur Explosion bringen konnten, jagten nicht gleich den ganzen Planeten in die Luft. Aber sie verursachten furchtbare Explosionen. Und auf dem Planeten gab es keinen weiten Raum, in dem sich die Kettenreaktion verlieren konnte. Auf dem Planeten fand die Kettenreaktion mehr und mehr Nahrung.

Die Oberfläche des Planeten schien vor und zurück zu

wogen, doch dann gab die Oberfläche in einer ungeheuren Explosion nach, die Lichtblitze in alle Richtungen schickte. Sie schluckte Enders ganze Flotte. Und dann erreichte sie die feindlichen Schiffe.

Das erste verschwand einfach in einer Explosion. Dann, als sich die Explosion ausbreitete und an Helligkeit verlor, wurde deutlich, was mit jedem Schiff geschah. Als die Explosion sie erreichte, strahlten sie kurz auf und verschwanden. Sie waren Nahrung für das Feuer des Planeten.

Es dauerte mehr als drei Minuten, bis die Explosion die Grenzen des Simulators erreichte, und dann hatte sie schon längst an Stärke verloren. Alle Schiffe waren fort, und selbst, wenn ein paar hatten entkommen können, brauchte man sich wegen ihnen keine Sorgen zu machen. Wo vorher ein Planet gewesen war, gab es nichts mehr. Der Simulator war leer.

Ender hatte den Feind besiegt, indem er seine ganze Flotte geopfert hatte und die Regel gegen die Vernichtung des Planeten gebrochen hatte. Er war nicht sicher, ob er Stolz über den Sieg empfinden sollte oder Furcht vor dem Verweis, der sicher kommen würde. Also fühlte er nichts. Er war müde. Er wollte ins Bett gehen und schlafen.

Er schaltete den Simulator aus und hörte endlich den Lärm hinter sich.

Da waren nicht länger mehr zwei Reihen von würdig dreinblickenden militärischen Beobachtern. Statt dessen blickte er auf ein Chaos. Manche schlugen sich gegenseitig auf den Rücken, manche hatten sich vornübergebeugt,

den Kopf in die Hände vergraben, andere weinten offen. Captain Graff löste sich von der Gruppe und kam auf Ender zu. Tränen strömten ihm über die Wangen, aber er strahlte. Er streckte die Arme aus, und zur Überraschung Enders wurde er umarmt. Graff hielt ihn an sich gepreßt und flüsterte: »Danke, danke, dank dir, Ender!«

Bald standen alle Zuschauer um das verständnislose Kind, dankten ihm, ließen ihn hochleben, schlugen ihm auf die Schulter und schüttelten seine Hand. Ender versuchte, in das, was sie sagten, einen Sinn zu bekommen. Hatte er endlich seinen Test bestanden? Aber warum bedeutete das ihnen soviel?

Dann teilte sich die Menge, und Maezr Rackham kam auf ihn zu. Er trat vor Ender Wiggins und streckte seine Hand aus.

»Du hast eine schwere Wahl gehabt, Junge. Aber der Himmel weiß, daß es keinen anderen Weg gegeben hat, wie du es getan hast. Herzlichen Glückwunsch! Du hast sie geschlagen. Es ist alles vorbei.«

Alles vorbei. Sie geschlagen. »Ich habe *Sie* geschlagen, Maezr Rackham.«

Maezr lachte ein Lachen, das den ganzen Raum füllte. »Ender Wiggins, du hast nie gegen mich gespielt. Du hast niemals ein Spiel gespielt, seitdem ich dein Lehrer war.«

Ender verstand den Witz nicht. Er hatte eine Menge Spiele hinter sich gebracht, und es hatte ihn eine Menge gekostet. Er wurde langsam wütend.

Maezr langte herüber und umfaßte seine Schulter. Ender schüttelte die Hand ab. Dann wurde Maezr ernst und

sagte: »Ender Wiggins, die letzten Monate warst du Commander unserer Flotten. Es gab keine Spiele. Die Kämpfe waren Wirklichkeit. Dein einziger Feind war *der* Feind. Du hast jeden Kampf gewonnen. Und schließlich hast du sie heute vor ihrer Heimatwelt bekämpft, und du hast ihre Welt vernichtet, ihre Flotte, du hast sie vollkommen besiegt, und sie werden niemals wieder kommen und gegen uns kämpfen. Du hast es getan. Du.«

Wirklichkeit. Kein Spiel. Enders Geist war zu ermattet, als daß er damit fertig werden konnte. Er wandte sich von Maezr ab, ging still durch die Menge, die immer noch Dankesworte und Gratulationen flüsterte, ging aus dem Simulator-Raum und erreichte schließlich sein Zimmer. Er schloß die Tür.

Er schlief schon, als Graff und Maezr Rackham ihn fanden. Sie kamen leise herein und weckten ihn. Er erwachte langsam, und als er sie erkannte, drehte er sich um, und wollte weiterschlafen.

»Ender«, sagte Graff. »Wir müssen mit dir reden.«

Ender drehte sich wieder zurück und sah sie an. Er schwieg.

Graff lächelte. »Es war ein Schock für dich, ich weiß. Aber es muß dir doch ein gutes Gefühl geben, zu wissen, daß du den Krieg gewonnen hast.«

Ender nickte langsam.

»Maezr Rackham hier hat nie etwas gegen dich getan. Er hat nur deine Kämpfe analysiert, um deine Schwächen herauszufinden, um dir zu helfen, dich zu verbessern. Es hat doch geklappt, oder nicht?«

Ender schloß seine Augen. Sie warteten. Dann sagte

er: »Warum hat mir das keiner gesagt?«

Maezr lächelte. »Vor hundert Jahren haben wir ein paar Sachen herausgefunden, Ender. Wenn das Leben eines Commander in Gefahr ist, bekommt er Angst, die Furcht lähmt sein Denken. Wenn ein Commander weiß, daß er Menschen tötet, wird er rücksichtsvoll oder verrückt, und weder das eine noch das andere wird ihm nützen. Und wenn er älter ist, wenn er Verantwortungsgefühl hat und mehr von der Welt versteht, wird er vorsichtig und schlaff und kann seine Aufgaben nicht mehr erfüllen. So begannen wir Kinder zu trainieren, die nur das Spiel kannten und niemals merkten, wenn es Wirklichkeit wurde. Das war die Theorie, und du hast bewiesen, daß die Theorie stimmt.«

Graffs Hand berührte Enders Schulter. »Wir starteten die Schiffe, so daß sie alle ihr Ziel in diesen Monaten erreichen würden. Wir wußten, daß wir vielleicht dann nur einen wirklich guten Commander haben würden, wenn wir Glück hatten. Aus der Geschichte wissen wir, daß es sehr selten mehr als eine Genie in einem Krieg gibt. Wir haben gespielt. Und dann bist du gekommen, und wir haben gewonnen.«

Ender öffnete wieder die Augen, und sie sahen, daß er wütend war. »Ja, ihr habt gewonnen.«

Graff und Maezr Rackham sahen einander an. »Er versteht es nicht«, flüsterte Graff.

»Ich verstehe sehr gut«, sagte Ender. »Ich brauchtet eine Waffe, und ihr habt sie bekommen. Die Waffe war ich.«

»Das stimmt«, antwortete Maezr.

»Dann sagt mir«, fuhr Ender fort, »wieviele Leute auf dem Planeten lebten, den ich zerstört habe.«

Sie antworteten ihm nicht. Sie schwiegen eine Weile, und dann sagte Graff endlich. »Waffen brauchen nicht zu verstehen, worauf sie gezielt werden, Ender. Wir haben gezielt, und wir sind verantwortlich. Du hast nur deine Pflicht getan.«

Maezr lächelte. »Ender, natürlich wird man sich um dich kümmern. Die Regierung wird dich nie vergessen. Du hast uns allen gut gedient.«

Ender drehte sich zur Seite und blickte die Wand an, und als sie weiter auf ihn einredeten, antwortete er nicht. Endlich gingen sie.

Ender lag lange Zeit im Bett, bevor ihn wieder jemand störte. Die Tür öffnete sich leise. Ender drehte sich nicht um, wollte nicht sehen, wer das war. Dann berührte ihn sanft eine Hand.

»Ender, ich bin's, Bohne.«

Ender drehte sich herum und sah auf den kleinen Jungen, der neben seinem Bett stand.

»Setz dich«, sagte Ender.

Bohne setzte sich. »Dieser letzte Kampf, Ender. Ich wußte nicht, wie du das schaffen würdest.«

Ender grinste. Da war nichts zu schaffen. Ich habe gemogelt. Ich dachte, sie würden mich rausschmeißen.«

»Stell dir vor, wir haben den Krieg gewonnen! Der ganze Krieg ist vorbei, und wir hatten schon gedacht, wir müßten erst erwachsen werden, um richtig zu kämpfen, und dabei haben wir schon die ganze Zeit gekämpft. Ich meine, Ender, wir sind doch noch Kinder. Ich bin jeden-

falls noch ein Kind.« Bohne lachte und Ender grinste. Dann schwiegen sie für eine Weile. Bohne saß auf der Bettkante, Ender beobachtete ihn aus halbgeschlossenen Augen.

Endlich kam Bohne auf eine neue Idee.

»Was werden wir jetzt machen, da doch der Krieg vorbei ist?« fragte er.

Ender schloß die Augen und sagte: »Ich brauche etwas Schlaf, Bohne.«

Bohne stand auf, verließ den Raum, und Ender schlief.

*

Graff und Anderson gingen durch die Tore in den Park. Es wehte ein Lüftchen, aber die Sonne brannte heiß auf ihren Schultern.

»Abba Technics? In der Hauptstadt?« fragte Graff.

»Nein, im Bigcock County. Schulungsabteilung«, antwortete Anderson. »Sie meinen, meine Arbeit mit Kindern sei eine gute Vorbereitung. Und Sie?«

Graff lächelte und schüttelte den Kopf. »Noch keine Pläne. Ich bleibe noch ein paar Monate hier. Abschlußberichte, Abwicklung. Ich hatte ein paar Angebote. Personal-Training bei DCIA, Vize-Präsident für U und P, aber ich habe abgesagt. Ein Verleger will meine Memoiren über den Krieg. Ich weiß noch nicht.«

Sie saßen auf einer Bank und blickten auf die Blätter, die im Wind zitterten. Die Kinder auf dem Spielplatz lachten und schrien, aber der Wind und die Entfernung verschluckten ihre Worte. »Sehen Sie«, sagte Graff und

zeigte auf etwas. Ein kleiner Junge sprang von den Stangen und rannte nahe an der Bank vorbei, auf der die beiden Männer saßen. Ein anderer Junge folgte ihm. Er hielt die Hände so, als trüge er eine Waffe und machte dabei Schußgeräusche. Der Junge, auf den er schoß, hielt aber nicht an. Er schoß wieder.

»Getroffen. Komm zurück!«

Der andere kleine Junge rannte weg.

»Weißt du nicht, wann du tot bist?« Der Junge vergrub seine Hände in den Hosentaschen und stieß einen Stein in Richtung Spielplatz. Anderson lächelte und schüttelte den Kopf. »Kinder«, sagte er. Dann standen er und Graff auf und verließen den Park.

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch

Königsfleisch

Der Wächter an der Tür erkannte ihn, und das Tor öffnete sich. Der Schäfer legte Axt und Hirtenstab in den Beutel an seinem Gürtel und trat hinaus auf die Brücke. Wie immer überfiel ihn ein Schwindelgefühl, als er über die schmale Brücke ging, unter sich die schäumende Säure des Burggrabens. Dann war er drüberweg und ging die Straße zum Dorf hinunter.

Ein Kind spielte mit einem Hund auf einem mit Gras bewachsenen Hügel. Der Schäfer sah zu ihm auf, sein schönes dunkles Gesicht war durch den Glanz seiner Augen erleuchtet. Der Junge wich zurück, und der Schäfer hörte, wie eine Frauenstimme schrie: »Zurück, Derry, du Narr!« Der Schäfer verfolgte weiter seinen Weg, während sich der Junge zu den Heuhaufen eines entfernten Abhangs zurückzog. Der Schäfer hörte noch, wie er ausgescholten wurde: »Spiel nie wieder in der Nähe des Schlosses, sonst macht er Königsfleisch aus dir!«

Königsfleisch, dachte der Schäfer. Daß doch der König immer so hungrig war! Die Nachricht kam durch den schnellen Flüsterdraht – vom Diener zum Koch zum Befehlshaber der Wachen zum Schäfer, und dann war er angekleidet und aus der Tür, Minuten nachdem der König gemurmelt hatte: »Worauf hättest du Lust zum Abendbrot?« Und die Königin schlug mit all ihren Armen und sagte: »Hoffentlich nicht wieder Eintopf.« Und

der König murmelte, als er die Computer-Ergebnisse des Tages aufnahm: »Brust in Butter.« Und darum war der Schäfer jetzt draußen, um sich von der Herde das Verlangte zu holen.

Das Dorf war immer noch entfernt, als der Schäfer an den Leuten vorbeiging. Er erinnerte sich der Zeit, als der König zum ersten Mal seinen Geschmack bekanntgab. Damals hatten die Dörfler viele Versuche gemacht, sich vor ihren Pflichten dem König gegenüber zu drücken. Jetzt sahen sie nur zu, versteckten manchmal die unversehrten Mitglieder der Herde, manchmal stießen sie diese auch heraus, um die Ungewißheit zu beenden. Aber meist sah der Schäfer die alten beinlosen, augenlosen oder armlösen Männer und Frauen, die ihren Pflichten mit jenen Gliedern nachhumpelten, die noch gebrauchsfähig waren.

Jene mit Fingern flochten oder webten; jene, die noch Augen hatten, führten die, deren Hände der einzige Kontakt zur Welt noch war; jene mit Armen ritten auf den Rücken derer, die noch Beine hatten; und sie alle suchten ihren Trost in dunklen, durchhängenden Betten und brachten nach einer entsprechenden Zeit Kinder hervor, deren wunderbare Unversehrtheit sie für die überraschte, staunende Mutter zu Göttern machte, für den Vater, dessen Mund längst ohne Zunge war, zur verhaßten Erinnerung an Zehen, die er nicht mehr hatte, an Hüften, die nur aus Narben bestanden, an Beine, die nutzlos waren, seit die Schenkel zu Schinken verarbeitet worden waren.

»Ah, solch eine Schönheit«, murmelte eine Frau, die den Blasebalg des Brotofens bestätigte. Ein verächtliches Grunzen kam von einem beinlosen Weib, das die Brot-

laibe hineinschob und sie mit einer hölzernen Schaufel wendete. Es stimmte natürlich, denn der Schäfer war nie berührt worden, nein wirklich. (Nein, wirklich, kam das Echo von den Mitternachtsfeuern der Unheiligen Nacht, wenn dunkle Geschichten die Kinder erschreckten, bis sie vor Angst fast verrückt wurden, dunkle Geschichten, von denen die verkleinerten Erwachsenen wußten, daß sie wahr waren, daß sie unvermeidlich waren, morgen schon.) Der Schäfer hatte langes, dunkles Haar, sein Mund war fest aber freundlich, und seine Augen sprühten Sonnenlicht, selbst in der Dunkelheit, so schien es, während seine Hände weich vom Baden waren, groß und stark und dunkel und sanft und fürchterlich.

Und der Schäfer ging in das Dorf, zu einem Haus, das er sich bei seinem letzten Besuch gemerkt hatte. Er ging zur Tür, und sofort hörte er ein Seufzen von jedem anderen Haus und Stille aus jenem Haus, das er ausgewählt hatte.

Vor der Tür hob er seine Hand, und die Tür öffnete sich, als sei sie so gebaut worden: Alles, was sich öffnen ließ, gehorchte dem Willen des Schäfers oder reagierte tatsächlich auf die strahlende Metallkugel, die der König in seiner Hand versenkt hatte. Im Haus war es dunkel, aber nicht zu dunkel, um die weißen Augen eines Mannes zu sehen, der in einer Hängematte lag, von der seine Beine knochenlos herabbaumelten. Der Mann konnte seine Zukunft in den Augen des Schäfers sehen, oder er dachte es zumindest, bis der Schäfer an ihm vorbeiging und die Küche betrat.

Eine junge Frau stand da, nicht älter als fünfzehn, stand vor einem Küchenschrank, die Fäuste zum Angriff

geballt. Aber der Schäfer schüttelte nur den Kopf, erhob seine Hand, und der Schrank antwortete ihm und öffnete sich, so sehr sie sich auch dagegen stemmte. Ein murmelndes Baby wurde sichtbar, in Tücher eingewickelt, die seine Laute dämpfen sollten. Der Schäfer lächelte nur und schüttelte den Kopf. Sein Lächeln war freundlich und schön, und die Frau wollte sterben.

Er strich über ihre Wange, und sie seufzte sanft, stöhnte sanft, und dann langte er in seinen Beutel, holte den Schäferstab hervor und legte die kleine Scheibe an ihre Stirn. Sie lächelte. Ihre Augen waren tot, aber ihre Lippen lebten. Ihre Zähne zeigten sich. Er legte sich auf den Boden, öffnete sorgfältig ihre Bluse und nahm die Axt aus seinem Beutel.

Er strich mit dem Finger um den langen, schmalen Zylinder, und ein kleines Licht erschien an einem Ende. Dann berührte er mit der leuchtenden Spitze der Axt die Unterseite ihrer Brust und zog einen weiten Kreis. Hinter der Axt folgte eine dünne rote Linie, und der Schäfer nahm die Brust und löste sie mit seiner Hand. Er legte sie zur Seite, strich die Länge der Axt entlang und das Licht veränderte sich zu einem dumpfen Blau. Er bewegte die Axt über die rote Wunde, und das Blut gerann und trocknete und die Wunde begann zu heilen.

Er legte die Brust in seinen Beutel und wiederholte den Vorgang auf der anderen Seite. Während der ganzen Zeit beobachtete die Frau seine Arbeit mit amüsiertem Desinteresse, das Lächeln spielte immer noch auf ihren Lippen. So würde sie tagelang lächeln, bis der Friede vorbei war.

Als die zweite Brust in seinem Beutel war, legte der Schäfer Axt und Hirtenstab weg und knöpfte die Bluse der Frau sorgfältig wieder zu. Er half ihr auf die Füße, und wieder strich seine starke und freundliche Hand über ihre Wange. Wie ein nuckelndes Baby schloß sie ihre Lippen über seine Finger, aber er zog die Hand weg.

Als er ging, nahm die Frau das Baby aus dem Schrank, hielt es in den Armen und herzte es sanft. Das Baby drängte sich gegen den Oberkörper, der so seltsam hart geworden war, und die Frau lächelte und sang ein Wiegenlied.

Der Schäfer ging durch die Straßen, der Beutel schlug bei jedem Schritt gegen die Beine. Die Leute sahen auf den Beutel und rätselten, was darin war. Aber bevor der Schäfer das Dorf verlassen hatte, wußten es alle, und die Blicke lagen nicht länger mehr auf dem Beutel, sondern auf dem Gesicht des Schäfers. Er blickte weder rechts noch links, aber er fühlte die starrenden Blicke, und seine Augen wurden sanft und traurig.

Und dann war er wieder am Burggraben, über die schmale Brücke, durch das Tor und in den hohen, dunklen Gängen des Schlosses.

Er gab den Beutel dem Koch, der ihn böse anstarrte. Der Schäfer lächelte nur und nahm seinen Hirtenstab aus dem Beutel. Sofort war der Koch wieder gefügig. Ruhig begann er das rote Fleisch in dünne Scheiben zu zerteilen, bestreute es mit etwas Mehl und legte es in eine Pfanne mit simmernder Butter. Der Duft war stark und süß, und Milchspritzer kochten in der Pfanne.

Der Schäfer blieb in der Küche und achtete darauf,

wie der Koch das Mahl des Königs bereitete. Dann folgte er bis zur Tür des Eßzimmers, als der Diener mit den dampfenden Scheiben auf einem Tablett sich dem König näherte. Der König und die Königin aßen schweigend, in einem ernsten aber gütigen Ritual, in dem sie sich gegenseitig bedienten und einander die besten Bissen zuschoben.

Und am Ende des Mahles raunte der König dem Diener ein Wort zu, der den Koch und den Schäfer in die Halle bat.

Der Koch, der Diener und der Schäfer knieten vor dem König nieder, der drei Arme ausstreckte, um ihre Köpfe zu berühren. Weil sie daran gewöhnt waren in langer Zeit, nahmen sie die Berührung ohne Zurückzucken, ohne einmal mit der Wimper zu zucken, an, weil sie wußten, daß solche Reaktionen dem König mißfielen. Schließlich war es ein großer Vorzug, dem König dienen zu dürfen: Ihre Dienste bewahrten sie davor, Königsfleisch von ihrem eigenen Fleisch geben zu müssen, oder mit ihren Häuten die Wände des Schlosses zu tapezieren oder zu einem langen Jagdmantel verarbeitet zu werden.

Des Königs Armspitzen berührten immer noch die Köpfe der drei Diener, als eine Erschütterung durch das Schloß ging und ein tiefer Warnton zu dröhnen begann.

König und Königin verließen den Tisch, bewegten sich würdevoll zu ihren Podesten und setzten sich. Sie betätigten Knöpfe und setzten damit all die unsichtbaren Verteidigungsanlagen des Schlosses in Aktion.

Nach einer Stunde erschöpfender Konzentration erkannten sie die Niederlage und zogen ihre Arme von den

jetzt sinnlosen Kontrollen zurück. Die Kraftfelder, die lange die dünnen Wände des Schlosses zu zerbrechlicher Höhe gehalten hätten, brachen zusammen, die Wände fielen, und ein schimmerndes Metallschiff landete schweigend inmitten der Ruinen.

Die Seite des Himmelschiffes öffnete sich, und vier Männer kamen heraus, Waffen in den Händen und Wut in den Augen. Als sie das sahen, blickten König und Königin traurig einander an und nahmen dann die rituellen Messer aus ihren Scheiden hinter ihren Köpfen. Gleichzeitig stachen sie die Messer zwischen die Augen des anderen. Sie starben sofort, und die 22jährige Unterwerfung der Abbey-Kolonie war vorbei.

Im Tod wirkten der König und die Königin wie traurige Kraken, die flach und leer auf dem Deck eines Fischerbootes liegen, und nicht wie Eroberer von Planeten, nicht wie Menschenfresser. Die Männer aus dem Raumschiff gingen zu den Leichen und vergewisserten sich, daß sie wirklich tot waren. Dann blickten sie sich um und erkannten zum ersten Mal, daß sie nicht allein waren.

Denn der Schäfer, der Diener und der Koch standen in den Ruinen des Palastes, die Augen ungläubig aufgerissen.

Einer von den Männern der Besatzung streckte eine Hand aus.

»Wie kommt es, daß ihr am Leben seid?« fragte er.

Sie antworteten nicht, weil sie nicht wußten, was die Frage bedeuten sollte.

»Wie könnt ihr hier überlebt haben, wenn ...«

Dann sagten sie nichts mehr, weil sie jenseits des Pa-

lastes blickten, über den Burggraben hinweg, wo die Menge der Kolonisten mit ihren Kindern stand und sie beobachtete. Und als sie die Menschen sahen, ohne Arme und Beine und Augen und Brüsten und Lippen, ließen die Männer aus dem Schiff die Waffen fallen und füllten ihre Hände mit Tränen, und dann gingen sie über die Brücke, fassungslos inmitten der Freude der Befreiten.

Es war keine Zeit für Erklärungen und auch keine Notwendigkeit dafür. Die Kolonisten krochen und hüpfen und – seltener – gingen über die Brücke in den zerstörten Palast und bildeten einen Kreis um die Körper des Königs und der Königin. Dann machten sie sich an die Arbeit, und nach einer Stunde lagen die Leichen in der Grube im Fundament des Schlosses, bedeckt mit Urin und Exkrementen, bereits vor Verwesung stinkend.

Dann wandten sich die Kolonisten den Dienern von König und Königin zu.

Die Männer aus dem Schiff waren auf einem fernen Planeten ausgewählt worden wegen ihrer Urteilsfähigkeit, ihrer Schnelligkeit und ihres Mutes. Bevor die Menge einen gemeinsamen Entschluß gefaßt hatte, bevor sie sich bewegen konnte, war da ein Kraftfeld um den Diener, den Koch, den Befehlshaber und um die Wachen. Auch um den Schäfer, und obwohl die Menge ihr Mißfallen murrte, erklärte einer der Männer in beruhigendem Ton, daß, welche Verbrechen auch immer begangen worden waren, sie gesühnt werden würden, nach der Gerechtigkeit des Imperiums.

Das Kraftfeld wurde eine Woche lang aufrecht erhalten. Die Männer aus dem Schiff arbeiteten daran, die Ko-

lonie wieder in den ursprünglich geplanten Zustand zu bringen.

Sie bemühten sich, die Menschen wieder für die Felder zu interessieren, die wieder ganz ihnen gehörten. Dann gaben sie auf, sie erkannten, daß die Gerechtigkeit nicht warten konnte. Sie brachten die Geräte des Gerichtshofes aus dem Schiff, versammelten die Menschen, und die Verhandlung begann.

Die Kolonisten warteten, bis die Männer aus dem Schiff eine Metallplatte hinter dem rechten Ohr jeder Person befestigt hatten. Auch die Diener in ihrem Gefängnis und die Männer aus dem Schiff wurden damit ausgestattet, und die Verhandlung begann. Jede Person legte Zeugnis ab, aus seiner Erinnerung direkt in die Gehirne aller anderen Personen.

Der Gerichtshof hörte zuerst die Aussage der Männer aus dem Schiff. Die Menschen schlossen die Augen und sahen Männer in einem großen Raumschiff, die Kontrollen bedienten und hastig mit Computern sprachen. Dann erkannten sie Anzeichen von Erleichterung, und vier Männer betraten ein Landungsboot, um nach unten zu gehen.

Die Menschen sahen, daß es nicht ihre Welt war, denn hier gab es keine Überlebenden. Statt dessen gab es nur ein Schloß, nur ein König und eine Königin, und als sie tot waren, nur öde Felder und die Ruinen eines Dorfes, das schon viele Jahre zuvor verlassen worden war.

Wieder und wieder sahen sie dieselbe Szene. Nur in der Abbey-Kolonie gab es menschliche Überlebende.

Dann sahen sie zu, wie die Körper von Königen und

Königinnen geöffnet wurden. Eine Höhlung in der Königin klaffte weit auf, und auf einem sich windenden Nährboden lebten tausend kleine Fötusse, vielarmig und blutend in der kalten Luft außerhalb der Höhlung. Dreißig Jahre Entwicklung, und sie würden, je zwei und zwei, sich aufmachen, um andere Welten zu erobern und auszubeuten, in einer unaufhaltsamen Epidemie über die ganze Galaxis.

Aber in der Höhlung wurde der Vorgang gestoppt, die Fötusse wurden mit Chemikalien besprüht, und bald lagen sie still und vertrockneten zu schrumpfenden Bällen grauer Haut.

Die Aussage der Männer aus dem Schiff war zu Ende, und der Gerichtshof befragte die Erinnerungen der Kolonisten.

*

Ein Kreischen aus dem Himmel, ein Schwall von Licht, und dann senkten sich der König und die Königin herab, allein, ohne Ausrüstung. Aber die Ausrüstung folgte schnell, die Menschen wurden von unsichtbaren Peitschen in ein Gehege getrieben, das sich aus dem Nichts zu einem dunklen engen Raum verwandelte, in den sie kaum stehend hineinpaßten.

Dicke Luft, kaum atembar. Eine Frau wird ohnmächtig, dann ein Mann, betäubendes Schreien und Weinen. Schweiß, bis die Körper trocken sind, Hitze, bis die Körper kalt sind, und dann läuft ein Zittern durch den Raum.

Eine Tür, und dann der König, größer als jeder ihn

sich vorgestellt hatte, mit unzähligen peitschenden Armen. Erbrechen von dem Mann hinter dir, dann erbrichst du selbst, dann entleert sich deine Blase vor Angst. Die Arme langen herein, überall Schreie, Schreie aus allen Kehlen, Schreie, bis alle Stimmen verstummt sind. Dann wird ein Mann aus der Menge gepflückt, die Tür schließt sich wieder, wieder Dunkelheit, und Gestank, Hitze und Angst sind größer als zuvor.

Schweigen. Und entfernt ein langgezogener Schrei in Todesagonie.

Schweigen. Stunden. Und dann öffnet sich die Tür wieder. Wieder der König, wieder das Schreien.

Das dritte Mal, als der König wieder in der Tür ist, löst sich ein Mann aus der Menge, der nicht schreit, dessen Hemd zwar von Erbrochenem bedeckt ist, der sich aber nicht erbricht, dessen Augen ruhig sind, dessen Lippen friedlich sind, und dessen Augen leuchten. Der Schäfer, aber damals hatte er einen anderen Namen.

Er geht zum König und streckt seine Hand aus, und er wird nicht gepackt. Er wird geführt, und er geht hinaus. Die Tür schließt sich.

Stille. Stunden. Und kein Schrei.

Und dann ist das Gefängnis weg, aufgelöst in das Nichts, aus dem es kam, und die Luft ist klar, und die Sonne scheint, und das Gras ist grün. Nur etwas hat sich geändert: Etwas ist neu, das Schloß, das sich hoch und zerbrechlich und verrückt aufrichtet in Spiralen und Domen. Ein Graben mit Säure darum. Eine schmale Brücke.

Und dann zurück ins Dorf, alle. Die Häuser sind in Ordnung, fast könnte man vergessen.

Bis der Schäfer durch die Straßen des Dorfes geht. Er wird noch bei seinem alten Namen genannt, wie war der eigentlich? Und die Leute sprechen zu ihm, fragen ihn, was in diesem Schloß ist, was wollen der König und die Königin, warum wurden wir eingesperrt, warum sind wir frei?

Doch der Schäfer deutet nur auf einen Bäcker. Der Mann tritt hervor, der Schäfer berührt dessen Schläfe mit seinem Stab, der Mann lächelt und geht auf das Schloß zu.

Vier große Männer werden ebenso auf ihren Weg geschickt, dann ein Junge, dann noch ein Mann, und die Menschen beginnen zu murren und sich vor dem Schäfer zurückzuziehen. Sein Gesicht ist immer noch schön, aber sie erinnern sich an den Schrei, den sie im Gefängnis gehört haben. Sie wollen nicht zum Schloß gehen. Sie trauen nicht dem leeren Lächeln derer, die gehen.

Und dann kommt der Schäfer wieder und wieder, und Teile werden genommen von lebenden Männern und Frauen. Es gibt Pläne. Es gibt Angriffe. Aber immer werden sie vom Hirtenstab des Schäfers oder von seiner unsichtbaren Peitsche zurückgeschlagen. Immer kehren sie gebrochen zu ihren Häusern zurück. Und sie warten. Und sie hassen.

Viele von ihnen wünschen, sie wären in den ersten furchtbaren Momenten des Angriffs gestorben. Aber der Schäfer tötet nie.

*

Die Aussage der Menschen war beendet, der Gerichtshof machte eine Pause, bis die Verhandlung weitergehen sollte. Sie brauchten Zeit, um ihre Augen von den Tränen zu trocknen, die die Erinnerung gebracht hatte. Sie brauchten Zeit, um ihre Kehlen von der Enge der stummen Schreie zu befreien.

Und dann schlossen sie wieder die Augen und verfolgten die Aussage des Schäfers. Dieses Mal gab es nicht viele verschiedene Gesichtspunkte; sie sahen nur durch ein Augenpaar.

*

Wieder das Gefängnis, die Menge in Furcht zusammengedrängt. Die Tür öffnet sich, wie zuvor. Nur diesmal gehen sie alle auf den König in der Tür zu, und alle strecken eine Hand aus, und alle fühlen, wie sich ein kalter Tentakel darum schließt und sie vom Gefängnis wegführt.

Das Schloß kommt näher. Und sie fühlen die Furcht in sich. Aber sie fühlen auch eine Ruhe, einen Frieden, der die Furcht niederzwingt, ein Frieden, der das Gesicht ruhig hält und das Herz normal schlagen läßt.

Das Schloß. Eine schmale Brücke, Säure im Burggraben. Ein Tor öffnet sich. Die Brücke wird überquert. Ein Moment des Schwindelgefühls, als der König zu stoßen scheint, um sein Opfer in den Burggraben zu werfen.

Und dann die große Eßhalle und die Königin auf dem Podest. Sie formt die Welt nach dem Muster, das ihren Kindern zum Leben verhelfen wird.

Du stehst allein am Kopf des Tisches, und König und Königin sitzen auf hohen Stühlen und beobachten dich. Du starrst auf den Tisch und erkennst genug, um dir vorzustellen, warum die anderen geschrien haben. Du fühlst einen Schrei in deiner Kehle aufsteigen, im Bewußtsein, daß du und all die anderen so zerrissen werden würden, so halbhinuntergeschlungen, ein Haufen von Knorpeln und Knochen, bis alles weg ist.

Und dann zwingst du deine Furcht hinunter und beobachtest.

Der König und die Königin erheben und senken ihre Arme, wedeln sie in rhythmischen Mustern. Sie unterhalten sich anscheinend. Haben diese Bewegungen eine Bedeutung?

Du wirst es herausfinden. Du streckst auch einen Arm aus und versuchst die Muster, die du siehst, nachzumachen.

Sie bewegen sich nicht mehr und sehen dir zu.

Du hältst unsicher einen Moment inne. Dann bewegst du wieder deine Arme.

Sie machen weiter mit Armbewegungen und sanften Lauten. Du ahmst auch diese sanften Laute nach.

Und dann kommen sie auf dich zu. Du verhärtest dich, versprichst dir, nicht zu schreien, aber im Bewußtsein, daß du dich nicht zurückhalten kannst.

Ein kalter Arm berührt dich, und du wirst ohnmächtig. Dann führen sie dich aus dem Raum, fort vom Tisch, und es wird dunkel.

Sie behalten dich wochenlang. Sie amüsieren sich. Du wirst am Leben gehalten, um sie zu belustigen, wenn sie

müde sind von ihrer Arbeit. Aber während du sie nachahmst, beginnst du zu lernen, und sie beginnen, dich zu lehren, und bald entsteht eine Art bruchstückhafter Sprache. Sie sprechen langsam mit ihren wedelnden Armen und sanften Stimmen, du versuchst sie mit deinen Armen nachzuahmen, dann bildest du Worte. Die Anspannung macht dich fast wahnsinnig, aber endlich kannst du ihnen sagen, was du ihnen sagen willst, was du ihnen sagen mußt, bevor du sie langweilst und sie dich wieder als ein Stück Fleisch ansehen.

Du lehrst sie, wie man eine Herde hält.

Und so machen sie dich zum Schäfer. Du hast nur eine Pflicht zu erfüllen: Du mußt ihnen Fleisch aus einem niemals endenden Vorrat geben. Du hast ihnen gesagt, daß du sie versorgen kannst und immer genug Menschenfleisch haben wirst, und sie sind fasziniert.

Sie geben dir von ihrer chirurgischen Ausrüstung einen Hirtenstab, damit es weder Schmerz noch Kampf gibt, und eine Axt für das Schlachten und Heilen, und an einem Stück verwesenden Fleisches zeigen sie dir, wie man die Geräte benutzt. In deine Hand pflanzen sie den Schlüssel ein, dem jede Tür im Dorf gehorchen wird. Und dann gehst du in die Kolonie und mordest deine Gefährten stückweise, um sie alle am Leben zu halten.

Du sprichst nicht. Du verbirgst dich vor ihrem Haß in Schweigen. Du verlangst nach dem Tod, aber er kommt nicht, weil er nicht kommen kann. Wenn du stirbst, würde die Kolonie sterben, und um ihr Leben zu retten, führst du ein Leben, das nicht lebenswert ist.

Und dann fällt das Schloß und du bist fertig, und du

verbirgst die Axt und den Hirtenstab an einem gewissen Ort in der Erde, und du wartest darauf, daß sie dich töten.

*

Die Gerichtsverhandlung ist beendet.

Die Menschen nahmen die Platten hinter ihren Ohren weg und blinzelten ungläubig in das Licht der Nachmittags-sonne. Sie blickten in das schöne Gesicht des Schäfers, und der Ausdruck ihrer Gesichter war nicht zu deuten.

»Der Urteilspruch des Gerichtshofes«, las ein Mann aus dem Schiff vor, während die anderen durch die Menge gingen und die Zeugen-Platten wieder einsammelten, »lautet, daß der Mann, der Schäfer genannt wird, sich übelste Grausamkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Und doch waren diese Grausamkeiten der einzige Weg, jene am Leben zu halten, gegen die jene Grausamkeiten ausgeübt wurden. Deshalb ist der Mann namens Schäfer von jeder Anklage freizusprechen und soll statt dessen geehrt werden von den Menschen der Abbey-Kolonie wenigstens einmal im Jahr, und er soll am Leben gehalten werden, solange Wissenschaft und Umsicht einen Menschen am Leben halten können.«

Dies war der Urteilspruch des Gerichtshofes, und trotz ihrer 22jährigen Isolation würden die Menschen der Abbey-Kolonie niemals das Gesetz des Imperiums mißachten.

Wochen später war die Arbeit der Männer aus dem Raumschiff getan. Sie kehrten wieder in den Himmel

zurück. Die Menschen regierten wieder sich selbst, wie lange zuvor.

Irgendwo zwischen den Sternen saßen drei der Männer nach dem Essen zusammen. »Ein Schäfer, ausgerechnet«, sagte einer.

»Und ein verteufelt guter«, sagte ein anderer.

Der vierte Mann schien zu schlafen. Aber er schlief nicht. Plötzlich richtete er sich auf und schrie: »Mein Gott, was haben wir getan!«

*

In den nächsten Jahren gedieh die Abbey-Kolonie, und eine neue Generation wuchs heran, stark und unversehrt. Sie erzählten den Kindern ihrer Kinder die Geschichte ihrer langen Sklaverei, und der Frieden wurde bewahrt, die Freiheit und die Kraft, die Einigkeit und das Leben.

Und jedes Jahr, wie der Gerichtshof entschieden hatte, gingen sie zu einem gewissen Haus im Dorf. Sie hatten Gaben bei sich, Korn, Milch und Fleisch. Vor der Tür stellten sie sich auf, und einer nach dem anderen ging hinein, um den Schäfer zu ehren.

Sie gingen am Tisch vorbei, wo er aufgestützt war, damit er sie sehen konnte. Jeder kam herein und sah in das schöne Gesicht mit den freundlichen Lippen und den sanften Augen. Allerdings gab es jetzt keine starken Hände mehr. Nur ein Kopf, ein Hals, ein Rückgrat und Lippen und ein unförmiger Sack, in dem das Leben pulsierte. Die Menschen blickten über seinen nackten Körper und sahen die Narben. Hier war mal ein Bein gewe-

sen und eine Hüfte, stimmts? Ja, und hier war sein Geschlecht gewesen und hier Schultern und Arme.

Wie kann er leben? fragten die Kleinen staunend.

Wir halten ihn am Leben, antworteten die Älteren. Nach dem Urteilsspruch des Gerichtshofes. Einmal im Jahr die Ehrung. Und wir halten ihn am Leben, solange wir das mit Wissenschaft und Umsicht können.

Dann legten sie ihre Gaben nieder und gingen, und am Ende dieses Tages wurde der Schäfer zurück zu seiner Hängematte gebracht, von wo er Jahr um Jahr aus dem Fenster sah und das Wetter am Himmel betrachtete. Vielleicht hätten sie ihm die Zunge herausgeschnitten, aber da er niemals sprach, dachten sie nicht daran. Sie würden ihm vielleicht auch die Augen ausgestochen haben, aber sie wollten, daß er sah, wie sie lächelten.

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch.

Atemübung

Wenn Dale Yorgason nicht so leicht abzulenken gewesen wäre, hätte er vielleicht niemals das Atmen bemerkt. Aber er wollte gerade die Treppe hinaufgehen, um seine Sachen zu wechseln, als er die Überschrift auf der Zeitung sah, und das lenkte ihn ab. Anstatt die Treppen weiter hochzugehen, setzte er sich auf die Stufen und begann zu lesen. Aber darauf konnte er sich auch nicht konzentrieren. Er begann all die Geräusche im Haus zu hören. Brian, sein zweijähriger Sohn, war oben, er atmete schwer im Schlaf. Colly, seine Frau, war in der Küche, knetete einen Brotteig und atmete ebenfalls schwer. Ihr Atmen kam genau gleichzeitig, unisono. Brians rasseln-der Atem von oben, dick vom Schleim des Kinderschlafs; Collys schweres Atmen, während sie den Teig bearbeitete. Das machte Dale nachdenklich, die Zeitung war vergessen. Er überlegte sich, wie häufig Menschen das tun – minutenlang gleichzeitig atmen. Er dachte über den Zufall nach.

Und dann, weil er leicht abzulenken war, erinnerte er sich daran, daß er seine Kleidung wechseln wollte, und ging nach oben. Als er in Jeans und T-Shirt herunterkam, war er bereit für ein gutes Spiel Basketball draußen; es war Frühling. Colly rief ihm zu: »Ich habe keinen Zimt mehr, Dale!«

»Ich bring ihn auf dem Heimweg mit!«

»Ich brauche ihn *jetzt!*« rief Colly.

»Wir haben zwei Wagen!« schrie Dale zurück, dann schloß er die Tür. Er hatte etwas Gewissensbisse, weil er ihr nicht geholfen hatte, aber er erinnerte sich daran, daß er schon zu spät kam und daß es nicht zuviel für sie war, Brian zu nehmen und aus dem Haus zu gehen; sie schien überhaupt selten aus dem Haus zu gehen.

Seine Mannschaft, alles Freunde von der Firma Alles-Zuhause-Produkte-GmbH, gewann das Spiel, und er kam ganz schön verschwitzt nach Hause. Keiner war da. Der Brotteig war unwahrscheinlich aufgegangen, hatte sich über den ganzen Tisch verbreitet und tropfte in großen Fladen auf den Fußboden. Colly war offensichtlich schon zu lange fort. Er überlegte sich, was sie aufgehalten haben könnte.

Dann kam der Anruf von der Polizei, und er brauchte nicht mehr weiter zu überlegen. Colly hatte die Angewohnheit, Stop-Zeichen etwas leichtsinnig zu überfahren.

*

Das Begräbnis war gut besucht. Dale hatte eine große Familie und war in der Firma sehr beliebt. Er saß zwischen seinen Eltern und Collys Eltern. Während der monotonen Rede dachte Dale, der ja leicht abzulenken war, daran, daß von allen Trauergästen hier nur wenige persönlich Leidtragende waren. Nur wenige hatten Colly wirklich gekannt. Sie hatte öffentliche Funktionen und soziale Vereine vermeiden können. Am liebsten war sie zu Hause mit Brian gewesen, eine perfekte Hausfrau, die

gerne las und viel allein war. Die meisten Leute waren gekommen, um Dale einen Gefallen zu tun, um ihn zu trösten. Fühle ich mich getröstet? fragte er sich. Nicht von meinen Freunden – sie hatten wenig zu sagen, waren linkisch und verlegen. Nur sein Vater brachte das richtige Gefühl auf, umarmte ihn und redete über alles mögliche, nur nicht über Dales Frau und Kind, die tot waren, so zerfetzt bei dem Unfall, daß der Sarg für keinen geöffnet wurde. Sie redeten darüber, diesen Sommer im Lake Superior zu fischen, redeten darüber, daß die Kerle von der Continental Stahlindustrie tatsächlich ihren 65jährigen Präsidenten in den Ruhestand versetzen wollten, redeten eigentlich über nichts. Aber es tat gut. Es lenkte Dale von seinem Schmerz ab.

Jetzt fragte er sich, ob er für Colly wirklich ein guter Ehemann gewesen war. War sie wirklich glücklich gewesen, den ganzen Tag im Haus versteckt? Er hatte versucht, sie herauszulocken, mit ihr Leute zu treffen, aber sie hatte abgelehnt. Aber als er endlich sich fragte, ob er sie wirklich gekannt hatte, konnte er keine Antwort finden, keine, deren er sich sicher sein konnte. Und Brian – Brian kannte er eigentlich auch nicht. Der Junge war aufgeweckt und lernte schnell; er sprach schon ganze Sätze, während andere Kinder noch mit den Worten kämpften; aber was hatten er und Dale jemals miteinander besprochen? Brian war immer nur mit seiner Mutter zusammen, und Colly war nur mit Brian zusammen gewesen. Irgendwie war es wie mit ihrem Atmen – das letzte Mal, als Dale sie atmen gehört hatte – unisono, als ob auch der Rhythmus ihrer Körper übereinstimmte. Irgendwie gefiel

Dale der Gedanke, daß sie auch ihren letzten Atemzug gemeinsam getan hatten, das Unisono setzte sich bis ins Grab fort; jetzt würden sie in die Erde gesenkt werden in perfektem Unisono, teilten sich einen Sarg, wie sie sich jeden Tag geteilt hatten seit Brians Geburt.

Dales Trauer brach wieder über ihn zusammen. Es überraschte ihn, weil er gedacht hatte, er hatte soviel geweint, daß er nicht mehr konnte, aber er entdeckte, daß noch mehr Tränen darauf warteten, aus ihm zu strömen. Er war sich nicht sicher, ob er wegen des leeren Hauses weinte, das auf ihn wartete, oder weil er sich immer von seiner Familie abgeschlossen hatte; war der Sarg denn nichts weiter als ein Symbol, wie ihre Beziehung gewesen war? Es waren nicht sehr sinnvolle Gedanken, und Dale ließ sich ablenken. Er stellte fest, daß seine Eltern zusammen atmeten.

Ihre Atemzüge waren leicht, kaum zu hören. Aber Dale hörte sie, sah sie an und beobachtete, wie die Brustkörbe sich hoben und senkten. Es entnervte ihn – kam unisonos Atmen öfter vor, als er gedacht hatte? Er hörte auf die anderen, aber Collys Eltern atmeten nicht im gleichen Takt, und gewiß hatten auch Dales Atemzüge ihren eigenen Rhythmus. Dann sah Dales Mutter ihn an, lächelte und nickte ihm in einem Versuch stiller Verständigung zu. Dale konnte mit lautloser Kommunikation nicht viel anfangen; bedeutungsvolle Pausen und wissende Blicke machten ihn immer unsicher. Sie brachten ihn immer dazu zu überprüfen, ob sein Hosenschlitz geschlossen war. Eine weitere Ablenkung, und er dachte nicht weiter an das Atmen.

Bis er am Flughafen war. Die Maschine kam eine Stunde später, weil in Los Angeles technische Probleme auftauchten. Er hatte mit seinen Eltern nicht viel zu erzählen, selbst mit dem Geschwätz seines Vaters klappte es nicht, und so saßen sie die meiste Zeit schweigend da, wie die meisten anderen Passagiere. Neben ihnen saß ein Pilot und eine Stewardess und warteten schweigend auf die Ankunft des Flugzeugs. Während eines Moments tiefer Stille bemerkte Dale, daß der Pilot und sein Vater im gleichen Takt mit den übereinandergeschlagenen Beinen wippten. Dann lauschte er und vernahm einen dauernden Laut in der Wartehalle, ein rhythmisches Strömen, als die meisten Passagiere gemeinsam ein- und ausatmeten. Dales Mutter und Vater, der Pilot, die Stewardess, einige andere Passagiere, alle atmeten im Takt. Er wurde nervös. Wie war das möglich? Brian und Colly waren Sohn und Mutter; Dales Eltern lebten seit Jahren zusammen. Aber warum sollte die Hälfte der Menschen in der Wartehalle unisono atmen?

Er wies seinen Vater darauf hin.

»Seltsam, aber ich glaube, du hast recht«, sagte sein Vater, interessiert an diesem merkwürdigen Zufall. Dales Vater hatte eine Schwäche für seltsame Zufälle.

Und dann fiel der Rhythmus auseinander, das Flugzeug schob sich näher an die Fenster heran, und die Menge kam in Bewegung, um an Bord zu gehen, obwohl die Maschine erst in einer halben Stunde starten sollte.

Das Flugzeug zerbrach bei der Landung. Ungefähr die Hälfte der Passagiere im Flugzeug überlebte. Aber die ganze Besatzung und viele Passagiere, darunter Dales

Eltern, starben, als die Maschine am Boden auftraf.

An diesem Punkt wurde Dale klar, daß dieses Atmen kein Zufall war, es hatte auch nichts mit der Nähe der Menschen während ihres Lebens zu tun. Es war ein Bote des Todes; sie atmeten gemeinsam, *weil* sie bald ihren letzten Atemzug gemeinsam tun würden. Er sprach über seine Beobachtung mit keinem anderen, aber immer, wenn er von anderen Dingen abgelenkt wurde, verfolgte er diesen Gedanken weiter. Es war besser, als bei der Tatsache zu bleiben, daß er, ein Mann, dem seine Familie immer sehr wichtig gewesen war, jetzt völlig ohne Familie dastand; daß die einzigen Menschen, bei denen er völlig er selbst sein konnte, bei denen er sich völlig entspannen konnte, nicht mehr da waren, und daß es keine Entspannung mehr für ihn in dieser Welt geben konnte. Viel besser, als darüber nachzudenken, ob er sein Wissen einsetzen konnte, um Leben zu retten. Schließlich, dachte er manchmal, und die Gedanken folgten einem sich endlos wiederholenden Muster, wenn ich so etwas erneut bemerke, könnte ich jemanden aufschrecken, ihn warnen, sein Leben retten. Und doch, wenn ich Leben retten könnte, warum dann dieses unisono Atmen? Wenn meine Eltern gewarnt worden wären, wären sie nicht gestorben, dann aber hätten sie nicht gemeinsam atmen können, und dann hätte ich sie auch nicht warnen können, und dann hätten sie keinen anderen Flug genommen, und dann wären sie doch gestorben, aber dann hätten sie auch unisono geatmet, und ich hätte es bemerkt und sie gewarnt...

Mehr als alles, was ihm je zuvor durch den Kopf gegangen war, nahm ihn dieser Gedanke gefangen, und er

war nicht so leicht davon abzulenken. Das beeinträchtigte seine Arbeit; er wurde langsamer, machte Fehler, weil er sich nur noch auf das Atmen konzentrierte, weil er dauernd den Sekretärinnen und den anderen Mitarbeitern zuhörte und auf den furchtbaren Moment wartete, in dem sie unisono atmen würden. Er aß allein in einem Restaurant, als er es wieder hörte. Das Seufzen des Atmens kam von allen Seiten, von jedem Tisch in seiner Nähe. Er brauchte nur ein paar Augenblicke, um sicher zu sein, dann sprang er von seinem Tisch auf und lief schnell hinaus. Er blieb nicht stehen, um zu zahlen, denn das Atmen war an jedem Tisch im ganzen Restaurant.

Der Maître d' war natürlich verärgert, daß er hinauslief ohne zu zahlen und rief ihm nach. Dale antwortete nicht. »Halt! Sie haben noch nicht bezahlt!« schrie der Mann und folgte Dale auf die Straße hinaus.

Dale wußte nicht, wie weit er zu gehen hatte, um sicher zu sein vor jener Gefahr, die jedem im Restaurant drohte. Das konnte er nicht beurteilen. Der Maître d' hielt ihn auf dem Bürgersteig fest, nur wenige Türen vom Restaurant entfernt, und wollte ihn wieder zurückziehen, aber Dale sträubte sich dagegen.

»Sie können nicht abhauen, ohne zu zahlen! Was bilden Sie sich eigentlich ein?«

»Ich kann nicht zurück!« schrie Dale. »Ich bezahle ja! Ich zahle gleich hier draußen!« Und er suchte in seiner Brieftasche herum, als eine gewaltige Explosion ihn und den Maître d' zu Boden warf. Flammen schossen aus dem Restaurant und Menschen schrien, als das Gebäude durch die Gewalt der Explosion einstürzte. Unmöglich

konnte jemand im Restaurant überlebt haben.

Der Maître d' stand neben Dale auf, die Augen vor Grauen geweitet, dann sah er ihn mit aufdämmernden Verstehen an. »Sie wußten es«, sagte der Maître d', »Sie wußten es!«

*

Dale wurde bei der Verhandlung freigesprochen. Anrufe einer Gruppe von Radikalen und der Ankauf von Sprengstoff in verschiedenen Staaten führte auf die Spuren und zur Verurteilung eines anderen. Aber in der Verhandlung wurde genug ausgesprochen, um Dale und einige Psychiater zu überzeugen, daß mit ihm etwas ernsthaft nicht stimmte. Mit seinem Einverständnis wurde er in ein Sanatorium gebracht, wo Dr. Howard Rummig sich in stundenlangen Gesprächen Dale widmete, um seine Verücktheit zu verstehen, seine Fixierung auf das Atmen als Zeichen des nahenden Todes.

»In jeder anderen Hinsicht bin ich doch gesund, Doktor, nicht wahr?« fragte Dale wieder und wieder.

Und immer wieder antwortete der Arzt: »Was ist Gesundheit? Wer ist gesund? Wie soll *ich* das wissen?«

Dale fand bald heraus, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht unangenehm war. Es handelte sich um eine private Institution, in die viel Geld geflossen war. Die meisten Patienten waren auf eigenen Wunsch hier, deshalb waren die Lebensbedingungen ausgezeichnet. Es war einer von diesen Gründen, aus denen Dale dankbar war für den Reichtum seines Vaters. Im Hospital war er

sicher; der einzige Kontakt mit der Außenwelt fand durch das Fernsehen statt. Er traf sich mit Leuten und hatte im Hospital Bekanntschaften. Langsam begann er sich zu entspannen. Er verlor seine Besessenheit in bezug auf das Atmen, er hörte nicht mehr darauf, wie Leute ein- und ausatmeten oder ob ihr Atem zusammenpaßte. Langsam wurde er wieder zu seinem alten, leicht abzulenkenden Ich.

»Ich bin fast geheilt, Doktor«, verkündete Dale eines Tages mitten in einem Backgammon-Spiel.

Der Arzt seufzte. »Ich weiß, Dale. Ich muß zugeben, ich bin enttäuscht. Nicht weil Sie gesund sind, verstehen Sie mich richtig. Es ist nur, weil Sie hier wie ein frischer Atemzug sind – Sie entschuldigen den Ausdruck.« Sie lachten beide ein wenig. »Ich habe diese Frauen in mittleren Jahren mit ihren modischen Nervenzusammenbrüchen so satt!«

Dale verlor das Spiel – die Würfel waren gegen ihn. Aber er nahm es nicht schwer, er wußte, daß er wahrscheinlich das nächste Mal leicht gewinnen würde, wie gewöhnlich. Dann standen er und Dr. Rumming von ihrem Tisch auf und gingen in den vorderen Teil des Erholungsraums, wo das Fernsehprogramm durch eine Sondermeldung unterbrochen wurde. Die Menschen vor dem Fernseher sahen beunruhigt aus; Nachrichtensendungen waren im Sanatorium verboten, und nur eine solche Sondermeldung konnte sich zufällig einschleichen. Dr. Rumming wollte das Gerät sofort ausschalten, aber dann hörte er die Worte des Sprechers.

»... von Satelliten aus, die in der Lage sind, jede

Großstadt der USA zu zerstören. Dem Präsidenten wurde eine Liste von 54 Städten übergeben, die im Zielbereich der im Orbit befindlichen Raketen liegen. Eine dieser Städte, so sagt das Kommuniqué aus, wird unverzüglich zerstört, um die Ernsthaftigkeit der Bedrohung zu unterstreichen. Die zivilen Verteidigungsbehörden wurden über den Sachverhalt informiert. Die Bürger der 54 Städte müssen sich auf eine sofortige Evakuierung vorbereiten.« Dann folgte der normale Nachrichtenablauf, es gab Sonderreportagen und Hintergrundinformationen, doch es war deutlich, daß alle Reporter Angst hatten.

Dale konnte sich ohnehin nicht auf das Programm konzentrieren, weil seine Aufmerksamkeit von etwas anderem abgelenkt wurde, das für ihn weitaus wichtiger war. Jeder Mensch im Raum atmete in perfektem Unisono, Dale eingeschlossen. Er versuchte, aus dem Rhythmus auszubrechen, aber es war vergeblich.

Es ist nur meine Furcht, dachte Dale. Nur diese Nachricht, sie bringt mich dazu, dieses Atmen zu hören.

Ein Nachrichtenmann aus Denver erschien auf dem Bildschirm und unterbrach die laufenden Informationen. »Denver, meine Damen und Herren, ist eine der Zielstädte. Die Behörden informieren Sie hiermit, daß die Evakuierung in Kürze beginnt. Richten Sie sich nach den Anweisungen. Fahren Sie aus der Stadt in Richtung Osten, wenn Sie in folgenden Stadtteilen wohnen ...«

Dann hielt der Sprecher inne und lauschte, heftig atmend, einer Nachricht über seinen Kopfhörer.

Der Sprecher atmete in perfektem Unisono mit allen Menschen im Raum.

»Dale«, sagte Dr. Rumming.

Dale atmete nur und fühlte, wie der Tod über ihm am Himmel schwebte.

»Dale, können Sie das Atmen hören?«

Dale hörte das Atem.

Der Sprecher meldete sich wieder. »Denver ist mit Sicherheit das Ziel. Die Raketen wurden schon abgefeuert. Bitte verlassen Sie sofort die Stadt. Zögern Sie nicht, aus keinem Grund. Es wird geschätzt, daß wir weniger als – weniger als drei Minuten Zeit haben. Mein Gott«, sagte er und stand von seinem Stuhl auf, heftig atmend. Dann rannte er aus dem Blickfeld der Kamera. Keiner drehte die Sendung ab – der Fernseher zeigte weiter den Stuhl des Nachrichtensprechers, den Tisch, die Wetterkarte.

»Wir kommen nicht rechtzeitig raus«, sagte Dr. Rumming zu den Menschen im Raum. »Wir befinden uns fast im Zentrum von Denver. Unsere einzige Hoffnung: Legen wir uns auf den Boden. Versuchen Sie sich, so gut wie möglich, durch Tische und Stühle zu schützen.« Die zu Tode geängstigten Patienten gehorchten der Stimme der Autorität.

»Das also war meine Heilung«, sagte Dale mit zitternder Stimme. Rumming brachte ein halbes Lächeln zustande. Sie lagen nebeneinander auf dem Fußboden, mitten im Raum, sie ließen die Deckung der Möbel den Anderen, weil sie wußten, daß es zwecklos war.

»Sie gehören ja auch gar nicht hierher«, sagte Rumming. »Ich habe in meinem ganzen Leben keinen gesünderen Mann gesehen.«

Dale war wieder einmal abgelenkt. Anstatt an seinen

kurz bevorstehenden Tod zu denken, dachte er an Colly und Brian in ihrem Sarg. Er stellte sich vor, wie die Erde in einem gewaltigen Sturm weggeweht würde und wie der Sarg in der weißen Explosion vom Himmel sofort zu Asche wurde. Endlich fällt die Schranke, dachte Dale, und ich werde bei ihnen sein, so dicht es möglich ist. Er erinnerte sich daran, wie Brian laufen lernte und wie er weinte, als er hinfiel; er erinnerte sich daran, wie Colly sagte: »Nimm ihn nicht jedesmal hoch, wenn er schreit, oder er lernt sonst, daß er mit Schreien alles erreichen kann.« Und so hatte Dale den kleinen Brian drei Tage lang weinen gehört, und er hatte nicht eine Hand gerührt, um dem Jungen zu helfen. Brian lernte schnell und gut Laufen. Doch jetzt, ganz plötzlich, hatte Dale wieder den unwiderstehlichen Wunsch, dieses aufgeregte rote, von Tränen feuchte Gesicht an seine Schulter zu drücken und zu sagen: Alles in Ordnung, du bist ja bei mir.

»Alles in Ordnung, du bist ja bei mir«, sagte Dale laut und sanft. Dann gab es einen Blitz, so weiß und so hell, daß er durch die Wände wie durch Fenster gesehen wurde, denn es gab keine Wände mehr, und all ihr Atem wurde auf einmal aus ihren Körpern gesogen, sie wurden so plötzlich ihrer Stimmen beraubt, daß sie alle unwillkürlich schrien, und dann war alles still, für immer. Ihr Schrei wurde in einem mächtigen Aufwind davongefegt, aus jeder Kehle in perfektem Unisono, hinauf in die Wolken, die sich über der Fläche bildeten, die einmal Denver gewesen war. Und im letzten Moment, als der Schrei aus seinen Lungen gerissen wurde und als die Hitze seine Augen aus dem Gesicht quellen ließ, erkannte

Dale, daß er, trotz all seiner Gabe der Voraussicht, nur ein einziges Leben gerettet hatte. Das des Maître d'Hôtel, dessen Leben Dale nichts bedeutet hatte.

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch

Die Zeitspieler

Gemini lag zurückgelehnt in seinem gepolsterten Stuhl und zog den Kasten über seinen Kopf. Drinnen war es pechschwarz, abgesehen von dem Licht, das von unten um seine Schultern hereinkam.

»Alls klar, ich ziehe uns rüber«, sagte Orion. Gemini versteifte sich. Er hörte das Klicken eines Schalters (oder waren es die Zähne von irgend jemand, die überrascht aufeinanderbissen?), und die Zeitklappe schloß sich über ihn, ließ das Licht verlöschen, und Grün und Orange und eine andere namenlose Farbe jenseits Purpur tanzten in seinen Augenwinkeln.

Plötzlich stand er in dichtem Gras neben einer Straße. Ein dichtbelaubter Zweig wurde vom Wind heftig gegen seinen Rücken geschlagen. Er ging einen Schritt vorwärts und blickte auf.

Die Straße, genau wie Orion gesagt hatte. Etwa eine Minute mußte er warten, und dann ...

Gemini rutschte unbeholfen die Trasse hinunter und machte dabei seine Hände schmutzig. Zu seiner Überraschung war der Schmutz feucht, weich und klebrig. Er hatte erwartet, daß er hart sein würde. Das kommt davon, wenn man Bildern aus Lexika glaubt, dachte er. Der Boden gab sanft unter seinen Füßen nach.

Er sah sich um. Zwei Furchen die Trasse hinunter markierten seinen Weg. Dann habe ich doch ein Zeichen

gesetzt in dieser Welt, dachte er. Es wird nichts zu bedeuten haben, aber es gibt ein Zeichen von mir in dieser Zeit, als Menschen noch Zeichen hinterlassen konnten.

Dann blendende Lichter, weit entfernt auf der Straße. Der Laster kam. Gemini sog die Luft durch die Nase ein. Er konnte nichts riechen – und doch wurde in allen Büchern hervorgehoben, wie stark Verbrennungsmotoren rochen. Vielleicht war er zu weit weg.

Dann schwenkten die Lichter ab. Die Kurve. Im nächsten Moment würde er hier sein, würde die falsche Abzweigung auf der kurvenreichen Bergstraße nehmen, und bald würde es zu spät sein.

Gemini trat auf die Straße hinaus, ein widerstrebender Schauer überlief ihn. Oh, er war schon einige Male vorher unter der Zeitklappe gewesen. Wie jeder hatte er die wichtigsten Ereignisse gesehen. Michelangelo, wie er die Sixtinische Kapelle ausmalte. Händel, wie er den Messias komponierte. (Jedem war es streng verboten, auch nur *eine* Melodie zu summen.) Die Premiere der *Dreigroschenoper*. Und ein paar ungewöhnliche Sachen, weil er Geschichte als Hobby betrieb: Die Ermordung von John F. Kennedy, einem Politiker; das Zusammentreffen von Lorenzo d'Medici mit dem König von Neapel; Jeanne d'Arcs Tod auf dem Scheiterhaufen – schrecklich.

Und jetzt machte er endlich die Erfahrung in der Vergangenheit, die er keinesfalls in seiner Gegenwart erleben konnte.

Der Tod.

Als der Laster um die Kurve rauschte, streiften seine Lichter die ferne Böschung, und dann schwenkten sie ein

und beleuchteten strahlend einen Moment lang Gemini, bevor er aufsprang und hineinstürzte, auf das Glas zu (wie entsetzt das Gesicht des Fahrers, wie hell die Lichter, wie hart das Metall) und dann Qual. Ah, Qual des Zerreißens. Zum ersten Mal fühlte er jede Faser seines Körpers, die in Schmerz aufschrie. Knochen brüllten, als sie wie Holz unter einem Schmiedehammer splitterten. Fleisch und Fett rutschte wie Gelee hinauf, hinunter und zur Seite. Blut spritzte schaurig über die Front des Lasters. Augen sprangen heraus, als Gehirn und Schädel vorwärts schmetterten, hindurchgelassen werden wollten, fliegen wollten. Nein nein nein nein nein, schrie Gemini im letzten Winkel seines Bewußtseins. Nein nein nein nein nein, hör auf!

Und Grün, Orange und Mehr-als-Purpur tanzten an den Rändern seines Gesichtskreises. Eine Drehung in seinem Innern, eine Erschütterung seines Geistes, und er war zurück, herausgezogen aus dem Jenseits von der unerbittlichen Mathematik der Zeitklappe. Er fühlte, wie sein ganzer, unversehrter Körper zurückströmte, fühlte jede Faser, ja, so klar wie beim Zusammenprall mit dem Laster, aber jetzt mit Freude – Freude, die so vollkommen war, daß er nicht einmal spürte, daß sein Körper dem großen Zusammenklang der Lust noch einen Orgasmus hinzufügte.

Die Zeitklappe hob sich. Der Kasten wurde zurückgezogen. Gemini lag keuchend, schwitzend, und doch lachend und weinend. Es war ihm, als wollte er singen.

Wie war es? fragten die anderen begierig, die sich um ihn drängten. Womit kann man es vergleichen? Wie ist

es? Ist es so, wie ...

»Es ist wie nichts. Es ist einfach.« Gemini fand keine Worte. »Es ist wie alles, was Gott den Gerechten versprochen hat, und Satan den Sündern, alles in einem.« Er versuchte, die köstliche Qual zu beschreiben, die Freude jenseits aller Freuden, das ...

»Ist es besser als Elfenstaub?« fragte ein junger, schüchterner Mann, und Gemini erkannte, daß der zurückhaltende junge Mann heute Nacht sicherlich noch stauben würde.

»Nach dieser Sache«, sagte Gemini, »ist Stauben nicht besser als ins Bad zu gehen.«

Alles lachte und redete durcheinander, jeder wollte der Nächste sein (»Orion weiß, wie man eine Party schmeißt«), als Gemini den Stuhl und die Zeitklappe verließ und zu Orion hinüberging, der ein paar Meter entfernt an den Kontrollen arbeitete.

»Hat dir die Fahrt gefallen?« fragte Orion und lächelte seinem Freund sanft zu.

Gemini schüttelte den Kopf. »Nie wieder«, sagte er.

Orion sah ihn einen Moment verdutzt an, dann machte er sich Sorgen. »War es so schlimm?«

»Nicht schlimm. Stark. Ich werde es nie vergessen. Ich habe mich nie so – lebendig gefühlt, Orion. Wer hätte das gedacht? Daß der Tod so –«

»– großartig ist«, half ihm Orion aus. Sein Haar hing weich und lang über seine Stirn – er schüttelte es aus den Augen. »Das zweite Mal ist es besser. Du brauchst mehr Zeit, um am Sterben Spaß zu finden.«

Gemini schüttelte den Kopf. »Einmal reicht mir völlig.

Das Leben wird für mich nie wieder problemlos sein.« Er lachte. »Na schön, dann ist jetzt der Nächste dran, oder?«

Harmony hatte sich schon auf den Stuhl gelegt. Sie hatte ihre Kleidung abgelegt, was einen gewissen Reiz auf die anderen Party-Gäste ausübte. Aber sie meinte: »Ich will nichts zwischen mir und dem kalten Metall!« Orion ließ sie etwas warten, weil er die Einstellungen überprüfen mußte. Während er arbeitete, fragte ihn Gemini: »Wie oft hast du das schon durchgemacht, Orion?«

»Oft genug«, antwortete der Mann und studierte das holografische Modell des Zeitausschnittes. Und Gemini überlegte, ob der Tod vielleicht nicht ebenso verführerisch sein könnte wie Elfenstaub oder Höchstwerten oder Überfallen.

*

Rod Bigley brachte den Laster endlich zum Halten, er keuchte vor Schock und Entsetzen. Die Augen klebten in geronnenem Blut auf der Frontscheibe. Allein sie schienen noch real zu sein. Der Rest bestand aus Schmutz, der von der Straße hochgeworfen worden war, Dreck, den der Regen an die Scheibe geklatscht hatte.

Rod warf die Tür auf und rannte nach vorn, um die Front des Lasters herum. Was hatte er eigentlich vor? Es war unwahrscheinlich, daß der Mann noch am Leben war. Aber vielleicht gab es einen Hinweis, eine Identifikation. Irgend ein Irrer, der ausgebrochen war und in gespenstischen weißen Klamotten über die Bergstraßen

irrte? Aber es gab doch kein Sanatorium hier in der Nähe.

Und es gab auch keinen Körper vorn an seinem Laster.

Er fuhr mit der Hand über das glänzende Metall, über die saubere Windschutzscheibe. Ein paar Käfer am Kühlergrill.

War schon vorher diese Delle im Metall gewesen? Rod konnte sich nicht daran erinnern. Er überprüfte den ganzen Lastwagen. Es war nichts zu sehen. Hatte er sich alles nur eingebildet?

Es mußte so sein. Und doch war alles so wirklich gewesen. Und er hatte auch nichts getrunken, hatte keine Aufputzpillen genommen – kein vernünftiger Fahrer nahm Weckamine oder so ein Zeug. Er schüttelte den Kopf. Es war gespenstisch. Er fühlte sich plötzlich *beobachtet*. Er sah über die Schulter zurück. Nichts zu sehen, nur die Bäume bogen sich im Wind. Kein Tier. Nur ein paar Motten, die im Scheinwerferlicht tanzten. Mehr nicht.

Er schämte sich, daß er sich vor nichts so erschreckt hatte. Und doch sprang er schnell ins Fahrerhaus, warf die Tür hinter sich zu und verschloß sie. Er drehte den Starterschlüssel. Und er zwang sich, durch die Scheibe zu sehen. Halb hatte er erwartet, wieder diese Augen zu sehen.

Die Scheibe war sauber. Und weil er einen Termin halten mußte, trat er aufs Gas. Die kurvenreiche Straße erstreckte sich endlos vor ihm.

Er fuhr schneller. Zurück in die Zivilisation, bevor er eine weitere Erscheinung hatte.

Und als er eine Kurve durchfuhr und seine Scheinwer-

fer die entfernten Bäume auf der anderen Seite der Straße anstrahlten, war ihm, als ob er etwas Weißes auf der rechten Seite der Straße sah, genau in der Mitte.

Die Scheinwerfer erfaßten sie Sekunden vor dem Laster. Ein schönes Mädchen, nackt, üppig und hingegen. Verrückt hingegen stand sie da, die Beine gespreizt, die Arme ausgestreckt. Sie duckte sich, sprang dann hoch, als der Laster sie erfaßte, obwohl Rod seinen Fuß in die Bremse stemmte und den Laster zur Seite riß. Weil er auswich, traf sie nicht die Mitte, sondern wurde auf der linken Seite erfaßt, genau vor Rod. Einer ihrer Arme klatschte verrückt um die Ecke des Fahrerhauses, die Finger scharften über das Glas des Seitenfensters. Sie wurden ebenso zerschmettert wie der Rest.

Rod wimmerte vor sich hin, als der Laster wieder zum Halten kam. Die Hand draußen fiel auf die Seite der Frau zurück, so daß sie nicht die Tür blockierte. Rod sprang heraus, schwang sich um die offene Tür und berührte sie.

Der Körper warm. Die Hand wirklich. Er berührte die Hüften. Das Fleisch gab sanft nach, aber die Beckenknochen waren zerschmettert. Und dann löste sich der Körper von der Front des Lasters, rutschte auf den öligen Schotter der Straße und verschwand.

Zunächst nahm Rod es ruhig auf. Sie fiel einfach von seinem Laster und war weg. Abgesehen von einer leichten (und neuen, ganz sicher neuen!) Delle gab es kein Zeichen mehr von ihr.

Rodney schrie.

Der Schrei kam als Echo von der anderen Seite des Tals zurück. Die Bäume schienen den Laut zu verstärken,

und um die Stämme klang es lauter. Eine Eule heulte zurück. Und endlich setzte sich Rod wieder ans Steuer und fuhr weiter, langsam, aber unbeständig. Bitte, Gott, sag mir, was zum Teufel mit meinem Verstand los ist.

*

Harmony rollte sich von der Liege herunter. Sie keuchte und zitterte heftig.

»Ist es besser als Sex?« fragte einer der Männer. Zweifellos hatte er erfolglos versucht, in ihr Bett zu kommen.

»Es *ist* Sex«, antwortete sie. »Aber es ist besser als Sex mit *dir*.«

Alles lachte. Was für eine tolle Party. Wer könnte das übertreffen? Die zukünftigen Gastgeber und Gastgeberinnen waren ganz verzweifelt, selbst als sie noch lärmend verlangten, ebenfalls unter die Zeitklappe zu kommen.

Aber die Empfangsschleuse öffnete sich, das Polizeisignal summte. »Man hat uns erwischt!« quietschte jemand tuntenhaft, und alles lachte und applaudierte.

Der Polizist war jung, eine Frau. Sie schien unerfahren im Umgang mit dem Schutzschild zu sein, sie ging etwas unbeholfen, als sie in die Mitte des Vergnügensraums trat.

»Orion Overweed?« fragte sie und sah sich um.

»Hier«, sagte Orion. Er saß an den Kontrollen und blickte wachsam auf. Gemini saß neben ihm.

»Officer Mercy Manwool, Los Angeles, Zeitbrigade.«

»Oh nein«, murrte jemand.

»Sie haben hier keine Befugnis«, sagte Orion.

»Wir haben ein Hilfsabkommen auf Gegenseitigkeit mit der Canadian Chronospot Corporation. Und wir haben Anlaß zu vermuten, daß Sie die Zeitspuren in der achten Dekade des 20. Jahrhunderts stören.« Sie lächelte kurz. »Wir haben zwei Selbstmorde entdeckt, und nachdem wir eine sorgfältige Überprüfung Ihrer privaten Zeitklappe vorgenommen haben, stellten wir noch ein paar weitere fest. Offenbar haben Sie eine neue Art, durch die Zeit zu reisen, Mr. Overweed.«

Orion zuckte die Schultern. »Reine Unterhaltung, das ganze. Dabei störe ich jedoch in keiner Weise die Zeitspuren.«

Sie ging zu den Kontrollen hinüber und langte mit sicherem Griff nach dem Aus-Schalter. Orion packte sofort ihren Arm. Gemini sah erstaunt, wie sich die Muskeln an seinem Unterarm spannten. Hatte er etwa sowas wie *Sport* getrieben? Das sähe Orion ähnlich, sich wie einer der unteren zu benehmen ...

»Eine Vollmacht«, sagte Orion.

Sie zog ihren Arm weg. »Ich habe eine offizielle Anzeige vom Beobachtungs-Team der Zeitbrigade. Das reicht aus. Ich muß Ihre Aktivitäten unterbrechen.«

»Nach dem Gesetz«, sagte Orion, »müssen Sie das begründen. Nichts von dem, was wir heute nacht getan haben, wird in irgendeiner Weise die Geschichte verändern.«

»Der Laster wird nicht von einem Roboter gesteuert«, sagte sie, und ihre Stimme klang schrill. »Da sitzt ein Mann drin. Sie verändern sein Leben.«

Orion lachte nur. »Ihre Beobachter haben ihre Schularbeiten nicht gemacht. Im Gegensatz zu mir. Sehen Sie!«

Er wendete sich wieder den Kontrollen zu und spielte eine in der Geschwindigkeit überhöhte Fassung. Der Schatten eines Lasters war zu sehen, der eine kurvenreiche Bergstraße hinabraste. Der Laster durchfuhr eine Kurve nach der anderen, und weil das Hologramm ausschließlich auf den Laster ausgerichtet war, tanzte die umgebende Landschaft nach rechts und nach links, auf und nieder, wenn sich der Laster bei Kurven zur Seite neigte oder von Unebenheiten in der Fahrbahn erschüttert wurde.

Und dann, in der Nähe eines Abgrunds zwischen zwei Bergen, legte sich der Laster in eine weite Kurve, die auf eine Brücke führen sollte. Aber es gab keine Brücke.

Der Laster konnte nicht mehr stoppen, er rutschte über das Ende der abgeschnittenen Straße, hing in der Luft über dem Abgrund, drehte sich, überschlug sich, schlug erst gegen die eine, dann gegen die andere Seite der Felsen. Eingeklemmt zwischen zwei Klippen blieb er etwa zehn Meter über einem Fluß hängen. Das Fahrerhaus war vollständig zermalmt.

»Er stirbt«, sagte Orion. »Das heißt, daß all das, was wir vor seinem Tod und nach seinem letzten Kontakt mit einem anderen lebenden Wesen tun, legal ist. Streng nach Vorschrift.

Der Polizist wurde rot vor Wut.

»Ich habe Ihre kleinen Spielchen mit Flugzeugen und sinkenden Schiffen gesehen. Das ist grausam, Mr. Overweed.«

»Genau definiert, kann man zu einem Toten nicht grausam sein. Ich verändere die Geschichte nicht. Und Mr. Rodney Bingley ist tot, seit mehr als vier Jahrhunderten. Ich schade keinem lebenden Menschen. Und Sie haben sich bei mir zu entschuldigen.«

Officer Manwool schüttelte den Kopf. »Für mich sind Sie so schlimm wie die Römer, die im Zirkus Leute von Löwen zerreißen ließen –«

»Ich weiß über die Römer Bescheid«, sagte Orion kalt. »Ich weiß, wen sie in den Zirkus brachten. In diesem Fall sind es immerhin meine Freunde. Und ich hole sie mit außerordentlicher Sicherheit, durch die Rückhol- und Wiederherstellungseinrichtung, die vom Hamburger Sicherheitsdienst untrennbar mit jeder Zeitklappe verbunden ist, ins Leben zurück. Und Sie haben sich bei mir zu entschuldigen.«

Sie richtete sich steif auf. »Die Zeitbrigade von Los Angeles entschuldigt sich offiziell, Orion Overweed zu Unrecht angeklagt zu haben.«

Orion grinste. »Klang ja nicht sehr herzlich, aber ich nehme die Entschuldigung an. Und wenn Sie schon hier sind, darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

»Alkoholfrei«, sagte sie sofort, und dann blickte sie Gemini an, der sie mit traurigen, aber aufmerksamen Augen beobachtete. Orion suchte nach Gläsern und versuchte, etwas Alkoholfreies im Haus zu finden.

»Das hast du ja fein hingekriegt«, sagte Gemini.

»Und du, Gemini«, sagte sie sanft (und ohne Stimme), »bist als erster durch die Zeit gereist.«

Gemini zuckte die Schultern. »Keiner hat gesagt, daß

ich nicht mitmachen darf.«

Sie wendete ihm den Rücken zu. Orion kam mit einem Drink zurück. Er lachte. »Coca Cola«, sagte er. »Ich mußte das Zeug aus Brasilien importieren. Sie trinken es da immer noch, wißt ihr? Original-Rezept.« Sie nahm das Glas entgegen und trank.

Orion setzte sich wieder an die Kontrollen.

»Der Nächste!« rief er, und ein Mann und eine Frau sprangen gemeinsam auf die Couch. Sie lachten, als die anderen den Kasten über ihre Köpfe schoben.

*

Rod hatte aufgehört zu zählen. Zuerst hatte er versucht, die Kurven zu zählen. Dann die weißen Linien auf der Straße, bis sie von einer neuen Asphaltsschicht bedeckt wurden. Dann die Sterne. Aber die einzige Zahl, die sich in seinem Kopf festsetzte, war neun.

9

NEUN

O Gott, betete er stumm, was geschieht mit mir, was geschieht mit mir, verändere die Nacht, laß mich erwachen, was immer auch mit mir geschieht, laß es *aufhören*.

Ein grauhaariger Mann stand an der Straße und pinkelte.

Rod fuhr langsamer, bis der Laster kroch. Langsamer, bis er sich kaum noch bewegte. Er fuhr so langsam, daß er anhalten konnte, auch wenn der Mann nur zuckte. Aber der grauhaarige Mann beendete seine Verrichtung, ließ seine Robe fallen und winkte Rod affektiert zu. In diesem Moment seufzte Rod erleichtert auf und trat aufs Gas.

Ließ seine Robe fallen. Der Mann trug eine Robe. Außer in dieser blutigen Nacht trugen keine Menschen *Roben*. Und in diesem Moment sah er durch den Rückspiegel einen weißen Blitz. Der Mann warf sich vor die Hinterräder. Rod stieg in die Bremse, preßte seinen Kopf gegen das Steuerrad und schluchzte laut, ein stoßweises Schluchzen, das die ganze Fahrerkabine erschütterte, das den ganzen Laster auf seinen schweren Federn sanft zum Schwanken brachte.

Denn in jedem Tod sah Rod das Gesicht seiner Frau nach dem Autounfall (nicht meine Schuld!), bei dem sie sofort getötet wurde. Und doch erhob sich Rod aus dem Wrack ohne einen Kratzer.

Ich sollte nicht am Leben bleiben, dachte er damals, und jetzt dachte er es auch. Ich sollte nicht am Leben bleiben, und jetzt sagt mir Gott, daß ich ein Mörder bin mit meinen Rädern, meinem Motor und meinem Steuerrad.

Und er sah von seinem Steuerrad auf.

*

Orion lachte immer noch wegen Hector, wie der den Fahrer so ausgetrickst hatte, daß er wieder Fahrt aufnahm.

»Er dachte, ich mache weiter in den Büschen auf der Straßenseite!« heulte er wieder, und Orion brach aufs neue in schallendes Lachen aus.

»Und dann ein Satz zurück auf die Straße, unter die Reifen! Mann, ich wünschte, ich könnte das sehen!« schrie Orion. Auch die anderen Gäste lachten. Außer Gemini und Officer Manwool.

»Natürlich können Sie es sehen«, sagte Manwool sanft. Ihre Worte durchdrangen den Lärm. Orion schüttelte den Kopf. »Nur auf dem Holo. Und das ist nicht besonders gut, überhaupt kein gutes Bild.«

»Es wird reichen«, sagte sie.

Und Gemini, hinter Orion, murmelte: »Warum nicht, Orry?«

Der Klang des alten Kosenamens erregte und beruhigte Orion gleichzeitig. Bewahrte Gemini diese kostbaren Erinnerungen genauso wie er, Orion, es tat? Orion wandte sich langsam um und sah in Geminis traurige tiefe Augen. »Würdest du es gern auf dem Holo sehen?« fragte er.

Gemini lächelte nur. Oder eigentlich verzog er nur die Lippen in die kurze Andeutung eines Lächelns, das Orion seit so vielen Jahren kannte (nur vierzig Jahre, aber vierzig Jahre zurück lag meine Kindheit, als ich erst dreißig war, und Gemini war – was? – fünfzehn. Der Helot dem Spartaner in mir, der Sklave meinem Hunnen), und Orion lächelte zurück. Seine Finger tanzten über die Kontrollen.

Viele der Gäste drängten sich um sie, obwohl wiederum andere, des Kommens und Gehens unter der Zeitklappe überdrüssig, so extravagant es als Party-Gag sein mochte (»Genug Energie, um ganz Mexiko für eine Stunde zu erleuchten«, sagte eine mit einem leichtsinnigen Lachen, die ihren Körper schon vier Männern und einer Frau versprochen hatte und ihn jetzt einem weiteren hingab, der nicht warten wollte), sich mit etwas Dekadenten, Erfreulichen und Ablenkenden in den dunkleren Ecken des Raumes beschäftigten.

Der Holo leuchtete auf. Der Laster kroch langsam die

Straße entlang, sein holografisches Bild flackerte.

»Wie kommt das?« fragte jemand, und Orion antwortete automatisch: »Es gibt nicht so viele Chronons wie Photonen, und sie müssen einen größeren Raum ausfüllen.«

Und dann flackerte das Bild eines Mannes an der Straßenseite auf. Alles lachte, als sie Hector erkannten, der genüßlich pinkelte. Dann ein weiteres Lachen, als er seine Robe fallen ließ und winkte. Der Laster nahm Fahrt auf, die Figur des Mannes sprang zurück, unter die Räder. Der Körper wurde unter die Doppelreifen gezogen und lag dann schlaff und zerschmettert auf der Straße, als der Laster ein paar Meter weiter zum Halten kam. Augenblicke später war der Körper verschwunden.

»Brilliante Leistung, Hector!« schrie Orion wieder. »Besser, als du es erzählt hast!« Alle applaudierten zustimmend, und Orion wollte das Holo ausschalten. Aber Officier Manwool hielt ihn zurück.

»Nicht ausschalten, Mr. Overweed«, sagte sie. »Einfrieren und das Bild bewegen.«

Orion sah sie einen Moment an, dann zuckte er die Schultern und tat, was sie gesagt hatte. Er erweiterte den Bildausschnitt, so daß der Laster kleiner wurde. Und dann erstarrte er, genau wie die anderen Gäste, die nah genug und an der Sache interessiert waren. Kaum mehr als zehn Meter vor dem Laster war der Abgrund mit der eingestürzten Brücke.

»Er kann es sehen«, keuchte jemand. Und Officer Manwool schloß den Liebesdraht um Orions Handgelenk, zog ihn straff und befestigte das andere Ende an ihrem Arbeitsgürtel.

»Orion Overweed, Sie stehen unter Arrest. Der Mann kann den Abgrund sehen. Er wird nicht sterben. Er wurde rechtzeitig genug aufgehalten, um zu erkennen, daß vor ihm der sichere Tod liegt. Er wird leben, und er wird wissen, was er heute nacht sah. Sie haben bereits die Zukunft geändert, die Gegenwart, und die ganze Vergangenheit von seiner Zeit bis zur Gegenwart.«

Zum ersten Mal in seinem Leben erkannte Orion, daß er einen Grund hatte, sich zu fürchten.

»Aber das ist ein Kapitalverbrechen«, sagte er lahm.

»Ich wünschte, die Sühne würde Folter einschließen«, sagte Officer Manwool hitzig, »die Art von Folter, die der arme Lastwagenfahrer durchmachen mußte.«

Und dann begann sie, Orion aus dem Raum zu ziehen.

*

Rod Bigley erhob seine Augen vom Steuerrad und starrte ungläubig auf die vor ihm liegende Straße. Die Lichter des Lasters erhellten die Straße viele Meter weit. Und für fünf Sekunden oder dreißig Minuten oder irgend eine andere Zeit, die gleichermaßen kurz und unendlich war, verstand er das Ganze nicht.

Er stieg aus dem Fahrerhaus, lief zum Rand des Abgrunds und sah hinunter. Für ein paar Minuten fühlte er sich erleichtert.

Dann ging er zum Laster zurück und zählte die Wunden im Blech. Die Dellen am Grill und im glatten Metall. Drei Risse in der Windschutzscheibe.

Er ging dorthin zurück, wo der Mann gepinkelt hatte.

Tatsächlich entdeckte er keinen Urin, aber es war eine Furche im Boden, wo die warme Flüssigkeit aufgetroffen sein mochte, die Spuren von Spritzern im Staub.

Und auf dem frischen Asphalt, der erst heute morgen aufgebracht worden war (aber warum denn kein Warnzeichen an der Brücke? Vielleicht hatte der Wind es fortgeweht), hatten sich die Reifenspuren deutlich markiert. Nur auf einer Stelle, die etwa so groß war wie der Körper eines Mannes, hatten die linken hinteren Reifen keine Spur eingedrückt.

Und Rodney erinnerte sich der toten, zerschmetterten Gesichter, besonders der strahlenden, fahlen Augen inmitten von Blut und gebrochenen Knochen. Sie alle sahen für ihn wie Rachel aus, Rachel, die von ihm etwas wollte – aber was? Konnte er sich nicht einmal mehr an seine Träume erinnern?

Er stieg in das Fahrerhaus zurück und umklammerte das Steuerrad. In seinem Kopf wirbelte und schmerzte es, aber er fühlte sich am Rande einer wunderbaren Erfüllung, einer ganz einfachen Antwort auf all das. Es war bewiesen, ja, obwohl die Körper fort waren, es war bewiesen, daß er diese Leute getötet hatte. Er hatte sich das nicht eingebildet.

Darum mußten sie (selbst in Gedanken stolperte er über das Wort und lachte über sich selbst, als er fortfuhr:) Engel sein. Er wußte, Jesus hat sie geschickt, wie seine Mutter ihn gelehrt hatte, die strafenden Engel sagten ihm, daß er seiner Frau den Tod gebracht hatte, während er selbst unversehrt davongekommen war.

Es war an der Zeit, die Schuld zu begleichen.

Er startete den Motor und fuhr langsam und bewußt auf das Ende der Straße zu. Als die Vorderräder frei waren, fürchtete er einen verrückten Moment, daß der Laster zu schwer sein würde, um sich über den Rand des Abgrunds zu schieben. Er schlug seine Hände vors Gesicht und betete laut: »Vorwärts!«

Der Laster rutschte weiter, wippte etwas, hing in der Luft und stürzte. Sein Körper wurde nach hinten gepreßt. Seine verkrallten Hände gruben sich in sein Gesicht. Er wollte sagen: »In Deine Hände befehle ich meinen Geist«, aber statt dessen schrie er »Nein nein nein nein nein« in einer unendlichen Ablehnung des Todes, der schließlich keinem nützen würde, nachdem er sich den freundlichen aber unerbittlichen Händen des Abgrunds ausgeliefert hatte. Sie packten und entfalteten ihn, drückten ihn fest zusammen, schlossen seine Augen und beteten seinen Kopf zwischen dem Treibstofftank und dem Granit.

*

»Wartet«, sagte Gemini.

»Warum sollten wir, zum Teufel?« fragte Officer Manwool. Sie hielt an der Tür, von Orion am Ende des Liebesdrahtes demütig gefolgt. Orion hielt ebenfalls und blickte die Polizistin anbetend an, ein Ausdruck, den alle mit dem Liebesdraht gefangenen zur Schau trugen.

»Lassen Sie den Mann ausruhen«, sagte Gemini.

»Er verdient keine Ruhe«, sagte sie. »Und sie auch nicht.«

»Ich sagte, lassen Sie den Mann ausruhen. Wenigstens solange, bis Sie einen Beweis haben.«

Sie schnaubte verächtlich. »Was für einen Beweis braucht er noch, Gemini? Ein schriftliches Gutachten von Rodney Bingley, daß Orion Overweed ein blutiger Schlächter ist?«

Gemini lächelte und spreizte die Finger. »Wir haben nicht wirklich *gesehen*, was Rodney als nächstes getan hat, oder? Vielleicht wurde er zwei Stunden später vom Blitz getroffen, bevor er einen anderen Menschen sah – ich meine, Sie sollten wirklich zeigen, was für ein Schaden angerichtet wurde. Ich fühle keine Veränderung in der Gegenwart.«

»Sie wissen genau, daß man Veränderungen nicht fühlt. Sie sind nicht einmal bekannt, weil wir uns nämlich an nichts anderes erinnern, als wie die Dinge wirklich geschehen sind.«

»Trotzdem«, sagte Gemini, »passen wir auf, was geschieht und wem Rodney die Sache erzählt.«

So führte sie Orion wieder zu den Kontrollen, und unter ihren Anweisungen startete Orion liebevoll die Holo-Aufzeichnung.

Und alle sahen sie zu, wie Rodnes Bingley zum Rand des Abgrundes ging, dann zurück zum Laster lief, ihn in den Abgrund fuhr und auf den Felsen starb.

Als dies geschah, jodelte Hector vor Freude. »Er ist wirklich gestorben! Orion hat nicht eine verdammte Sache geändert, nicht eine verdammte Sache!«

Manwool wandte sich ihm angewidert zu. »Sie machen mich krank«, sagte sie.

»Der Mann ist tot«, sagte Hector triumphierend. »Also, machen Sie den verdammten Draht von Orion ab, oder ich klage Sie an wegen ... «

»Verpiß dich in der Ecke«, sagte sie, und einige der Damen taten so, als seien sie schockiert. Manwool lokkerte den Liebesdraht und streifte ihn über Orions Handgelenk. Sofort fuhr er auf sie los und schnarrte: »Verschwinden Sie! Raus hier! Raus!«

Er folgte ihr bis zum Eingang der Empfangsschleuse. Gemini war nicht der einzige, der sich fragte, ob er sie schlagen würde. Aber Orion hatte sich in der Gewalt, und sie verschwand unverletzt.

Orion stolperte von der Empfangsschleuse weg. Er rieb seine Arme wie mit Seife, als würde er sie reinwaschen wollen von der Berührung mit dem Liebesdraht. »Das Ding sollte verboten werden, ich habe sie tatsächlich geliebt. Ich habe tatsächlich diesen blöden, stinkenden, verdammten Bullen geliebt!« Und er schauderte so furchtbar, daß einige der Gäste lachten, und der Bann war gebrochen.

Orion brachte ein Lächeln zustande, und die Gäste gingen wieder zu ihren Vergnügungen. Mit dem Verständnis, das selbst unsensible und gefühlsmäßig versteinerte Leute zustandebringen können, ließen sie ihn mit Gemini allein. Allein an den Kontrollen der Zeitklappe.

Gemini streckte seine Hand aus und strich eine Haarsträhne aus Orions Augen. »Kämm dich doch mal eines Tages«, sagte er. Orion lächelte und streichelte liebevoll Geminis Hand. Gemini zog seine Hand langsam aus Orions Reichweite zurück. »Tut mir leid, Orry«, sagte Ge-

mini, »aber es geht nicht mehr.«

Orion versuchte mit der Schulter zu zucken. »Ich weiß«, sagte er. »Nicht mal der guten alten Zeiten wegen.« Er lachte sanft. »Dieser verdammte Draht hat mich dazu gebracht, sie zu lieben. Das sollte man nicht mal Verbrechern antun.«

Er spielte mit den Kontrollen des Holos, das immer noch eingeschaltet war. Das Bild kam näher. Die Chronen waren zu verstreut. Das Bild begann unscharf zu werden und zu verschwinden. Orion hielt es an.

Als sie sich duckten und durch ein Fenster in das Fahrerhaus sahen, konnte Gemini und Orion genau sehen, wo der hervortretende Felsen Rod Bingleys Kopf gegen den Treibstofftank geschmettert hatte. Einzelheiten waren natürlich nicht zu erkennen.

»Ich frage mich«, sagte Orion endlich, »ob es einen Unterschied gibt.«

»Was soll einen Unterschied geben?« fragte Gemini.

»Der Tod. Ob es einen Unterschied ausmacht, wenn man danach nicht mehr aufwacht.«

Schweigen.

Dann der Klang von Geminis sanftem Lachen.

»Was ist so komisch?« fragte Orion.

»Du«, antwortete der jüngere Mann. »Es gibt nur eine Sache die du nicht versucht hast, was?«

»Wie könnte ich?« fragte Orion, halb ernsthaft (nur halb?). »Sie würden mich wieder zurückholen.«

»Ganz einfach«, sagte Gemini. »Du brauchst nur einen Freund, der bereit ist, die Maschine auszuschalten, während du am anderen Ende bist. Dann bleibt nichts zurück.«

Und du kannst dich um deinen richtigen Selbstmord kümmern.«

»Selbstmord«, sagte Orion lächelnd. »Du redest schon wie ein Polizist.«

Und in dieser Nacht, als die anderen Gäste ihren Alkohol in Betten oder anderen Plätzen ausschlefen, lag Orion auf dem Stuhl und zog den Kasten über seinen Kopf. Und mit Geminis letztem Kuß auf der Wange und Geminis linker Hand auf den Kontrollen, sagte Orion: »Gut, bring mich rüber.«

Nach wenigen Minuten war Gemini allein im Raum. Er legte, ohne nachzudenken, den Hauptschalter für wenige kritische Sekunden herum. Dann saß er neben der unterbrochenen Maschine, neben dem leeren Stuhl. Bald summte die Empfangsschleuse mit dem Polizeisignal, und Mercy Manwool trat heraus. Sie ging auf Gemini zu und umarmte ihn. Er küßte sie heftig.

»Erledigt?« fragte sie.

Er nickte.

»Der Bastard hat nicht verdient, zu leben«, sagte sie.

Gemini schüttelte den Kopf. »Du bekommst deine Gerechtigkeit nicht, meine liebe Mercy.«

»Ist er nicht tot?«

»Oh, das, ja! Nur, er wollte es eigentlich. Ich habe ihm gesagt, was ich plante. Und er bat mich, es zu tun.«

Sie sah ihn wütend an. »Du hast es gemacht, aber du hast es so gemacht, daß ich darüber keine Genugtuung empfinden kann.«

Gemini zuckte nur die Achseln.

Manwool wandte sich von ihm ab und ging zur Zeit-

klappe hinüber. Sie strich mit ihren Fingern über das Gerät. Dann nahm sie ihren Laser vom Gürtel und schmolz langsam die Zeitklappe zusammen, bis sie nur noch aus verformter Plastik auf einem Metallständer bestand. Auch die wenigen metallenen Bestandteile waren etwas geschmolzen und verbogen.

»Scheiß auf die Vergangenheit«, sagte sie, »warum kann sie nicht da bleiben, wo sie hingehört?«

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch

Meine Lektion in Gen-Ethik

Es hatte uns drei Wochen gekostet, dorthin zu kommen, länger als je ein Mensch, soweit man zurückdenken konnte, im Weltraum gewesen war, und wir waren zu viert in dem kleinen Hunter III Hüpfer zusammengesprengt. Das ließ die Pioniere erheblich in unserer Achtung steigen, die mit einem Zehntel der Lichtgeschwindigkeit durchs All hatten kriechen müssen. Kein Wunder, daß überhaupt nur drei Kolonien gegründet wurden. Alle übrigen müssen sich nach dem ersten Monat im All gegenseitig bei lebendigem Leib aufgefressen haben.

Harold hatte Amauri tags zuvor einen verpaßt, und hätten wir nicht das Landesignal aufgefangen, hätte ich Anweisung gegeben, das Schiff zu wenden und nach Nüncamais zurückzukehren, was für alle Friede, Freude, Eierkuchen bedeutete, außer für mich, denn ich komme aus Pennsylvania. Aber wir bekamen das Landesignal und setzten den Computer darauf an, die alten Karten durchzugehen, und nach ein paar Stunden fanden wir uns in stationärer Umlaufbahn über Prescott, Arizona wieder.

Jedenfalls behauptete der Geologe das, und Computer können nicht lügen. Allerdings sah es nicht so aus, wie Arizona laut der alten Bücher aussehen sollte.

Aber da war das Landesignal, das in Altem Englisch sendete: »Gott schütze Amerika! Kommt runter, sichere Landung garantiert.« Der Computer versicherte uns, daß das Wort *garantieren* in Altem Englisch keineswegs obszön war, sondern eher etwas mit Aussagen zu tun hatte, die besonders glaubwürdig waren. Für uns war das Anlaß zum Kichern.

Aber wir waren auch aufgeregt. Als Ururururgroßvater und -mutter hoch soundsoviel vor achthundert Jahren in ihren Ballons von der alten Terra Firma aufstiegen, geschah das, um der verheerenden Wirkung der mikrobiologischen Kriegsführung zu entkommen, die damals gerade begann (ein paar Bakterien in einem Nacht- und Nebel-Angriff auf Madagaskar, die sich rasch zu einer Epidemie ausbreiteten, während Südafrika für das Antiserum weltweit Lösegeld erpreßte; schnelle Vergeltung mit böartigem Krebs – den Rest könnt Ihr Euch denken). Und sogar aus mehreren Meilen Entfernung im All war es ziemlich eindeutig, daß der Krieg damit nicht aufgehört hatte. Und trotzdem war da dieses Landesignal.

»Obviamente automática«, beobachtete Amauri.

»Que máquina, que não pofa em tantos anos, bichinha! Não acredito!« gab Harold zurück, und ich sah schon eine Wiederholung des Vortages auf mich zukommen.

»Englisch«, sagte ich. »Könnt Euch ruhig schon dran gewöhnen. Wir werden es mindestens einige Tage lang sprechen müssen.«

Vladimir seufzte. »Merda.«

Ich lachte. »In Ordnung, Deine Fäkalienkommentare kannst Du weiter in Lingua Deperto abgeben.«

»Bist Du Dir so sicher, daß da unten jemand lebt?« fragte Vladimir.

Was sollte ich dazu sagen? Daß ich es in den Gliedern spürte?

Also warf ich einfach mit einem Schwamm nach ihm, wobei Trinkwasser durch die ganze Kabine spritzte, und ein paar Minuten lang lieferten wir uns eine Wasser-schlacht. Ich weiß, Disziplin, Disziplin! ... Aber wir hier oben sind keine Landarmee, und Ihr könnt mich mal. Meine Mannschaft soll sich von mir aus eher wie verrückte Kinder benehmen als wie verrückte Erwachsene.

Ich glaubte allerdings nicht daran, daß unsere Vorfahren bei dem Stand der Technik, den sie bis 1992 erreicht hatten, eine Maschine bauen konnten, die bis 2810 weitergelaufen wäre. Dort unten mußte es lebende Wesen geben – wenn nicht, hatten sie damals angefangen durchzublicken. Die Oberfläche der alten Terra zeigte jedoch so gut wie keine Spuren davon, daß auch nur einer angefangen hätte durchzublicken.

Also lebten Leute dort unten. Und genau um das herauszufinden, waren wir losgeschickt worden.

Sie beschwerten sich, als ich Affenkostüme anordnete.

»Das ist doch die alte Mutter Erde da unten!« warf Harold ein. Für einen Bleichfisch mit einem IQ von 150 benahm er sich manchmal eindeutig wie ein Provinzling.

»Zeig mir die Städte«, antwortete ich. »Zeig mir mal die Millionen von Leuten, die in ihren Kostümen aus nackter Sommerhaut herumlaufen und sich in der Sonne aalen.«

»Und es könnten Bakterien dasein«, fügte Amauri so

rotzig wie möglich hinzu, und sofort hatte ich es mit dem nächsten Streit zwischen zwei Männern zu tun, die eigentlich braun genug waren, um sich auszukennen.

»Wir halten uns«, sagte ich mit meiner ätzenden Kapitänsstimme »an das Planeten-Standard-Programm, ob das nun Mutter Erde ist oder Mutter ...«

Und in diesem Augenblick wechselte das monotone Landesignal.

»Bitte Antwort, bitte Erkennungszeichen, bitte Antwort, oder wir blasen Euch die Ärsche um die Ohren.«

Wir antworteten, und wenig später wanderten wir in unseren Affenkostümen in dicker Erbsensuppe herum, die uns bis zum Nabel reichte (wenn wir unsere Nabel, so wie diese von lebensbewahrenden Apparaten umschlossen waren, ohne Karte hätten finden können) und warteten darauf, daß uns jemand eine Tür öffnete.

Eine Falltür ging auf, und wir rappelten uns von einem sehr harten Boden wieder auf. Von der Erbsensuppe war etwas mit uns durch die Luke hinuntergefallen. Ein Gas strömte in die sterile Kammer, in der wir warteten, und recht bald setzte sich die Brühe und wurde zu einem lehmigen Brei.

»Mariajoseijesus!« murmelte Amauri. »Aquila merda vivia!«

»Englisch«, murrte ich in den Affentrichter, »und eine etwas gepflegtere Sprache!«

»Dieser Dreck lebte«, formulierte Amauri in etwas gepflegterer Sprache neu.

»Und nun lebt er nicht mehr, aber wir.« Geduld zu haben, fiel da schwer.

Bisher war noch nicht zu sagen, ob das, was man hier so Menschheit nannte, Raumsfahrer mit Vorliebe fraß oder sie lieber irgendeiner Lokalgottheit opferte. Wir verbrachten vier nervöse Stunden in dieser Zelle. Ich hatte bereits ungefähr fünf aussichtslose Fluchtpläne entworfen, als eine Tür aufging und eine Gestalt erschien.

Er trug einen weißen Farmanzug, oder jedenfalls etwas sehr Ähnliches. Er war sehr klein, lächelte aber angenehm und winkte uns zu. Beweis erbracht. Lebende Menschen. Mission erfolgreich. Mittlerweile wissen wir ja, daß es kein Grund zum Feiern gewesen wäre, aber damals jubelten wir. Schulterklopfen, Umarmungen für unseren kleinen Gastgeber (einen Augenblick die Angst, ihn plattzudrücken), und dann hinein in das Labyrinth des mikrobiologischen U. S. Kampfstützpunkts 004.

Sie waren alle sehr klein – nicht größer als 140 Zentimeter – und der erste Gedanke, der mir kam, war, wie sehr die Menschheit seit damals gewachsen war. Die Sterne müssen uns gut bekommen sein, dachte ich.

Bis der stille, gründliche Vladimir, der wie immer weiß wie ein Gespenst aussah, mit spitzen Fingern einen Türgriff drehte und einen Lichtschalter drückte (der war tatsächlich mechanisch). Für unsere kleinen Freunde befanden sich beide in über der Augenhöhe. Also waren nicht etwa wir Kolonisten gewachsen – unsere Vettern von der alten Gaea waren geschrumpft.

Wir versuchten, sie auf Geschichte abzuklopfen, aber alles, was sie interessierte, war ihre eigene Politik. »Seid Ihr Amerikaner?« fragten sie immer wieder.

»Ich komme aus Pennsylvania«, sagte ich, »aber diese

Blödmänner hier kommen aus Nüncamais.«

Sie verstanden mich nicht.

»Nüncamais. Das bedeutet in Lingua Deporto ›nie wieder««

Wiederum Verblüffung. Aber sie stellten eine weitere Frage. »Woher kam denn dann Eure Kolonie?« Ein-Kanal-Hirne.

»Pennsylvania wurde von Amerikanern aus Hawaii besiedelt. Keine Sau weiß, warum sie die verdammte Anlage Pennsylvania nannten.«

Einer der kleinen Leute erhob seine Piepsstimme: »Das ist doch naheliegend. Die Wiege der Freiheit. Und die da?«

»Aus Brasilien«, sagte ich.

Sie besprachen sich leise darüber und entschieden dann offenbar, daß brasilianische Abstammung wenn auch kein Kapitalverbrechen, so doch auch nicht unbedingt Gewähr für Menschsein war. Von da an versuchten sie nicht mehr, mit meiner Mannschaft zu reden. Sie beobachteten sie nur aufmerksam und sprachen mit mir.

Mich mochten sie.

»Gott schütze Amerika!« sagten sie.

Ich hatte nichts dagegen. »Gott schütze Amerika!« antwortete ich.

Wiederum unisono gaben sie dann eine obszöne Anregung im Hinblick darauf, was ich mit den Russen anstellen sollte. Ich warf meinen Landsleuten und Mitreisenden einen Blick zu und zuckte mit den Schultern. Ich sprach den Wunsch der kleinen Leute als Widmung an das sexuelle Wohl der Russen nach.

Zur Sache. Ich will Euch nicht mit der Wiedergabe von all dem raffinierten Ausfragen und Nachhaken langweilen, das die folgenden Informationen ans Licht brachte. Unter anderem, weil dazu kein Ausfragen nötig war. Sie schienen sich über Jahre hinweg zurechtgelegt zu haben, was sie irgendwelchen Besuchern aus der Ferne des Alls sagen würden, besonders den Nachkommen der lange verschollenen Kolonisten. Die Geschichte ging so:

Der Bakterienkrieg hatte drei Jahre nachdem wir ausgewandert waren, erst richtig begonnen. Drei sehr raffiniert ausgetüftelte Krebsviren waren auf die Welt losgelassen worden, angeblich von niemand Bestimmten, da sowohl die Russen wie auch die Amerikaner es abstritten und alle Chinesen sowieso tot waren. Da krepelten die Wissenschaftler die Ärmel hoch und machten sich entschlossen an die Arbeit.

Der Umgang mit der DNS nach dem Baukastenprinzip war eine noch reichlich frische Disziplin, als meine Ahnen sich zu den Sternen aufmachten, und wir hatten sie seitdem nicht sehr viel weiterentwickelt. Beim Erschließen von Rohplaneten braucht man seine Zeit für wichtigere Dinge. Aber mit dem Krieg im Nacken feierte die Kunst der Do-It-Yourself-Genetik auf dem Planeten Erde fröhliche Urständ’.

»Wir entwickeln ständig neue Stämme von Viren und Bakterien«, sagten sie. »Und ständig werden wir mit den neuesten Waffen der Russen bombardiert.« Sie standen stark unter Druck. Es gab nicht viele von ihnen in diesem mikrobiologischen Kampfstützpunkt, und die Angriffe des Feindes waren tückisch.

Und schließlich dämmerte es uns allen gleichzeitig. Harold war es, der sagte: »Fossa-me, mäe! Soll das heißen, Ihr Karnickel seid schon achthundert Jahre hier unten?«

Sie gaben keine Antwort, bis ich dieselbe Frage stellte, allerdings höflicher, da mir aufgefallen war, daß sich ihre unergründlichen Mienen merklich verhärtet hatten, als Harold sie Karnickel nannte. Nun, sie waren tatsächlich Karnickel, so weiß, wie man weiß sein kann, aber es war taktlos von Harold, sie so zu nennen, besonders im Beisein von Vladimir, dessen eigene Hautfarbe mehr als nur leicht ins Weiße spielte.

»Habt Ihr Amerikaner etwa ganz von Beginn des Krieges an hier unten festgesessen?« fragte ich und versuchte Ehrfurcht in meine Stimme zu legen, was mir gelang. Entsetzen ist schließlich nicht so weit entfernt von Ehrfurcht.

Sie strahlten, wie mir schien vor Stolz. Und ich konnte allmählich einige ihrer Gesichtsausdrücke deuten. Solange ich Gutes über Amerika sagte, kam ich bei ihnen an.

»Ja, Captain Kane Kanea«, (irgendwann zwischendurch hatte ich mich vorgestellt – mittlerweile sollte klar sein, daß ich ab und an ein paar Einzelheiten auslasse, um dieses Programm zu beschleunigen) »wir und unsere Ahnen sind von Anfang an hiergewesen.«

»Ist das nicht ein bißchen einengend?«

»Nicht für amerikanische Soldaten, Captain. Für das Recht auf Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück würden wir alles hergeben.« Ich fragte nicht, wieviel Freiheit und Glücksstreben in einem Loch im Felsen

möglich waren. Unser Held fuhr fort: »Wir kämpfen weiter, auf daß Millionen leben können, in Freiheit, damit sie die reine Luft Amerikas ohne die Unterdrückung durch die Geißeln des Kommunismus atmen können.«

Und dann brachen sie in einige ausgesucht nette Hymnen von purpurroten Bergen und gelben Wellen aus, mit einem geschmetterten Refrain von Gott, der Amerika schützt. Das alles endete mit dem mächtigen Ruf »Besser tot als rot.« Als es vorbei war, fragten wir sie, ob wir schlafen dürften, da nach unserer Schiffsuhr der Zeitpunkt zum Zubettgehen schon deutlich überschritten war.

Sie brachten uns in einen ziemlich kleinen Raum mit drei Pritschen, die für uns viel zu kurz waren. Machte nichts. Wir hätten es uns in unseren Affenkostümen sowieso unmöglich bequem machen können.

Harold wollte in Lingua Deporto reden, sobald wir allein waren, aber mir gelang es sogar ohne den Disziplinierknopf an meinem Affenkostüm, ihn davon zu überzeugen, daß sie von uns nicht denken sollten, wir wollten irgend etwas geheimhalten. Wir gingen alle davon aus, daß sie uns abhörten.

Und so war unsere Unterhaltung von der Art, bei der es einem egal ist, ob sie von einem Haufen verrückter Patrioten mitgehört wird.

Amauri: »Ich bin erstaunt über ihre große Liebe zu Amerika, und daß sie so viele Jahrhunderte überdauert hat.« Übersetzung: »Warum zum Teufel hängen die Bur-schen so beknackt an so etwas Totem wie dem alten U. S. Imperium?«

Ich: »Vielleicht liegt es an ihrer unumstößlichen Loya-

lität gegenüber Flagge, Gott, Vaterland und Freiheit« (Ich gebe zu, ich trug dick auf, aber sicher ist sicher, usw....), »daß sie es geschafft haben, so lange zu überleben.« Übersetzung: »Vielleicht hat sie in diesem Loch nur eins am Leben erhalten, nämlich, daß sie übergeschnappte Fanatiker sind.«

Harold: »Ich frage mich, wie lange wir in dieser Bastion der Demokratie bleiben dürfen, bevor wir widerstrebend zu unserer Kolonie des glorreichen amerikanischen Traumes zurückkehren müssen.« Übersetzung: »Wie stehen die Chancen, daß sie uns festhalten? Schließlich sind sie derart beschränkt, daß sie denken könnten, wir seien Spione oder so ähnlich.«

Vladimir: »Ich hoffe nur, daß wir von ihnen lernen können. Ihr Wissen ist dem, was wir bisher mit unseren eigenen ärmlichen Mitteln entwickelt haben, weit überlegen.« Übersetzung: »Wir gehen nicht von hier weg, ehe ich nicht Gelegenheit hatte, meinen Auftrag zu erledigen, nämlich die örtliche Flora und Fauna zu untersuchen. Achthundert Jahre DNS-Umformung müssen etwas vorzuweisen haben, das wir mit heimnehmen können nach Nüncamais.«

Die Unterhaltung lief so weiter, bis uns das salbungsvolle Süßholzgeschwätz, das uns fortwährend aus dem Mund floß, am Hals heraushing. Dann gingen wir schlafen.

Der nächste Tag war der Tag der Besichtigungstour, der Tag des russischen Angriffs und um verdammte Haaresbreite das Auf Wiedersehen für die Besatzung des guten Raumschiffs Pollywog (der Name unseres Hunter III

Hüpfers – Mir fiel gerade im kurzen Rückblick auf, daß ich das ausgelassen hatte).

Die Besichtigungstour führte uns den größten Teil des Morgens immer wieder Hügel hinauf und Täler herab. Vladimir betrieb den Fährteniesecomputer von seinem Affenkostüm aus. Meiner war voll damit ausgelastet, die Tragweite all ihrer Kommentare zu analysieren, während Amauri ihre Wissenschaft ausspionierte und Harold versuchte herauszufinden, wie er mit Fausthandschuhen in der Nase bohren konnte. Harold war bei der Expedition mit dabei. Waffenexperte, für alle Fälle. Gott sei Dank.

Mit der Zeit konnten wir die kleinen Gestalten voneinander unterscheiden. Meistens war George Washington Steiner unser Führer. Der oberste Boß, der während des Großteils der Geschichtslektion am Tag vorher zu uns gesprochen hatte, war Andrew Jackson Wallichinsky. Und der Bursche, der das Singen geleitet hatte, war Richard Nixon Dixon. Der Computer erklärte uns, dies seien Namen von heißgeliebten amerikanischen Präsidenten, denen man Nachnamen angehängt hatte.

Die Analyse aus meinem Affenkostüm besagte, daß der musikalische Leiter der tatsächliche Oberboß war, während Andy Jack Wallichinskiy nur Direktor der wissenschaftlichen Forschung war. Scheint so, als ob die Politiker die Eierköpfe lenkten und nicht etwa umgekehrt.

Unser Führer, G. W. Steiner, war sehr stolz auf seinen Auftrag. Er zeigte uns einfach alles. Das heißt: Trotz des Affenkostüms, das drei Viertel der Schwerkraft von mir abhielt, waren meine Füße wund, ehe es Mittagessen gab

(nur kurz ein Nippen an wiederaufbereitetem *xixi* und *coco*). Beeindruckend war es auch. Wie gesagt, ich gebe es Euch in verkürzter Form wieder.

Wenn die Anlage im Prinzip auch luftdicht war, konnten dennoch die Viren und Bakterien des Feindes recht mühelos hineinkommen. Anscheinend hatten die Russen zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts mit der Ausstrahlung jeglicher Radioprogramme aufgehört. (Ich weiß, das klingt wie das Ende vom Lied. Geduld, Geduld!) Zuerst hatten die Amerikaner in 004 geglaubt, sie hätten gewonnen. Und dann kam plötzlich ein neuer Anschlag mit einer neuen Seuche. Bis dahin war noch keiner der 004-Forscher selbst von irgendeiner Krankheit befallen worden. Das Luftschutzsystem funktionierte einwandfrei. Aber ihr damaliger Kommandant, Rodney Fletcher, war sehr argwöhnisch gewesen.

»Er dachte, es sei ein Trick der Roten«, sagte George Washington Steiner. Ich begann die Wurzeln des Superpatriotismus in der Geschichte von 004 zu erkennen.

So setzte Rodney Fletcher die Forscher darauf an, an der Stärkung des Antikörpersystems des Stützpunktpersonals zu arbeiten. Sie rackerten sich zwei Wochen lang damit ab und brachten drei neue Stämme Bakterien zustande, die gezielt praktisch all das verschlangen, was im menschlichen Körper nicht erwünscht war. Und das gerade noch rechtzeitig, weil nun jene neue Seuche zuschlug. Sie wurde vom Luftschutzsystem nicht aufgehalten, weil es dabei statt um einen Virus nur um zwei kleine Aminosäuren und ein Laktosemolekül ging, die auf raffinierte Art und Weise gekoppelt waren. Es paßte vor-

züglich durch die Filter. Es sickerte mühelos durch die Antibiotika. Es trat ungehindert in die Lunge jedes Mannes, jeder Frau und jedes Kindes in 004 ein. Und hätte Rodney Fletcher nicht unter Verfolgungswahn gelitten, wären sie alle gestorben. Auch so kam nur etwa die Hälfte durch.

Diese zwei Aminosäuren und das Laktosemolekül hatten die Eigenschaft, genau an eine anfällige Stelle in der DNS zu passen und zu bewirken, daß die sich dann genau so reproduzierte. Nur eine geringe Änderung – und recht bald versagten die Nerven einfach ihren Dienst.

Die Überlebenden lebten deshalb noch, weil das neue Antikörpersystem gerade gut genug funktionierte, um das Fortschreiten der Seuche solange zu verzögern, bis ein Pfropfen gefunden werden konnte, der sogar noch besser an jene Stelle in der DNS paßte und die kleinen Dinger der Russen draußenhielt. (Sind das eigentlich Viren? Leben sie eigentlich? Ich überlasse es den Gottesanbetern und Philosophen, das zu entscheiden.)

Das Problem war, daß die Pfropfen eine Nebenwirkung hatten: die Nachkommen der Soldaten litten unter Zwergenwuchs und neigten dazu, daß ihnen mit dreißig die Zähne ausfielen und ihre Augen erblindeten. G. W. Steiner war sehr stolz darauf, daß sie es geschafft hatten, das mit den Augen nach vier Generationen auszugleichen. Er lächelte, und wir sahen zum ersten Mal bewußt, daß seine Zähne anders waren als unsere.

»Wir machen sie aus einer bestimmten Bakterienart, die sehr hart wird, wenn ihr ein besonderer Virus zugesetzt wird. Meine eigene Urgroßmutter hat das erfunden.

den«, sagte Steiner. »Wir bringen dauernd neue, nützliche Hilfsmittel heraus.«

Ich bat darum, mir den Kniff vorzuführen, was uns zum Ausgangspunkt von dem zurückbringt, was wir am gleichen Tag bei der Führung sahen. Wir besichtigten die Labors, in denen elf Forscher raffinierte kleine Spiele mit der DNS trieben. Ich begriff nichts davon, aber mein Affenkostüm versicherte mir, daß der Computer alles mitbekam.

Wir sahen uns auch die Abschußrampe für Kampfstoffe an. Sie war sehr ausgefeilt. Sie funktionierte so, daß eine mit einem besonders gemeinen Kampfstoff gefüllte Petrischale in einen kleinen Kasten gestellt wurde, die Klappe zu dem Kasten geschlossen und dann ein Knopf gedrückt wurde, der eine andere Klappe öffnete, die nach draußen führte.

»Wir lassen das Zeug vom Wind weitertragen«, sagte Steiner. »Wir schätzen, ein neuer Kampfstoff braucht etwa ein Jahr, um Rußland zu erreichen. Aber bis dahin hat er sich soweit ausgebreitet, daß seine Wirkung unwiderstehlich ist.«

Ich fragte ihn, wovon die Bakterien lebten. Er lachte. »Von allem Möglichen«, sagte er. Es stellte sich heraus, daß ihr Grundzuchtstamm eine Bakterienart war, die fähig zur Photosynthese war und jede Form von Eisen auflösen konnte, und das sogar beides gleichzeitig. »Was immer wir sonst an einem bestimmten Kampfstoff ändern, das bleibt stets gleich«, sagte Steiner. »Unsere Kampfstoffe können ohne Trägerorganismen überall hinkommen. Quarantäne nützt da überhaupt nichts.«

Harold hatte einen Einfall. Ich war stolz auf ihn. »Wenn diese kleinen Erreger Stahl auflösen können, George, warum zum Teufel sind sie nicht hier drinnen und lösen die ganze Anlage auf?«

Steiner sah aus, als habe er eben gehofft, daß wir genau das fragen würden.

»Als wir unseren Grundzuchtstamm entwickelten, stellten wir zusätzlich einen Schimmel her, der die Bakterien daran hindert zu fressen und sich zu vermehren. Der Schimmel wächst nur auf Metall und die Sporen sterben ab, wenn sie zur Pflanze sowie zum Metall länger als eine siebenundsiebzigstel Sekunde keinen Kontakt haben. Das heißt, der Schimmel wächst überall auf der Anlage – und nirgendwo sonst. Mein Großonkel vierzehnten Grades, William Westmoreland Hannamaker, hat den Schimmel entwickelt.

»Warum«, fragte ich »erwähnt Ihr ständig Eure Blutsverwandschaft mit diesen Erfindern? Nach achthundert Jahren sind doch garantiert alle hier verwandt?«

Ich glaubte, eine normale Frage zu stellen. Aber G. W. Steiner sah mich nur kühl an, wandte sich ab und führte uns in den nächsten Raum.

Wir sahen Bakterien, die andere Bakterien veredelten, die wieder andere Bakterien veredelten, die menschliche Exkremete in sehr wohlschmeckende, nahrhafte Kost umwandelten. Was den Wohlgeschmack angeht, ließen wir es bei ihrer Schilderung bewenden. Ich weiß, wir aßen immer noch von den Röhren in unseren Anzügen wiederaufbereitetes Eigenes, aber immerhin wußten wir, was von uns war.

Sie hatten Bakterien, die ohne Hilfe von Sonnenlicht Schwefeldioxyd und Wasser zurück in Sauerstoff und Stärke verwandelten. Das wär's also zum Thema Photosynthese.

Und wir erhielten eine Liste mit den Wirkungen eines überreichen Vorrats an Kampfstoffen auf einen ungeschützten menschlichen Körper. Wenn all diese Retorten jemals auf Nüncamais oder Pennsylvania oder Kiev zerbrochen würden, würde ein jeder einfach verschwinden, vollständig aufgesogen und den Lebensprozessen von Bakterien, Viren und abgerichteten Aminosäureverbindungen einverleibt.

Kaum, daß ich das gedacht hatte, sprach ich es schon aus. Allerdings kam ich nicht weiter als bis zu dem Wort ›Kiev‹.

»Kiev? Eine der Kolonien heißt Kiev?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es gibt nur drei besiedelte Planeten: Kiev, Pennsylvania und Nüncamais.«

»Russische Vorfahren?«

Pffft, dachte ich. Pffft ist ein Allzweckwort für alle Ruchlosigkeit und Blasphemie und alles pornographische und fäkalische Luftablassen, das mir einfiel.

Die Führung endete damit abrupt.

Wieder in unserem Schlafzimmer angekommen, wurde uns bewußt, daß wir ihre Gastfreundschaft irgendwie verspielt hatten. Nach kurzer Zeit erkannte Harold, daß es mein Fehler war.

»Verflucht, Captain, wenn Du nicht über Kiev geredet hättest, wären wir nicht so hier eingesperrt!«

Ich gab ihm recht und hoffte, ihn besänftigen zu kön-

nen, aber er beruhigte sich erst, als ich den Disziplinierknopf meines Affenkostüms betätigte.

Dann befragten wir die Computer.

Meiner berichtete, daß bei allem, was wir gehört hatten, zwei Bereiche völlig ausgespart worden waren: Während klar war, daß die kleinen Leute in der Vergangenheit ausgiebig mit der menschlichen DNS gearbeitet hatten, war auf heutige Arbeit auf diesem Gebiet keinerlei Hinweis gegeben worden. Und obwohl man uns von allen möglichen Kampfstoffen berichtet hatte, die unter die Russen auf der anderen Erdhälfte geschleudert worden waren, hatte nichts auf irgendwelche körperfeindlichen Waffen mit begrenzter Wirkung hier hingewiesen.

»Oh«, sagte Harold. »Nichts kann uns davon abhalten, herauszumarschieren, sobald wir die Tür einschlagen können. Und ich kann die Tür einschlagen, wann immer es mir paßt«, sagte er und spielte mit den Knöpfen an seinem Affenkostüm. Ich drängte ihn dazu, zu warten, bis alle Berichte fertig waren.

Amauri informierte uns, daß er genug Informationen aus ihrem Reden und durch seine Anzuglinsen aufgesammelt hatte, um mit der gesamten Wissenschaft der DNS-Manipulation in unserem Computer verstaubt nach Hause gehen zu können.

Und dann projizierte Vladimirs Anzug eine Hologrammkarte von Stützpunkt 004.

Die leuchtend grünen, unendlich schmalen Linien markierten Mauern, Türen und Gänge. Wir erkannten sofort die Korridore, in denen wir den ganzen Morgen lang herumgegangen waren, fanden heraus, wo die La-

bors lagen und wo wir eingesperrt waren. Und dann sahen wir in der Mitte der Karte ein recht großes Gebiet, das leer zu sein schien.

»Habt Ihr so einen Raum gesehen?« fragte ich. Die anderen schüttelten den Kopf. Vladimir fragte das Hologramm, ob wir dort drinnen gewesen seien. Der Anzug antwortete in seiner piepsigen Affenstimme: »Nein. Ich habe nur die unüberschrittenen Außenkanten skizziert und Öffnungen vermerkt, die vielleicht hineinführen.«

»Also haben sie uns nicht da hineingelassen«, sagte Harold. »Ich wußte doch, daß die Hurensöhne etwas verbergen.«

»Nun laßt mich mal raten«, sagte ich. »Der Raum hat entweder etwas mit körperfeindlichen Waffen oder mit der Forschung an menschlicher DNS zu tun.«

Wir saßen da und wägten die Offenbarungen ab, die wir gerade gehabt hatten, und erkannten, daß sie nicht viel Sinn ergaben. Schließlich platzte Vladimir heraus. Verlaßt Euch drauf, ein Mischling brütet die Idee aus, auf die drei Braune nicht kommen. Nur um mal zu zeigen, daß Rassentheorie ein Haufen Pillepalle ist.

»Teufel noch, körperfeindlich«, sagte Vladimir. »Die brauchen nichts Körperfeindliches. Es reicht ihnen, kleine Löcher in unsere Anzüge zu schneiden und die Erreger eintreten zu lassen.«

»Unsere Anzüge schließen sich sofort wieder«, sagte Amauri, verbesserte sich dann aber selbst. »Ich nehme an, ein Virus braucht nicht allzu lange, um einzudringen, nicht wahr?«

Harold begriff nichts. »So ein Karnickel soll ruhig

versuchen, mir mit dem Messer zu kommen. Ich schlitze ihn vom Arsch bis zur Achsel auf.«

Wir ignorierten ihn.

»Wie kommst Du darauf, daß hier drinnen Erreger sind? Unsere Anzüge zeigen das nicht an«, war mein Einwand.

Auch daran hatte Vladimir gedacht. »Erinnert Euch daran, was sie sagten! Wie die Russen diese kleinen Aminosäuremonster hier hineinbekamen.«

Amauri schnaubte. »Russen.«

»Ja, ganz recht«, sagte Vladimir, »aber zähme Dein Mundwerk, viado.«

Amauri wurde rot, begann zu sagen: »Quem é que cê chama de viado!« aber ich drückte auf den Disziplinierknopf. Keine Zeit für solchen Mist.

»Beherrschung, Vladimir! Wir haben genug Probleme.«

»Tut mir leid, Amauri, Captain«, sagte Vladimir. »Ich bin etwas gereizt, versteht Ihr?«

»Sind wir alle.«

Vladimir atmete tief ein und fuhr fort: »Als diese Bakterien hier eingedrungen waren, muß 004 reichlich durchlässig geworden sein. Die, äh, Russen werden wohl weitere Varianten von dem Selben in den Stützpunkt 004 gepumpt haben.«

»Warum sind sie dann nicht alle tot?«

»Meiner Meinung nach sind eine Menge dieser Leute daran gestorben. Die Überlebenden waren jedoch diejenigen, deren Körper sich leicht an die Pfpfen gewöhnten, die sie entwickelt hatten. Die Pfpfen sind jetzt ein

regulärer Teil ihrer Körperchemie. Das muß so sein, nicht? Sie sagten uns, daß die Pfropfen in den DNS der nächsten Generation vererbt wurden.«

Ich verstand. Ebenso Amauri, der sagte: »Also hatten sie sieben oder acht Jahrhunderte Zeit zur Selektion der Anpassungsfähigen .«

»Warum nicht?« fragte Vladimir. »Ist es Euch nicht aufgefallen? Elf Forscher bei der Entwicklung neuer Kampfstoffe und nur zwei bei der Entwicklung neuer Verteidigungsmittel. Sehr beunruhigt können sie nicht gerade sein.«

Amauri schüttelte den Kopf. »Oh, Mutter Erde! Was ist bloß in Dich gefahren?«

»Sie hat sich bloß erkältet«, sagte Vladimir und lachte dann. »Der Virus nennt sich Menschheit.«

Wir saßen eine Zeitlang herum und sahen uns die Karte an. Ich fand vier verschiedene Wege, auf denen wir zu dem geheimen Abschnitt kommen konnten, falls wir wollten.

Ich fand außerdem drei Wege zum Ausgang. Ich zeigte sie den anderen.

»Ja«, sagte Harold. »Das Problem ist, wer weiß, ob diese Türen wirklich in den unbekanntem Abschnitt führen. Verdammt, was ich meine, ist, drei der vier Türen könnten in Besenkammern oder Maschinenräume führen.«

Das Argument zog.

Wir saßen einfach da, unschlüssig, ob wir in Richtung Pollywog aufbrechen oder versuchen sollten, herauszufinden, was es mit dem verborgenen Abschnitt auf sich

hatte, als der russische Angriff uns die Entscheidung abnahm. Es gab einen enorm heftigen Knall. Der Boden bebte, als hätte ein riesiger Hund den Stützpunkt 004 einfach ins Maul genommen und ihn kräftig geschüttelt. Als das aufhörte, flackerten die Lampen und gingen aus.

»Goldene Gelegenheit«, sagte ich in den Affentrichter. Die anderen stimmten mir zu. So ließen wir die Scheinwerfer an unseren Anzügen leuchten und richteten sie auf die Tür. Harold fühlte sich plötzlich sehr wichtig. Er ging zur Tür und führte seinen magischen Flossenfinger einmal ganz um sie herum. Dann trat er zurück und knipste einen Schalter an seinem Anzug.

»Dreht Euch besser herum«, sagte er. »Das kann hübsch hell blitzen.«

Trotz Blickrichtung auf die Rückwand machte die Explosion mich für ein paar Sekunden blind. Die Welt sah grünlich aus, als ich mich umdrehte. Die Tür lag in Fetzen am Boden, und der Türpfosten sah nicht allzu gesund aus.

»Gute Arbeit, Harold«, sagte ich.

»Graças a deus«, antwortete er, und ich mußte lachen. Merkwürdig, wie kleine religiöse Sprüche nicht verschwinden wollen, nicht einmal bei einem ehrfurchtslosen *filho de punta* wie Harold.

Dann erinnerte ich mich, daß ich verantwortlich für das Befehle-Geben war. Also gab ich einen.

Die zweite Tür, die wir probierten führte in die Räume, die wir sehen wollten. Aber gerade als wir hineinkamen, ging das Licht an.

»Verdammt. Sie haben die Station wieder in Betrieb«,

sagte Amauri. Aber Vladimir zeigte nur den Korridor hinunter. Die Erbsensuppe war hereingesickert. Sie kroch träge auf uns zu.

»Was die Russen auch angestellt haben, es muß ein großes Loch in die Station gerissen haben.« Vladimir richtete seinen Laserfinger auf den Schmutz. Sogar bei voller Leistung brachte er nur einen kleinen Flecken zum Dampfen. Der Rest kam unverändert näher.

»Will jemand schwimmen?« fragte ich. Niemand wollte. Also scheuchte ich sie alle in den nicht-mehr-so-verborgenen Raum.

Es waren ein paar kleine Leute drinnen, die sich im Dunkeln zusammenkauerten. Harold wickelte sie in Kokons und verstaute sie in einer Ecke. So hatten wir Zeit, uns umzusehen.

Es gab allerdings nicht besonders viel zu sehen. Standardlaborausrüstung und zweiunddreißig Kästen von ungefähr ein mal ein Meter Größe. Darüber hingen Sonnenlampen. Wir sahen hinein.

Die Tiere schienen halb feste Körper zu haben. Ich faßte vorerst keins an, aber von der trägen Art, in der es Pseudopoden ausstreckte, schloß ich, daß wenigstens dieses eine, das ich beobachtete, eine ziemlich harte Haut hatte – mit Geleefüllung. Sie waren alle hellbraun, sogar heller als Vladimirs Haut. Aber hier und da waren kleine grüne Flecken. Ich fragte mich, ob sie zur Photosynthese fähig seien.

»Sieh, worauf sie schwimmen!« sagte Amauri, und ich erkannte, daß es Erbsensuppe war.

»Sie haben eine gigantische Amöbe gezüchtet, die von

all den anderen Mikroorganismen lebt, nehme ich an«, sagte Vladimir. »Vielleicht haben sie sie dazu abgerichtet, Bomben zu den Russen zu befördern.«

Im gleichen Moment begann Harold, sein Magazin abzufeuern, und ich bemerkte, daß die kleinen Leute an der Tür zum Labor versammelt waren und aufgeregt aussahen. Ein paar vorne sahen tot aus.

Harold hätte sie vielleicht alle getötet, wenn wir nicht immer noch direkt neben einem Kasten mit einer Riesenamöbe gestanden hätten. Als er aufschrie, sahen wir, wie das Geschöpf sich an sein Bein klammerte. Wir sahen mit an, wie Harold umfiel. Die untere Hälfte seines Beines fiel ab, als die Amöbe weiter seinen Oberschenkel auffraß.

Wir sahen so lange zu, bis die kleinen Leute uns in solcher Überzahl packten, daß Widerstand irrsinnig gewesen wäre. Wir konnten ohnehin nicht die Augen von Harold abwenden.

Ungefähr an der Leiste hörte die Amöbe auf zu fressen. Das änderte nichts mehr. Harold war sowieso tot. Wir wußten nicht, welche Seuche ihn erwischte, aber sobald sein Anzug aufgerissen war, begann er, sich zu erbrechen. Sein ganzes Gesicht war von Pusteln bedeckt. Kurz, Vladimirs Vermutung über den Virusgehalt von Stützpunkt 004 war recht genau gewesen.

Und nun nahm die Amöbe die Form eines Fünfecks an. Fünf sehr glatte Seiten, so saß das Geschöpf wie ein Pudding auf der klaffenden Wunde, die einmal ein Becken gewesen war. Plötzlich teilten sich mit einem kurzen Zusammenziehen alle Seiten gleichmäßig in zwei und

bildeten spitze Winkel, so daß das Geschöpf nun zehn Seiten hatte. Ein haarfeiner Spalt erschien, senkrecht über seine Mitte verlaufend. Und dann fielen die Hälften nach beiden Seiten auseinander so wie Gelee, das man in der Mitte durchteilt und das schließlich zögernd auseinanderkippt. Sie bildeten schnell zwei neue Fünfecke, verformten sich dann wieder zu Pseudopoden und verschlangen weiter Harold.

»Nun«, sagte Amauri. »Sie haben doch körperfeindliche Waffen.«

Als er sprach, war der Bann des Schweigens gebrochen und die kleinen Leute streckten uns auf Tischen aus und richteten nadelspitze Gegenstände auf uns. Wenn einer von denen nur eine Sekunde lang einen Anzug ritzte, würden wir tot sein. Wir hielten sehr still.

Richard Nixon Dixon, der Chef der Bleichfische, verhörte uns persönlich. Alles begann mit einer Reihe von Fragen über die Russen, wann wir sie aufgesucht hätten, warum wir uns entschlossen hätten, sie zu unterstützen statt der Amerikaner, usw. Wir blieben stur dabei, daß sie nur Mist verzapften.

Aber als sie drohten, ein Loch in Vladimirs Anzug zu schneiden, entschied ich, daß es genug war.

»Sag's ihnen!« schrie ich in meinen Affentrichter, und Vladimir sagte: »In Ordnung«, und die kleinen Leute lehnten sich zurück, um ihn anzuhören.

»Es gibt keine Russen«, sagte Vladimir.

Die kleinen Leute schickten sich an, Löcher zu schneiden.

»Nein, wartet. Es ist wahr! Nachdem wir Euer Lande-

signal aufgefangen hatten und bevor wir landeten, haben wir den gesamten Planeten sieben Mal umrundet. Es gibt außer hier nirgends menschliches Leben!«

»Rote Lügen«, sagte Richard Nixon Dixon.

»Die ganze Wahrheit!« schrie ich. »Rühr' ihn nicht an, Mann! Er sagt die Wahrheit! Alles, was es draußen auf diesem verdammten Planeten gibt, ist diese Erbsensuppe! Sie bedeckt jeden Quadratzentimeter Land und jeden Quadratzentimeter Wasser, außer ein paar Löchern an den Polen.«

Dixon zeigte sich etwas verwirrt, und die kleinen Leute murrten. Ich hatte wohl überzeugend geklungen.

»Wenn es keine Menschen gibt«, sagte Dixon »woher kommen dann die russischen Angriffe?«

Das beantwortete Vladimir. Für einen Bleichfisch war er von rascher Auffassungsgabe. »Spontane Umstrukturierung! Ihr und die Russen habt neue Stämme von jeder Mikrobe sich wie wahnsinnig vermehren lassen. Alle Menschen, alle Tiere und auch alle Pflanzen starben. Und nur die Mikroben lebten weiter. Aber Ihr habt fortwährend neue Stämme eingeführt, harte Konkurrenten für all die Bestien draußen. Was sich nicht anpassen konnte starb. Und nun ist nichts Anderes mehr übrig, als was sich anpaßt. Permanent.«

Andrew Jackson Wallichinsky, der Chefforscher, nickte. »Das klingt plausibel.«

»Wenn es etwas gibt, was wir in den letzten tausend Jahren über die Roten gelernt haben«, sagte Richard Nixon Dixon, »dann ist es, daß man ihnen nicht weiter trauen darf als man spucken kann.«

»Nun«, sagte Andy Jack, »wir können es ja ganz einfach überprüfen.«

Dixon nickte. »Fangt an!«

Nun gingen drei der kleinen Leute zu den Kästen und jeder kam mit einer Amöbe zurück. Wenig später war klar, daß sie sie auf uns ansetzen wollten. Amauri schrie auf. Vladimir wurde noch bleicher. Ich hätte gebrüllt, aber ich war dabei, meine Zunge zu verschlucken.

»Entspannt Euch!« sagte Andy Jack. »Sie werden Euch nichts tun.«

»Acredito!« rief ich. »So wie sie Harold nichts getan haben!«

»Harold hat Leute umgebracht. Diese hier tun Euch nichts, es sei denn, Ihr lügt.«

Großartig, dachte ich. Wie die alte Hexenprobe. Wirf sie ins Wasser. Wenn sie ertrinken, sind sie unschuldig, wenn sie aber oben bleiben, sind sie schuldig, also bring' sie um.

Aber vielleicht sagte Andy Jack auch die Wahrheit und sie würden uns nichts tun. Und wenn wir uns weigerten, uns diese Viecher anhängen zu lassen, würden sie »wissen«, daß wir gelogen hatten und würden Löcher in unsere Affenkostüme stanzen.

Also sagte ich den kleinen Leuten, sie sollten nur mir eines verpassen. Sie brauchten ja nicht uns alle zu testen.

Und dann faßte ich meine Zunge mit den Zähnen, bereit, fest zuzubeißen und das Blut zu inhalieren, wenn das verdammte Ding anfing, mich aufzufressen. Irgendwie dachte ich, das Abkratzen fiel mir leichter, wenn ich mir selbst dabei behilflich wäre.

Sie setzten mir das Ding auf die Schulter. Es drang

nicht in mein Affenkostüm ein. Statt dessen kroch es nur auf meinen Kopf zu.

Es glitt über mein Bullauge und die Welt verdunkelte sich.

»Kane Kanea«, sagte eine leichte Schwingung in dem Bullauge.

»Meu deus«, murmelte ich.

Die Amöbe konnte sprechen. Aber ich brauchte kein Wort zu reden, um ihr zu antworten. Fragen kamen über die Schwingung des Bullauges zu mir. Und dann lag ich einfach nur da und ... sie wußte meine Antwort. Kinderleicht. Ich hatte solche Angst, daß ich während des Verhörs zweimal urinierte. Aber mein nicht zu beeindruckendes Affenkostüm filterte alles und richtete es fürs Frühstück her, wie gewöhnlich.

Schließlich war das Verhör vorbei. Die Amöbe schlüpfte von meinem Bullauge herunter und kehrte auf den ausgestreckten Arm eines der kleinen Leute zurück, der sie zurück zu Andy Jack und Ricky Nick brachte. Die beiden Männer legten die Hände auf das Ding und sahen uns dann überrascht an.

»Ihr sagt die Wahrheit. Es gibt keine Russen.«

Vladimir zuckte die Achseln. »Warum sollten wir lügen?«

Andy Jack bewegte sich auf mich zu. Er trug das zukkende Monster, das mich ausgefragt hatte.

»Eher bringe ich mich selbst um, als daß ich mich noch einmal von dem Ding berühren lasse.«

Andy Jack hielt überrascht an. »Du hast immer noch Angst?«

»Es ist intelligent«, sagte ich. »Es hat meine Gedanken gelesen.«

Vladimir sah verblüfft drein, und Amauri murmelte irgendwas. Aber Andy Jack lächelte nur. »Nichts Rätselhaftes dabei. Er kann die elektromagnetischen Felder Deines Gehirns lesen und interpretieren, in Verbindung mit den Amitronströmen in Deiner Schilddrüse.«

»Was ist das denn?« fragte Vladimir.

Andy Jack wirkte sehr stolz. »Das ist mein Sohn.«

Wir warteten auf die Pointe. Sie kam nicht. Und plötzlich erkannten wir, daß wir gefunden hatten, wonach wir gesucht hatten: das Forschungsergebnis der kleinen Leute bei der Manipulation menschlicher DNS.

»Wir haben jahrelang an denen gearbeitet. Schließlich bekamen wir es vor etwa vier Jahren hin«, sagte Andy Jack. »Sie waren unsere letzte Verteidigungslinie. Aber nun, da wir wissen, daß die Russen tot sind ... nun, gibt es keinen Grund mehr dafür, sie in ihren Nestern zu lassen.«

Und der Mann langte nach unten und legte die Amöbe in die Erbsensuppe, die nun den Boden etwa sechzig Zentimeter hoch bedeckte. Sofort breitete sie sich auf der Oberfläche aus, bis sie etwa einen Meter Durchmesser hatte. Ich erinnerte mich an die Stimme, die durch mein Bullauge flüsterte.

»Sie ist zu weich, um ein Gehirn zu haben«, sagte Vladimir.

»Er hat keins«, antwortete Andy Jack. »Die Gehirnfunktionen sind über den ganzen Körper verteilt. Wenn er in vierzig Teile zerstückelt würde, hätte jedes Stück

genug Erinnerung und genug Denksubstanz, um weiterzuleben. Es ist unzerstörbar. Und wenn mehrere von ihnen zusammenkommen, bauen sie ein Sympathiefeld auf. In dem Fall werden sie sehr clever.«

»Klassenprimus und so weiter, kann ich mir denken«, sagte Vladimir. Er konnte den Abscheu in seiner Stimme nicht verbergen. Ich versuchte, meine Übelkeit zurückzuhalten. Das also ist das nächste Stadium der Evolution, dachte ich. Der Mensch versaut den Planeten, bis er für nichts mehr taugt außer Mikroben, und formt sich dann selbst so um, daß er von einer Kost von Bakterien und Viren leben kann.

»Das ist tatsächlich der Schritt zur Perfektion in der Evolution«, sagte Andy Jack. »Dieser Bursche kann sich neuen Arten von parasitären Bakterien und Viren beinahe reflexartig anpassen, den Aufbau seiner eigenen DNS bewußt steuern, die DNS anderer Organismen durch Aufsaugen durch die halbdurchlässigen Membranen spezialisierter Zellen manipulieren, sie ändern und wieder von sich geben.«

»Irgendwie weckt er nicht den Wunsch in mir, ihn zu füttern oder seine Windeln zu wechseln.«

Andy Jack lachte hell. »Da sie sich durch Zellteilung vermehren, sind sie immer schon erwachsen. Ja, wenn das Teilstück zu klein wäre, würde er eine Weile brauchen, um die Kompetenz des Erwachsenen zurückzugewinnen. Aber sonst, beim normalen Lauf der Dinge, ist er immer erwachsen.«

Dann langte Andy Jack nach unten, ließ seinen Sohn sich um seinen Arm wickeln und ging dann zu dem zu-

schauenden Richard Nixon Dixon zurück. Andy Jack legte den Arm, der die Amöbe hielt, um Dixons Schulter.

»Übrigens, Sir«, sagte Andy Jack, »nun da die Russen tot sind, ist der verdammte Krieg vorbei, Sir.«

Dixon sah verwirrt aus. »Und?«

»Wir brauchen keinen Kommandanten mehr.«

Ehe Dixon antworten konnte, hatte sich die Amöbe durch seinen Nacken gefressen, und er war mausetot. Ein ziemlich abrupter Coup, dachte ich, sah zu den anderen kleinen Leuten hin und erwartete eine Reaktion. Es schien niemanden zu kümmern. Offenbar war es mit ihrem superpatriotischen Militarismus doch nicht weit her. Ich fühlte mich immerhin etwas erleichtert. Vielleicht hatten sie am Ende doch etwas gemein mit mir.

Sie beschlossen, uns gehen zu lassen, und wir waren ganz erfreut, auf das Angebot eingehen zu können. Auf dem Weg nach draußen zeigten sie uns, was die Explosion bei dem letzten »russischen« Angriff verursacht hatte. Der Schimmel, der den Stahlmantel der Anlage schützte, hatte an einer Stelle geringfügig mutiert und hatte den stahlverzehrenden Bakterien ermöglicht, eine symbiotische Beziehung einzugehen. Durch Zufall geschah die Mutation an der Stelle, wo die Wasserstofftanks an der Wand lehnten. Als sich ein Spalt auftat, drang als eine der ersten Aminosäureverbindungen mit der Erbsensuppe eine ein, die sich blitzartig mit reinem Wasserstoff verbindet. Der Effekt war eine dreisekündige Bevölkerungsexplosion. Sie riß einen riesigen Brocken aus Stützpunkt 004 heraus.

Als wir zurück zu unserem Hüpfen kamen, waren wir

froh, daß wir die gute alte Pollywog etwa vierzig Meter über dem Boden schwebend zurückgelassen hatten. Trotzdem war sie beschädigt. Eine Art der Luftmikroben hatte eine Vorliebe dafür, in haarfeinen Ritzen zu nisten, sich dort rapide zu vermehren und so mikroskopisch kleine Risse in der Struktur des Schiffes auszudehnen. Trotzdem meinte Amauri, wir könnten den Abflug wagen.

Wir küßten niemanden zum Abschied.

Nun habe ich Euch also in die wahre Geschichte unseres Besuches auf Mutter Erde im Jahre 2810 eingeweiht. Die Parallele zu unserer heutigen Situation sollte nun klar sein. Falls wir zulassen, daß Pennsylvania in diesen schmutzigen kleinen Krieg zwischen Kiev und Nünca-mais hereingezogen wird, verdienen wir, was wir bekommen. Denn diese verdammten Antimaterie-Umwandler haben eine Wirkung, die die biologische Kriegführung so angenehm aussehen läßt wie Schnuppern an Nelken.

Und falls irgend etwas Menschliches den Krieg überlebt, wird es mit höllischer Gewißheit in nichts dem ähnlich sehen, was wir jetzt noch menschlich nennen.

Vielleicht interessiert das heutzutage niemanden mehr, aber mich interessiert es. Der Gedanke an Amöben als Enkel behagt mir nicht, und einen Antimaterie-Großneffen zu haben, reizt mich nicht im geringsten. Ich bin mein ganzes Leben lang Mensch gewesen, und mir gefällt es so.

Deshalb sage ich: Stellt unsere Repressoren an und wartet, bis der verdammte Krieg vorbei ist. Wartet, bis sie sich gegenseitig ausgelöscht haben und packt dann

die Aufgabe an, die Menschheit am Leben – und menschlich – zu halten.

Das war's zum Thema Politik. Wenn Ihr allerdings für den Krieg stimmt, kann ich versprechen, daß mehr als ein Hüpfen nach drüben in die wilde Dunkelheit aufbrechen wird. Wir haben schon einmal Kolonien aufgebaut und können es wieder tun. Für den Fall, daß niemand den Wink versteht: das ist ein Aufruf an Freiwillige, falls, sobald und wenn ... Ende.

Kein Ende. Nach dem ersten Ausdruck dieses Programms bekam ich eine Reihe von Anfragen dazu, warum wir all das nicht berichtet haben, als wir nach Hause zurückkamen. Die Antwort ist einfach. Auf Nünkamais ist es ein Kapitalverbrechen, das Bordbuch eines Schiffes zu fälschen. Aber uns blieb keine Wahl.

Sobald wir von Mutter Erde aus ins All kamen, ließ Vladimir den Computer all seine Ergebnisse, all seine Daten und Schlüsse über DNS-Umstrukturierung ausgeben. Und dann löschte er das alles.

Ich hätte ihn wohl daran gehindert, wenn ich im voraus gewußt hätte, was er tat. Aber als es erst geschehen war, sahen Amauri und ich ein, daß er recht hatte. Diese Art von merda gehörte nicht ins Universum. Dann verwischten wir systematisch unsere Spuren. Wir löschten alle Hinweise auf Stützpunkt 004, wischten alle Spuren eines Landesignals aus. Im Computer ließen wir allein den Überflug, bei dem nichts als Erbsensuppe von einem Suppenmeer zum nächsten aufgezeichnet worden war. Es war knifflig, aber wir fügten auch eine schwerwiegende Panne in der EVA Überlebensausrüstung auf dem

Heimweg hinzu, die unseren lieben Freund und Kameraden Harold das Leben kostete.

Und dann speicherten wir ins Bordbuch ein: »Planet ungeeignet für menschliche Besiedelung. Kein menschliches Leben vorgefunden.«

Teufel, es war nicht einmal gelogen.

Ins Deutsche übertragen von Richard Bellinghausen.

Die Erinnyen auf der Toilette im IV. Stock

Aus Rache hatte er sich eine Bruchbude im IV. Stock eines Hauses genommen, wo es nicht einmal einen Fahrstuhl gab, als ob er zu Alice sagen wollte: »So, du willst mich also aus dem Haus werfen, dann wohne ich eben im Dreck in einer Mietkaserne in der Bronx, wo man das Bad mit vier anderen teilen muß! Dann laufe ich nur noch in ungebügelten Hemden herum, und mein Schlips wird ewig schief sitzen. Da siehst du, was du mir angetan hast!«

Als er ihr aber von dem Appartement erzählte, lachte sie nur abfällig und meinte, »Jetzt ist Schluß, Howard. Deine Spielchen mache ich einfach nicht mehr mit. Du gewinnst ja doch immer, verdammt.«

Sie tat so, als ob er ihr gleichgültig sei, doch Howard wußte Bescheid. Er kannte sich mit Menschen aus und wußte, was sie wollten – und Alice wollte *ihn*. Das war sein höchster Trumpf in ihrer Beziehung – daß sie mehr Verlangen nach ihm hatte als er nach ihr. Daran mußte er oft denken: während der Arbeit bei Humboldt und Brein-

hardt, technisches Zeichnungsbüro, beim Mittagessen in einem billigen Restaurant (Teil seiner selbstauferlegten Strafe), auf dem Heimweg in der U-Bahn zu seiner Wohnung (Alice hatte den Lincoln Continental behalten). Er hielt sich immerzu vor Augen, wie sehr sie an ihm hing. Doch mußte er sich auch jedesmal wieder an ihre Worte erinnern, damals, an dem Tag, an dem sie ihn hinauswarf: Wenn du dich jemals wieder in die Nähe von Rhannon wagst, bringe ich dich um.

Er konnte sich nicht mehr erinnern, warum sie das gesagt hatte. Konnte und wollte sich nicht erinnern, weil ihm dieser Gedankengang Unbehagen bereitete, und es stand für Howard fest, er wollte mit sich selbst behaglich leben können. Andere konnten Stunden, ja Tage damit verbringen, mit sich ins Reine zu kommen, Howard war jedenfalls mit sich im Klaren. Er war ausgeglichen. Locker. Bei mir ist alles OK, ich bin OK, ich bin OK. Zum Teufel mit dir. »Wenn sie dich erst einmal aus dem Gleichgewicht bringen können«, pflegte er zu sagen, »dann gibst du ihnen eine Waffe in die Hand, mit der sie dein Leben manipulieren können.« Howard konnte solche Schwachstellen bei anderen finden, aber keiner konnte an ihn heran.

Es war zwar noch nicht Winter, aber eisig kalt, als Howard um drei Uhr morgens von Stu's Party nach Hause ging. Eine Party, zu der man gehen mußte, wenn man bei Humboldt und Breinhardt weiterkommen wollte. Stu's häßliche Frau hatte versucht, verführerisch zu sein, aber Howard hatte den Unschuldigen gespielt und sie dadurch so verwirrt, daß sie die Sache fallen ließ. Ho-

ward verfolgte den Büroklatsch immer mit großer Aufmerksamkeit und wußte daher, daß schon mehrere, die früher aus dem Unternehmen entlassen worden waren, sozusagen mit heruntergelassenen Hosen erwischt worden waren. Das hieß nicht, daß Howards Hosen etwa ein unüberwindliches Hindernis wären. Er hatte Dolores – vom Empfangsbüro – in das Schlafzimmer gelotst und ihr vorgeworfen, daß sie ihm sein ganzes Leben verderbe. »In Kleinigkeiten«, beteuerte er, »ich weiß, daß du es gar nicht so meinst, aber du mußt einfach damit aufhören.«

»Was denn für Kleinigkeiten?« fragte Dolores, ungläubig, doch mit Unbehagen (weil sie immer ehrlich bemüht war, andere glücklich zu machen).

»Du weißt ganz genau, wie sehr ich mich zu dir hingezogen fühle.«

»Nein. Daran habe ich nie – das habe mich mir nicht einmal im Traum einfallen lassen.«

Howard sah sie schweigend an, verlegen. In Wirklichkeit war er weder das eine noch das andere. »Dann – na, dann war ich – habe ich mich eben geirrt, es tut mir leid, verzeih', ich dachte, du würdest es absichtlich tun ...«

»Was denn tun?«

»Abweisen – mich abweisen – ach, nichts, es hört sich an, als ob ich noch ein Jüngling wäre, nur so Kleinigkeiten, verdammt, Dolores, ich war vernarrt in dich wie ein Schuljunge ...«

»Howard, ich wußte doch gar nicht, daß ich dir weh tat.«

»Oh, Gott, wie kannst du nur so gefühllos sein«, sagte Howard und hörte sich noch mehr verletzt an.

»Ach, Howard, bedeute ich dir denn so viel?«

Howard gab einen kleinen Jammerton von sich, in den sie alles, was sie sich wünschte, hineinlesen konnte. Sie sah beunruhigt aus. Jetzt würde sie alles tun, um ihr Gleichgewicht wieder zu finden. Ihr war so unbehaglich zumute, daß sie beide die nächste halbe Stunde damit verbrachten, sich gegenseitig wieder zu beruhigen. Keinem im Büro war es jemals gelungen, an Dolores heranzukommen. Doch Howard schaffte es bei allen.

Er stieg die Treppen zu seinem Appartement hinauf und war sehr, sehr zufrieden mit sich. Ich brauche dich nicht, Alice, dachte er. Ich brauche überhaupt keinen und erst recht keinen, den ich schon habe. Er summt diesen kleinen Vers immer noch vor sich hin, als er in das gemeinsame Badezimmer ging und dort das Licht anmachte.

Von der Toilette her kam ein gurgelndes Geräusch, ein Zischen. War dort jemand anwesend, ohne das Licht anzumachen? Howard ging auf das Klo zu und sah nichts. Als er dann aber näher hinguckte, bemerkte er ein Baby, vielleicht zwei Monate alt, das in dem Toilettenbecken steckte. Nase und Augen waren kaum über Wasser, es sah schrecklich verängstigt aus, seine Beinchen, Hüften und der Bauch steckten im Abflußrohr. Irgend jemand hatte offenbar gehofft, es zu ertränken – Howard konnte sich nicht vorstellen, wie jemand so hirnerbrannt sein konnte zu glauben, ein Baby würde in einen Abfluß passen.

Einen Augenblick lang war er versucht, der Großstädtamentalität, sich nur um die eigenen Angelegenheiten zu kümmern, nachzugeben und es dort zu lassen, selbst wenn das eine Abscheulichkeit sondergleichen bedeuten

würde. Die Rettung des Babys wäre für ihn unbequem: die Polizei anrufen, das Kind in seiner Wohnung versorgen, vielleicht sogar Schlagzeilen, bestimmt aber die halbe Nacht Formulare ausfüllen. Howard war müde. Howard wollte ins Bett.

Nun erinnerte er sich jetzt an die Worte von Alice: „Du bist nicht einmal ein Mensch, Howard. Du bist ein verdammtes, selbstsüchtiges Ungeheuer.“ Ich bin kein Ungeheuer, antwortete er sich innerlich und streckte die Arme nach dem Kind aus, um es aus dem Klo zu ziehen.

Das Baby war fest eingeklemmt – derjenige, der versucht hatte, es zu töten, hatte offensichtlich gute Arbeit geleistet.

Howard fühlte kurz ein echtes Gefühl der Entrüstung in sich aufsteigen, daß es einem eingefallen war, seine Probleme mit dem Mord an einem unschuldigen Kind lösen zu wollen. Verbrechen an Kindern waren jedoch etwas, an das Howard entschlossen war, nicht zu denken, und außerdem hatte er in diesem Augenblick plötzlich auch ganz andere Dinge, über die er denken mußte.

Als das Kind Howards Arm packte, bemerkte er, daß die Finger des Babys zu einem flossenartigen Lappen aus Haut und Knochen am Ende seines Ärmchens zusammengewachsen waren. Auch die Beine waren zu einem einzigen Glied, das sich am Ende scheußlich krümmte, verschmolzen. Das Kind war männlich; seine Geschlechtsorgane – größer als normal – hingen zur Seite. Und dann sah Howard, daß dort, wo die Füße hätten sein sollen, zwei weitere Flossen hingen, an deren Spitzen rote Flecken waren, die wie ekelhaft faulende Wunden

aussahen. Das Kind weinte, ein wildes, urtümliches Heulen, das ihn an einen Hund erinnerte, den er einmal im Todeskampf gesehen hatte (dabei weigerte sich Howard, daran zu denken, daß er es selbst gewesen war, der den Hund auf die Straße vor ein vorüberfahrendes Auto geworfen hatte, nur um zu sehen, wie der Fahrer plötzlich hätte ausweichen müssen; der Fahrer war nicht ausgewichen).

Selbst die scheußlichste Mißgeburt hat ein Recht zu leben, dachte Howard, doch jetzt, wie er das Kind in seinen Armen hielt, überkam ihn ein Gefühl des Ekels, das sich schnell in Sympathie für die wandelte, die das Geschöpf hatten umbringen wollen – wahrscheinlich seine Eltern. Das Kind verlagerte seinen Halt und dort, wo die Flossen gewesen waren, fühlte Howard einen scharfen stechenden Schmerz, der sich sofort in unerträgliche Qual verschärfte, sobald Luft an die Wunde kam. Mehrere riesige, klaffende Wunden an seinem Arm fingen schon an zu bluten und zu eitern.

Es dauerte eine Weile bis Howard die Wunden mit dem Kind in Zusammenhang brachte, bis dahin waren die Beinflossen schon gegen seinen Bauch gestemmt und die Armflossen umschlangen seine Brust. Die Wunden an den Flossen des Kindes waren gar keine Wunden: sie waren starke Saugapparate, die sich so fest an Howards Haut festsaugten, daß die Haut weggerissen wurde, sobald sich der Kontakt löste. Er versuchte, das Kind loszubekommen, doch sowie er eine Flosse gelöst hatte, saugte sie sich wieder an einer neuen Stelle fest, noch während Howard die andere zu lösen versuchte.

Was als ein Akt der Barmherzigkeit angefangen hatte, wurde nun ein harter Kampf. Das ist gar kein Kind, kam es Howard zu Bewußtsein. Kinder können sich nicht so festklammern und dieses Geschöpf hatte scharfe Zähne, die nach seinen Händen und Armen schnappten, sobald sie nah genug waren. Schon wahr, es hatte ein menschliches Antlitz, war aber kein menschliches Wesen. Howard warf sich mit aller Macht an die Wand, in der Hoffnung, damit die Kreatur zu betäuben, so daß sie von ihm abfallen würde. Doch sie klammerte sich nur noch fester an ihn und die Wunden schmerzten ihn noch mehr. Letztendlich gelang es Howard jedoch, das Scheusal mit Hilfe der Toilettenkabine von sich abzukratzen. Es fiel auf den Boden, Howard sprang schnell zur Seite, sein Körper brannte vor Schmerz aus Dutzenden von stechenden Wunden.

Das muß ein Alptraum sein. Mitten in der Nacht, in einem Badezimmer, das von einer einzigen elektrischen Birne beleuchtet war, allein mit dieser schrecklichen Karikatur eines menschlichen Wesens, die sich vor ihm auf dem Boden wand – Howard konnte einfach nicht glauben, daß das Wirklichkeit sein sollte.

Könnte es vielleicht eine Mutation sein, die irgendwie überlebt hatte? Aber dieses Wesen war viel zu entschlossen, hatte viel zu viel Kontrolle über sich, viel mehr als ein gewöhnliches Menschenkind. Das Baby rutschte über den Fußboden, während Howard, voller Schmerzen am ganzen Körper, in panischer Angst und Unentschlossenheit wie gelähmt zusah. Das Baby hatte nun die Wand erreicht und klatschte eine seiner Flossen

an die Tapete. Die Saugkraft schien stark genug und es fing an, sich Zentimeter um Zentimeter an der Wand hochzuziehen. Wie es so die Wand hoch kletterte, fing es an, seinen Darm zu entleeren und hinterließ einen dünnen grünen Schleim, der hinter ihm hinunterronn. Howard sah diesen Schleim und blickte entsetzt auf seine eitrigen Wunden.

Was würde passieren, wenn dieses Tier oder was es auch war, nicht bald an seiner schrecklichen Mißbildung starb? Was, wenn es am Leben blieb? Wenn es nun gefunden würde, in ein Krankenhaus gebracht und dort behandelt würde? Wenn es erwachsen würde?

Es kam an der Decke an und wendete sich. Es saugte sich fest an, so daß es nicht herunterfiel und kopfüber an der Decke hing, und bewegte sich langsam auf die elektrische Birne zu.

Das Ding wollte direkt über Howard kriechen, der Stuhlgang tropfte noch immer. Ekel überkam seine Furcht und Howard griff nach oben, erfaßte das Baby am Rücken und zerrte es mit aller Kraft und seinem ganzen Gewicht von der Decke herunter. Es drehte und wendete sich, um einen seiner Saugnäpfe an Howard festzusaugen, doch er widerstand mit aller Kraft und konnte das Baby, diesmal mit dem Kopf zuerst, ins Klo stecken. Dort hielt er es so lange unter Wasser, bis keine Luftblasen mehr kamen und es sich blau verfärbte. Dann ging er zurück in sein Zimmer und holte ein Messer. Was diese Kreatur auch war, sie mußte für immer vom Erdboden verschwinden. Es sollte sterben und keine Spur durfte zurückbleiben, die gezeigt hätte, das Howard es getötet hatte.

Er fand das Messer schnell, blieb aber noch, um sich etwas auf seine Wunden zu schmieren. Sie brannten heftig, doch der Schmerz ließ bald darauf etwas nach. Howard zog sein Hemd aus, dachte einen Augenblick nach und zog sich dann ganz aus und nahm seinen Bademantel und ein Handtuch und ging zurück in das Badezimmer. Er wollte kein Blut auf seine Sachen kommen lassen.

Als er jedoch ins Badezimmer trat, war das Kind nicht mehr in der Toilette. Howard erschrak. Hatte es jemand gefunden, dem Ertrinken nahe? Hatten sie ihn vielleicht sogar gesehen, als er das Bad verließ – oder, noch schlimmer, wie er mit dem Messer zurückkam? Er sah sich im Bad um. Es war verschwunden. Er ging zurück in die Diele. Niemand. Einen Augenblick stand er im Türrahmen und fragte sich, was wohl geschehen sein könnte.

Dann plötzlich fiel ein Gewicht von oben auf seinen Kopf und seine Schultern und er fühlte, wie die Saugnäpfe an seinem Gesicht und seinem Kopf zerrten. Beinahe hätte er laut aufgeschrien. Aber er wollte keinen wecken. Irgendwie war das Kind doch nicht ertrunken, war aus dem Klo gekrochen und hatte über der Tür auf Howards Rückkehr gewartet.

Jetzt ging der Kampf von neuem los, und noch einmal gelang es Howard, die Flossen mit Hilfe der Toilettenkabine loszubrechen, doch war es dieses Mal viel schwieriger, weil das Kind hinter und über ihm war. Er kämpfte bis zur Erschöpfung. Er mußte das Messer hinlegen, damit er mit beiden Händen zufassen konnte. Als er das Kind endlich auf dem Boden hatte, war sein Körper mit noch mehr Wunden übersät. Solange das Kind auf dem

Bauch lag, konnte Howard es von hinten greifen. Mit einer Hand nahm er es beim Genick und mit der anderen nahm er das Messer und trug beides zum Klo.

Er mußte zwei Mal abziehen, ehe das Blut und der Eiter weggespült waren, Howard fragte sich, ob das Kind mit einer Krankheit infiziert war – die weiße Flüssigkeit war zäh und mindestens in derselben Menge vorhanden wie das Blut. Dann zog er noch sieben Mal ab, damit die zerstückelte Kreatur endlich im Abfluß verschwand. Sogar noch nach dem Tod hingen die Saugnäpfe noch fest am Porzellan, Howard mußte sie mit dem Messer abkratzen.

Endlich war das Kind vollständig verschwunden. Howard atmete schwer von der Anstrengung, es war ihm schlecht von dem Gestank und dem Schrecken seines Tuns. Es erinnerte ihn an den Geruch der Gedärme seines Hundes, nachdem das Auto ihn überfahren hatte; dann mußte er sich übergeben und erbrach alles, was er auf der Party gegessen hatte. Danach fühlte er sich besser, gereinigt – von der Party befreit; dann nahm er eine Dusche und fühlte sich noch sauberer. Als er fertig war, vergewisserte er sich, daß das Badezimmer keine Spuren seiner Feuerprobe aufwies.

Dann ging er zu Bett.

Es war nicht leicht einzuschlafen. Er war zu erregt. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß er einen Mord begangen hatte (nein, nicht Mord – nur die Beseitigung von etwas Scheußlichem, das man nicht am Leben lassen durfte). Er versuchte, an hundert, tausend andere Dinge zu denken. Arbeitsprojekte – aber die Pläne hatten

alle Flossen. Seine Kinder – doch ihre Gesichter verwandelten sich in das angespannte Gesicht des zappelnden Monstrums, das er getötet hatte. Alice – ach ja, aber an Alice zu denken war schwerer als an das Monstrum zu denken.

Endlich schlief er ein und träumte. In seinem Traum erschien sein Vater, der gestorben war, als er zehn war. Howard konnte aber nicht die üblichen Erinnerungen heraufbeschwören. Nicht die schönen langen Spaziergänge mit seinem Vater, nicht das Basketballspielen in der Auffahrt, nicht die Angelausflüge. Das hatte es schon alles gegeben, aber jetzt, weil er mit dem Ungeheuer gekämpft hatte, kamen ihm nur noch Erinnerungen an die dunklen Dinge in seinem Leben, die er so lange hatte vor sich selbst verbergen können.

»Wir können es uns nicht leisten, Dir ein Rad mit zehn Gängen zu schenken, Howie. Nicht bis der Streik vorbei ist.«

»Ich weiß, Dad. Du kannst nichts dafür.« Er hatte tapfer geschluckt. »Und es macht mir auch gar nichts aus. Wenn die andern nach der Schule radfahren gehen, dann bleib' ich eben zu Haus und mache meine Schularbeiten.«

»Viele Jungens haben kein Sportrad, Howie.«

Howie hatte mit den Schultern gezuckt und sich abgewandt, um seine Tränen zu verbergen. »Klar, viele. Ach, Dad, mach' Dir um mich keine Sorgen. Howie kommt schon zurecht.«

So viel Mut. So viel Tapferkeit. – Er bekam sein Fahrrad mit zehn Gängen innerhalb von einer Woche. In seinem Traum wurde ihm zum ersten Mal der Zusammen-

hang klar, etwas, was er sich zuvor nie hatte eingestehen wollen. Sein Vater hatte eine ziemlich komplizierte Amateurradio-Station in seiner Garage gehabt. Um jene Zeit war er sie plötzlich leid geworden und hatte sie verkauft, hatte angefangen, noch mehr im Hof zu arbeiten und zu schaffen – dabei war ein Ausdruck in seinem Gesicht gewesen, als hätte er den Spaß verloren ... bis der Streik vorüber war und er wieder zur Arbeit ging. Und dann war er bei einem Unfall im Walzwerk ums Leben gekommen.

Howards Traum endete mit einem Wahnsinnsritt auf den Schultern seines Vaters, so wie das Ungeheuer ihn geritten hatte, in der vergangenen Nacht, – und in seiner Hand war ein Messer, mit dem er unaufhörlich in die Kehle seines Vaters stach.

Er wachte im Morgendämmern auf, ehe der Wecker geschellt hatte, weinend und geschwächt rief er jämmerlich, »ich habe ihn getötet, ich habe ihn umgebracht, ich habe ihn umgebracht.«

Dann kam er langsam zu sich und sah, wie spät es war. Halb sieben. »Ein Traum«, dachte er. Der Traum hatte ihn vorzeitig geweckt, viel zu früh, mit Kopfschmerzen und verweinten Augen. Das Kopfkissen war ganz durchnäßt. »Ein verdammt schlechter Anfang vom Tag«, murmelte er. Dann, wie gewöhnlich, stand er auf und ging ans Fenster und zog die Vorhänge zurück.

An der Scheibe, die Saugnäpfe fest angeklebt, war das Kind.

Es drückte sich fest an die Scheibe, als ob es sich durch intensives Saugen durch die Scheibe hindurch be-

wegen wolle, ohne das Glas zu zerbrechen. Weit unten hörte man den morgendlichen Verkehr, das laute Donnern der Laster.

Das Kind schien sich jedoch der Höhe über der Straße weit unten gar nicht bewußt zu sein – da war kein Vorsprung am Gebäude, der seinen Fall hätte brechen können. Tatsächlich schien auch keine Möglichkeit zu bestehen, daß es fallen könnte. Die Augen sahen Howard gespannt und durchdringlich an.

Howard hatte sich darauf eingestellt, sich vorzumachen, daß die vergangene Nacht nur ein sehr wirklichkeitsnaher Alptraum gewesen sei.

Er wich vom Fenster zurück und sah dem Kind fasziniert zu. Es hob eine Flosse hoch, drückte sich etwas höher wieder an und zog sich zu seiner neuen Position hoch, damit es Howard Auge in Auge anstarren konnte. Und dann, ganz langsam und planmäßig, fing es an, mit dem Kopf gegen die Scheibe zu schlagen.

Der Vermieter war nicht gerade großzügig mit der Instandhaltung des Gebäudes. Das Glas war dünn und Howard wußte, daß das Kind nicht eher aufhören würde, bis es die Scheibe eingeschlagen hatte, damit es zu ihm gelangen könnte.

Er fing an zu zittern. Die Kehle wurde ihm eng. Er hatte furchtbare Angst. Die letzte Nacht war kein Traum gewesen. Die Tatsache, daß das Kind jetzt hier war, war der Beweis. Aber er hatte es doch in Stücke zerschnitten. Es konnte unmöglich noch am Leben sein. Die Scheibe wurde bei jedem Stoß, den der Kopf des Kindes ihr versetzte, erschüttert und klirrte laut.

Da zerbrach sie! Durch das strahlenförmige Loch kam die Kreatur hineingekrochen. Howard nahm den einzigen Stuhl im Zimmer und schmiß ihn nach dem Kind, warf ihn ans Fenster. Glas zersplitterte, die Sonne glitzerte auf den Scherben, die wie ein strahlender Heiligenschein um das Kind und den Stuhl explodierten.

Howard rannte auf das Fenster zu, sah hinaus und erblickte tief unten, wie das Kind brutal auf der Plane eines vorüberfahrenden Lasters landete. Sein Körper schien sich beim Aufprall zu verschmieren, Bruchteile vom Stuhl und Glassplitter wirbelten um das Kind und fielen auf die Straße und den Gehsteig.

Der Laster fuhr weiter; er trug den zerschmetterten Körper und die Scherben und eine Blutlache mit sich, die Straße entlang. Howard rannte auf sein Bett zu, kniete nieder und verbarg sein Gesicht in den Decken und versuchte verzweifelt, wieder Herr seiner selbst zu werden. Er war gesehen worden. Die Leute auf der Straße hatten hochgesehen und ihn am Fenster gesehen. Gestern nacht hatte er sich so große Mühe gegeben, unentdeckt zu bleiben, und nun, heute, da würden sie ihn fassen. Er war vernichtet. Und doch hätte er das Kind niemals ins Zimmer kommen lassen können.

Fußtritte auf der Treppe. Stampfen, das langsam näher kam, den Korridor entlang. Hämmern an der Tür. »Aufmachen! Hallo, Sie da drin!«

»Wenn ich mich lange genug still verhalte, gehen sie vielleicht weg, dachte er und wußte, daß das nur Selbstbetrug war. Er mußte aufstehen, mußte an die Tür gehen. Aber er konnte nicht, konnte sich nicht eingestehen, daß

er die Geborgenheit seines Bettes je verlassen müsse.

»He, Sie Hurensohn ...« die Flüche hörten nicht auf, Howard konnte sich nicht rühren, bis ihm plötzlich der Gedanke kam, das Kind könnte unter seinem Bett sein, und da konnte er es auch schon fühlen – eine Flosse an seiner Hüfte, langsam streichelnd und bereit, sich festzusaugen.

Howard sprang aus dem Bett und rannte zur Tür. Er warf sie weit auf, denn selbst wenn ihn die Polizei verhaften wollte, sie könnte ihn wenigstens vor dem Ungeheuer retten, das ihn verfolgte.

Es war kein Polizist, der da an der Tür stand. Es war der Mann vom I. Stock, der immer die Miete sammelte. »Du Hurensohn, du unverantwortlicher Schweinehund!« schrie der Mann, sein Toupet nur halbwegs auf dem Kopf. »Der Stuhl hätte jemand verletzen können! Das Fenster kostet viel Geld! Raus! Jetzt, sofort hier raus, ich will Sie hier nicht mehr sehen, auf der Stelle 'raus, es ist mir scheißegal, wie betrunken Sie sind –«

»Da war – da war dieses Ding am Fenster, dieses Wesen ...«

Der Mann warf ihm einen kalten Blick zu, aber seine Augen glühten vor Wut. Nein, nicht Wut. Angst. Der Mann hatte Angst vor ihm, das wußte er jetzt.

»Das ist ein anständiges Haus hier«, sagte der Mann mit gedämpfterer Stimme. »Sie können Ihre Wesen und Ihren Schnaps und Ihre stinkenden weißen Mäuse mitnehmen, und das kostet hundert Dollar für das kaputte Fenster, also hundert gleich auf den Tisch, und dann hier 'raus, und zwar innerhalb von einer Stunde, hören Sie, in

einer Stunde! Sonst hole ich die Polizei, hören Sie mich?»

»Ja, ja, ich verstehe schon.« Er hatte verstanden. Der Mann ging, als Howard ihm fünf Zwanziger gab. Es schien ihm, als würde der Mann eine Berührung mit ihm vermeiden, als ob Howard auf einmal irgendwie abstoßend aussah. Stimmt, er war es. Sich selbst gegenüber, jedenfalls, wenn vielleicht auch sonst für niemand. Er schloß die Tür, sobald der Mann weg war. Er packte seine Sachen, die wenigen, die er mit in die Wohnung genommen hatte, in zwei Koffer und ging runter, rief ein Taxi und fuhr ins Büro. Der Taxifahrer sah ihn etwas säuerlich an und sagte kein Wort. Das hätte Howard auch gut gepaßt, wenn der Fahrer ihn nicht dauernd im Rückspiegel beobachtet hätte – nervös, als ob er Angst vor dem hätte, was Howard vielleicht anstellen könnte. Ich will gar nichts anstellen. In Gedanken sagte sich Howard, ich bin ein anständiger Mensch. Er gab dem Taxifahrer ein großzügiges Trinkgeld und noch zwanzig Dollar, damit er sein Gepäck nach Queens schaffte, wo Alice seine Sachen ruhig eine Weile für ihn aufheben konnte, verdammt noch mal. Howard hatte genug von Miethäusern, von dem einen und auch von allen anderen.

Natürlich war es nur ein Alptraum gewesen, das gestern nacht und heute morgen. Das Monstrum war nur für ihn sichtbar, entschied sich Howard. Nur der Stuhl und die Scheiben waren aus dem Fenster vom IV. Stock gefallen, sonst hätte der Hausmeister etwas bemerkt.

Außer, daß das Baby auf dem Laster gelandet war und vielleicht doch existierte, dann würden sie es später in New Jersey oder Pennsylvania entdecken.

Es konnte nicht wahr sein. Er hatte es in der vergangenen Nacht umgebracht und heute morgen war es wieder ganz. Ein Alptraum. Ich habe in Wirklichkeit gar keinen ermordet, versicherte er sich selbst. (Außer dem Hund. Außer Vater, sagte eine neue häßliche Stimme in seinem Gehirn.)

Arbeit. Linien auf Papier zeichnen, Anrufe beantworten, Briefe diktieren, laß' die Gedanken von Alpträumen, von deiner Familie, von dem verfluchten Mist, der dein Leben zu werden droht. »Das war eine verdammt gute Party, gestern abend.« »Ja, das war sie wirklich!« »Wie geht's dir heute, Howard?« »Prima, Dolores, prima – das hab' ich dir zu verdanken.« »Hast du schon die Vorentwürfe für die IBM Sache?« »Gleich, fast fertig, brauche nur noch zwanzig Minuten.« »Howard, du siehst gar nicht gut aus.« »Hatte 'ne schwere Nacht. Die Party, weißt schon.«

Er malte dauernd Kritzeleien auf der Löschpapierrolle auf seinem Schreibtisch, anstatt am Zeichentisch wirklich zu arbeiten. Er zeichnete Gesichter, Alices Gesicht, streng und furchtbar. Das Gesicht von Stu's häßlicher Frau. Das Gesicht von Dolores, süß und nachgiebig und dumm. Und Rhiannons Gesicht.

Bei seiner Tochter Rhiannon konnte er aber nicht beim Gesicht aufhören.

Seine Hand fing an zu zittern, als er sah, was er gezeichnet hatte. Er riß das Löschpapier von der Rolle, zerknüllte es und griff nach dem Papierkorb unter seinem Schreibtisch. Der Korb bewegte sich und Flossen züngelten sich hervor, um sich eisern um seine Hand zu schlingen.

Howard schrie auf, versuchte, seine Hand wegzuziehen. Das Kind kam mit heraus und ergriff ihn mit seinen Fußflossen am rechten Bein. Die Saugnäpfe brannten und ließen die Erinnerung der verflossenen schmerzerfüllten Nacht wieder aufflammen. Er schabte das Kind an einem Aktenschrank ab und rannte zur Tür, die sich gerade öffnete, als mehrere Kollegen in sein Arbeitszimmer stürmten und aufgeregt fragten: »Was ist los? Was ist denn? Warum hast du so geschrien?«

Howard führte sich sachte dorthin, wo das Kind hätte sein sollen. Nichts. Nur ein umgefallener Papierkorb und Howards Stuhl am Boden. Aber das Fenster war offen und Howard konnte sich nicht erinnern, es geöffnet zu haben. »Howard, was hast du? Bist du müde, Howard? Was ist bloß los?«

Mir geht's nicht gut. Gar nicht gut.

Dolores legte ihren Arm um ihn und führte ihn aus dem Zimmer. »Howard, du machst mir Sorgen!«

Ich mache mir um mich selbst auch Sorgen.

»Kann ich dich nach Hause fahren? Mein Auto steht unten in der Garage. Soll ich dich heim fahren?«

Wo ist zu Hause? Ich habe kein Zuhause, Dolores.

»Dann eben zu mir. Ich habe eine Wohnung, du mußt dich jetzt hinlegen und ausruhen. Komm, ich nehm' dich mit nach Hause.«

Die Wohnung von Dolores war im Großmama-Blümchenstil dekoriert, und als sie eine Platte auflegte, war es die von den alten Carpenters, und andere von den neuesten der »Captain and Tenhim« Band. Dolores führte ihn behutsam zum Bett, zog ihn sanft aus und dann, weil

er die Arme nach ihr hob, zog auch sie sich aus und ging mit ihm ins Bett, und sie liebten sich, ehe sie wieder ins Büro mußte. Sie war so naiv und begierig. Sie flüsterte ihm ins Ohr, daß er erst der zweite Mann in ihrem Leben sei, der erste seit fünf Jahren, den sie je geliebt habe. Ihre tölpelhafte, unerfahrene Art zu lieben war so rein und so echt, er hätte weinen können.

Als sie gegangen war, da kamen ihm wirklich die Tränen, weil sie so überzeugt war, daß sie ihm etwas bedeute und sie ihm nichts, gar nichts war.

Warum weine ich bloß, fragte er sich. Warum soll es mich schon kümmern? Es ist schließlich nicht meine Schuld, daß sie mich an sich herangelassen hat.

Da, auf der Kommode, saß das Kind in einer merkwürdig erwachsenen Haltung, es spielte gedankenverloren mit sich und sah Howard dabei unentwegt an. »Nein, dich gibt es nicht«, sagte Howard. »Niemand außer mir hat dich je gesehen.« Das Kind gab kein Zeichen von sich, daß es ihn verstanden hätte. Es kullerte einfach von der Anrichte hinunter und schlitterte auf ihn zu.

Howard nahm schnell seine Sachen aus dem Schlafzimmer. Er zog sich im Wohnzimmer an, wobei er ständig die Tür zum Schlafzimmer im Auge behielt. Da, richtig, das Kind kroch auf dem Teppich auf das Wohnzimmer zu; doch da war Howard schon angezogen und verließ fluchtartig die Wohnung.

Er irrte drei Stunden auf den Straßen umher. Anfangs war er ganz gefaßt und vernünftig. Logisch. Die Kreatur existiert nicht. Es gibt keinen Grund, daran zu glauben.

Doch langsam, nach und nach, nagte die ständige Vi-

sion des Kindes am Rande seines Blickfeldes an seiner Vernunft. Er sah es überall, auf der Bank im Park, wie es ihn über die Lehne anschaute; in einem Schaufenster, in einem vorüberfahrenden Milchmannswagen, wie es ihn aus dem Fenster anstarrte. Howard ging schneller und schneller, es war ihm egal, wohin, nur nicht den Kopf verlieren, vernünftig bleiben, sich nicht verrückt machen lassen – und dann verlor er doch fast den Verstand, als er das Kind von einer Verkehrsampel herunterhängen sah.

Was alles noch viel schlimmer machte, waren die Blicke der Passanten, die ihn, entgegen dem ungeschriebenen Gesetz der New Yorker, niemals in die Gesichter der Vorübergehenden zu blicken, voll Schaudern streiften, um sich dann schnell wieder abzuwenden. Selbst eine Gruppe von Teenagern, immer auf Suche nach Aufregung, verstummte als sie ihn sah, beobachtete sein Näherkommen mit Schweigen und war still, bis er außer Sichtweite war. Eine kleine europäisch aussehende Frau bekreuzigte sich sogar, als sie ihn erblickte.

Das Kind können die vielleicht nicht sehen, dachte Howard, aber sie sehen irgend etwas, vielleicht an mir.

Seine Gedanken verirrten sich mehr und mehr und wurden immer unzusammenhängender, Erinnerungen glühten auf und verloschen, sein Leben zog vor seinem inneren Auge ab, wie man es einem Ertrinkenden nachsagt, nur würde der tief einatmen und Wasser schlucken, damit sein Ende möglichst schnell Erlösung von den schrecklichen Visionen brächte. Es waren Erinnerungen, an die er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte, Bilder, an die er niemals hatte erinnert werden wollen.

Seine arme, konfuse Mutter, die sich so viel Mühe gegeben hatte, eine gute Mutter zu sein, alles gelesen und alles versucht hatte. Ihr altkluges Kind Howard aber hatte heimlich auch alles mitgelesen und viel besser verstanden. Nichts hatte bei ihm Erfolg. Oftmals beschuldigte er sie, zu viel von ihm zu verlangen oder nicht genug; ihm zu wenig Liebe zu zeigen oder ihn mit falscher Zuneigung zu ersticken; ihm seine Freunde auszuspannen oder sie nicht leiden zu können. Er quälte und folterte sie so lange, bis sie, ganz verwirrt, nur noch ängstlich und verschüchtert mit ihm redete, langatmig und auf möglichst schonende Art, um nicht irgendwie unangenehm zu sein; und obschon er sie manchmal übergücklich machte, wenn er sie umarmte und sagte: »Hab' ich nicht eine wunderbare Mammi«, setzte er doch meistens eine geduldige Miene auf und sagte: »Aber, Mammi, nicht schon wieder das? Das haben wir doch schon vor Jahren durchgekaut.«

Ein Versager als Mutter, das bist Du, so gab er ihr immer und immer wieder zu verstehen – nicht in Worten, natürlich, aber so deutlich und oft, bis sie es selber glaubte und zu nicken pflegte und bei jeder Berührung mit ihm ein wenig innerlich starb. Von ihr bekam er alles, was er haben wollte.

Und Vaughn Robles, der klüger war als Howard. Howard wollte unbedingt die Abschiedsrede in der Schule halten, was immer dem Klassenbesten vorbehalten war, und so wurden Howard und Vaughn beste Freunde. Vaughn tat alles für Howard und wenn er ein besseres Zeugnis hatte als Howard, dann konnte er ihm ansehen,

wie weh das Howard tat und wie betrübt er war und meinte, daß er zu nichts nutze war. »Tauge ich überhaupt zu etwas, Vaughn? So sehr ich mich auch anstrengte, da ist immer einer vor mir, besser als ich. Es macht mir ja auch nur was aus, glaube ich, weil mein Vater mir noch vor seinem Tod gesagt hat, immer wieder, Howie, werd' besser als Dein Dad. Werd' Erster! Und ich hab's ihm versprochen, Vaughn, aber ich schaff's einfach nicht, es ist zum Kotzen ...« und einmal hatte er sogar geweint. Vaughn war stolz gewesen, in der ersten Reihe zu sitzen und zuzuhören, wie Howard die Abschiedsrede hielt. Was waren schon gute Noten im Vergleich zu einer echten Freundschaft. Howard bekam ein Stipendium und ging auf die Universität. Danach sahen sie sich praktisch nie wieder.

Und der Lehrer, den er dazu gebracht hatte, ihn zu schlagen, so daß er seine Stellung verlor; der Fußballspieler, der ihn kurz abgefertigt hatte, von dem Howard das Gerücht verbreitete, er sei schwul und der dann von der ganzen Mannschaft geächtet wurde und schließlich ausschied; und die hübschen Mädchen, die er ihren Freunden abspenstig gemacht hatte, nur um zu beweisen, daß er es konnte; und die Ehen, die er zerstört hatte, die Freundschaften, die er auseinandergebracht hatte, weil er nicht gern Außenseiter war, die Kollegen, die er zu unterbieten verstanden hatte – er ging die Straßen entlang, tränenüberströmt und wußte nicht, woher all diese Erinnerungen gekommen waren und warum sie ihn nach so langer Zeit so plötzlich heimsuchten. Und doch kannte er die Antwort. Die Antwort schlich ständig um ihn herum,

versteckte sich in Türeingängen, kletterte an Straßenlaternen hoch, wenn er vorbeiging, wedelte mit obszönen, widerlichen Flossen von der Straße, einmal wäre er beinahe auf sie getreten.

Und langsam, unerbittlich, schlichen sich seine Gedanken von der entrückten Vergangenheit über endlose Schandtaten, die er begangen hatte, weil er Menschen ausbeuten konnte und ihre schwachen Stellen erkannte, ohne sich besonders anzustrengen, langsam an die Stelle, die er nicht erreichen konnte, niemals erreichen wollte.

Er erinnerte sich an Rhiannon.

Vierzehn Jahre war es her seit ihrer Geburt. Sie fing früh an zu lächeln, konnte früh laufen, weinte fast nie. Von Anfang an ein liebevolles Kind und deshalb ein leichtes Opfer für Howard. Oh, Alice war wohl auch ein abscheuliches Weib – Howard war nicht der einzige schlechte Elternteil. – Aber es war Howard, der Rhiannon am meisten manipulierte. »Daddy ist traurig, mein Liebling« und Rhiannons Augen pflegten ganz groß zu werden, und er tat ihr leid, und dann tat sie alles, damit Daddy nicht mehr traurig war. Das wäre ja auch nicht so schlimm gewesen, es hätte ganz gut in sein Leben gepaßt, weil er immer alles zu seinem Vorteil arrangierte, aber dann kam das vom vorigen Monat...

Und sogar jetzt, nach einem langen Tag der Trauer über sein verfehltes Leben, konnte sich Howard nicht dazu bringen, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Und tat es dann doch. Gegen seinen Willen mußte er sich daran erinnern, wie er an Rhiannons angelehnter Tür vorbeigegangen war, ein Kleidungsstück durch die Luft fliegen

sah und dann ganz impulsiv die Tür öffnete, gerade als Rhiannon ihren Büstenhalter ausgezogen hatte und sich im Spiegel bewunderte. Howard war es nie in den Sinn gekommen, seine Tochter als Frau zu begehren, nicht bis zu diesem Augenblick, als sie so dastand. Und als er diese Begierde in sich aufsteigen fühlte, konnte ihn nichts daran hindern, keine Schranken in seinem Unterbewußtsein, sich das zu nehmen, wonach ihn beehrte. Er mußte sich befriedigen, und so ging er eben in das Zimmer und machte die Tür zu und Rhiannon wußte nicht, wie sie ihrem Vater nein sagen konnte. Als Alice in das Zimmer trat, hörte sie Rhiannons leises Schluchzen, blickte sich um und stieß einen Schrei aus und schrie und schrie, und Howard stand vom Bett auf und versuchte, die Wogen zu glätten, doch konnte er Rhiannon nicht beruhigen, sie weinte leise schluchzend weiter und Alice schrie unentwegt, gab ihm einen Tritt vor seine empfindlichste Stelle, kratzte sein Gesicht und schlug um sich, spie die Worte »Ungeheuer, Unmensch, Monstrum«, bis er endlich dem Zimmer, dem Haus und, bis jetzt, auch seinem Gedächtnis entfliehen konnte.

Er schrie jetzt auf, wie er damals nicht hatte schreien können und warf sich gegen ein Ladenfenster, laut weinend, während das Blut aus seinem Arm spritzte, den er mit den Glassplittern verwundet hatte. Eine größere Scherbe blieb im Arm stecken. Absichtlich rieb er den Arm gegen die Wand, damit das Glas tiefer in seinen Arm eindringen konnte. Doch dieser körperliche Schmerz konnte den Schmerz in seinem Herzen nicht übertönen, er konnte überhaupt nichts fühlen.

Sie brachten ihn schnell ins Krankenhaus, um ihm das Leben zu retten. Zur Überraschung des Arztes stellte sich jedoch bald heraus, daß er nur völlig harmlose, oberflächliche Schnittwunden und Kratzer erlitten hatte. »Ich weiß nicht, wie Sie das gemacht haben, die Schlagader haben Sie nicht getroffen«, sagte der Arzt, »und doch ist das Glas überall hingekommen, ohne das was Ernstliches passiert wäre.«

Nach dem Arzt holten sie den Psychiater, aber bei den vielen Selbstmordversuchen unter den Patienten, kam dieser schnell zu dem Ergebnis, daß es sich bei Howard nicht um einen gefährlichen Fall handelte. »Ich war einen Moment von Sinnen, Doktor, das ist alles. Ich will nicht sterben, ich wollte auch dann nicht sterben, es geht mir jetzt wieder besser. Sie können mich nach Hause schicken.« Und der Psychiater ließ ihn nach Hause gehen. Sie verbanden seinen Arm. Sie wußten nicht, daß seine wirkliche Erleichterung darin lag, daß er nirgendwo im Krankenhaus die kleine, kindförmige Kreatur gesehen hatte. Er hatte sich gereinigt. Er war frei.

Man brachte Howard in einem Krankenwagen nach Hause und fuhr ihn auf der Bahre ins Haus und brachte ihn ins Bett. Währenddessen sagte Alice kaum ein Wort, nur, wo sie ihn hinbringen sollten, ins Schlafzimmer. Howard lag ruhig im Bett, als sie sich über ihn beugte, allein mit ihm, zum ersten Mal, seit er das Haus vor über einem Monat verlassen hatte.

»Das war lieb von dir«, sagte Howard leise, »daß du mich zurückkommen hast lassen.«

»Sie sagten, sie hätten keinen Platz für dich im Kran-

kenhaus und daß du noch wochenlang gepflegt und beobachtet werden müßtest. Also habe ich das große Los gezogen und darf dich hier behalten.« Ihre Stimme klang leise und monoton, aber ätzend. Der Stachel saß.

»Du hattest recht, Alice«, sagte Howard.

»Recht, mit was? Daß die Heirat mit dir der schlimmste Fehler meines Lebens war? Nein, Howard, mein schlimmster Fehler war, dich jemals kennenzulernen.«

Howard kamen die Tränen, früher so tief verschlossen, doch jetzt so nahe an der Oberfläche.

»Ich bin ein Unmensch gewesen, Alice. Ich hatte die Selbstkontrolle verloren. Was ich Rhiannon angetan habe – Alice, ich wollte sterben, ich wollte, ich wäre tot.«

Ihr Gesicht war verzerrt und bitter. »Und ich wollte, daß du stirbst, Howard. Ich war noch nie so enttäuscht, als der Arzt anrief und sagte, daß du wieder gesund würdest. Du wirst nie gesund sein, Howard, du wirst immer –«

»Laß ihn in Ruhe, Mutter.«

Rhiannon stand im Türrahmen.

»Komm nicht ‘rein, Rhiannon«, sagte Alice.

Rhiannon kam hinein. »Daddy, es ist schon gut.«

»Was sie sagen will«, sagte Alice, »ist, daß wir sie untersucht haben und sie nicht schwanger ist. Kein kleines Monstrum wird das Licht der Welt erblicken.«

Rhiannon sah ihre Mutter nicht an, sondern schaute nur mit großen Blicken auf ihren Vater. »Du hättest dich nicht zu verletzen brauchen, Daddy. Ich verzeihe dir. Man verliert manchmal die Selbstbeherrschung. Und es war genauso meine Schuld wie deine, wirklich, du brauchst dich nicht so schuldig zu fühlen, Vater.«

Das war zu viel für Howard. Er schrie auf, schrie sein Schuldbekennnis heraus, wie er sie immer, ihr ganzes Leben lang, manipuliert habe, wie unwahrscheinlich selbstüchtig und verdorben er als Vater sei, und als das vorbei war, trat Rhiannon zu ihrem Vater ans Bett und legte ihren Kopf auf seine Brust und sagte, ganz leise: »Vater, es ist gut. Wir sind wie wir sind. Wir haben getan, was wir getan haben. Aber jetzt ist alles wieder gut. Ich habe dir verziehen, Daddy.«

Als Rhiannon gegangen war, sagte Alice: »Du hast sie nicht verdient.«

Ich weiß.

»Ich wollte eigentlich auf der Couch schlafen, aber das wäre wohl ein bißchen dumm, Howard, nicht wahr?«

Ich habe verdient, allein gelassen zu werden, wie ein Aussätziger.

»Du mißverstehst mich, Howard. Ich muß hier bleiben, damit du nicht wieder Dummheiten machst, muß auf dich aufpassen, damit du dir oder anderen kein Leid zufügst.«

Ja. Ja, bitte. Man kann mir nicht trauen.

»Nun, suhle dich nicht in deinen eigenen Schuldgefühlen, Howard. Fang' nicht an, daran Freude zu haben. Mach' dich nicht noch ekelerregender als vorher.«

Ja, gut.

Sie waren schon beim Einschlafen, als Alice sagte: »Übrigens, Howard, als der Arzt mich anrief, hat er gefragt, ob ich wüßte, woher diese entzündeten Flecken und Wunden überall an deiner Brust und an den Armen herkämen.«

Howard war aber bereits eingeschlafen und hörte sie nicht. Traumloser Schlaf, Schlaf voller Frieden. Der Schlaf des Gerechten, dem alles vergeben worden ist, der wieder sauber ist. Es war doch gar nicht so schwierig gewesen. Jetzt, wo alles vorbei war, war es leicht. Er fühlte sich, als ob eine große Last von ihm genommen worden wäre.

Auf einmal fühlte er etwas Schweres auf seinen Beinen. Er wachte auf, in Schweiß gebadet, obwohl es im Zimmer kühl war. Er hörte Atmen. Nicht der leise, regelmäßige Atem von Alice, sondern schnelles, schnaufendes Atmen, so, als müßte sich der Atmende furchtbar anstrengen.

Nicht der – das.

Sie!

Eins lag auf seinen Beinen, die Flossen tapsten auf der Decke. Die beiden anderen lagen eins an jeder Seite, mit weitgeöffneten Augen und steten Blicken, sich langsam auf sein Gesicht zu bewegend. Howard war verwirrt. »Ich dachte, ihr wärt jetzt weg«, sagte er zu den Kindern. »Ihr solltet jetzt eigentlich weg sein.«

Alice bewegte sich beim Klang seiner Stimme und murmelte schlaftrunken.

Da sah er noch mehrere von ihnen, wie sie sich in den dunklen Ecken des Zimmers bewegten, eins kroch langsam auf dem Frisiertisch entlang, ein anderes hoch zur Decke.

»Ich brauche euch nicht mehr«, sagte er, und seine Stimme klang merkwürdig hoch.

Alice begann unregelmäßiger zu atmen und murmelte »Was, was?«

Und Howard sagte nichts mehr, er lag nur noch starr unter seiner Bettdecke und beobachtete die Kreaturen sorgfältig, und traute sich nicht, einen Laut von sich zu geben aus Angst, er könnte Alice wecken. Eine große Furcht überkam ihn, daß sie aufwachen und die Kreaturen nicht sehen würde, dann wäre endgültig bewiesen, daß er den Verstand verloren habe.

Noch größer aber war seine Angst, daß sie aufwachen und die Wesen auch sehen würde. Das war der schrecklichste, unerträglichste Gedanke von allen, doch mußte er unaufhörlich daran denken, während sie sich unbarmherzig näherten, mit leeren Augen, nicht einmal Haß, nicht einmal Ärger, noch nicht einmal Verachtung in ihren Blicken. Wir sind hier bei dir, schienen sie zu sagen, wir werden von jetzt ab immer bei dir sein. Wir werden bei dir bleiben, Howard, für immer und ewig.

Und Alice drehte sich um und schlug die Augen auf.

Ins Deutsche übertragen von Eva G. Payn.

Die Götter sind sterblich

Der erste Kontakt war friedlich, fast ereignislos: plötzliche Landungen in der Nähe von Regierungsgebäuden überall auf der Welt, kurze Diskussionen in den Landessprachen, gefolgt von Verträgen, die den Fremden erlaubten, gewisse Gebäude an gewissen Plätzen zu bauen, im Austausch für gewisse Gefälligkeiten – nichts Außergewöhnliches. Der technologische Fortschritt, den die Fremden mitbrachten, half, das Leben für jeden besser zu machen, aber das waren Verbesserungen, die durchaus schon in Reichweite der menschlichen Ingenieure lagen, vielleicht in ein oder zwei Jahrzehnten. Und das größte aller Geschenke erwies sich als Enttäuschung – Raumfahrt. Die Fremden hatten keinen Überlicht-Antrieb. Statt dessen hatten sie den endgültigen Beweis, daß es völlig unmöglich war, schneller als das Licht zu reisen. Mit ihrer unendlichen Geduld und ihrer unglaublich langen Lebensdauer konnten sie das schneckenartige Kriechen zwischen den Sternen überstehen, aber Menschen würden sterben, bevor auch nur der kürzeste interstellare Flug überhaupt begonnen hatte.

Und nach kurzer Zeit hielt jeder die Gegenwart der Fremden für eine normale Angelegenheit. Sie erklärten,

daß sie keine weiteren Geschenke mehr machen konnten, und übten ihre vertraglichen Rechte aus, indem sie ihre Bauwerke errichteten und sie besuchten.

Die Bauwerke unterschieden sich voneinander, aber sie hatten eines gemeinsam: Nach den Begriffen der jeweiligen Bevölkerung waren sie alle deutlich als Kirchen zu erkennen.

Moscheen. Kathedralen. Weihestätten. Synagogen. Tempel. Alles Kirchen, unmißverständlich.

Doch keine Gemeinde wurde eingeladen, obwohl jede Person, die solch einen Ort besuchte, von denen dort zufällig anwesenden Fremden willkommen geheißen wurde. Sie widmeten sich freundlichen Gesprächen, die völlig auf die Interessen der jeweiligen Person gerichtet waren. Bauern sprachen über das Landleben, Ingenieure über technische Probleme, Hausfrauen über Mutterschaft, Träumer über Träume, Reisende über ihre Reisen, Astronomen über die Sterne. Jene, die kamen und sich aussprachen, gingen mit gutem Gefühl wieder fort. Das Gefühl, daß jemand ihrem Leben tatsächlich Bedeutung beimaß – schließlich waren sie Trillionen Kilometer durch unglaubliche Langeweile gereist (fünfhundert Jahre im Raum, sagten sie!), nur um *sie* zu sehen.

Und schrittweise veränderte sich das Leben zu friedlicher Routine. Die Wissenschaftler machten natürlich weiter ihre Entdeckungen, und die Ingenieure bauten auch weiter auf diesen Entdeckungen auf, und so kamen auch Veränderungen. Aber im Bewußtsein, daß hinter der nächsten Ecke keine große wissenschaftliche Revolution zu erwarten war. keine ungeheuerliche Entdeckung,

die den Weg zu den Sternen bereiten würde, widmeten sich Männer und Frauen vor allem der Aufgabe, glücklich zu sein.

Es war nicht so schwer, wie sich die Menschen das einmal vorgestellt hatten.

*

Willard Crane war ein alter Mann, aber er war zufrieden. Seine Frau war tot, aber er bedauerte den kurzen Abschnitt seines Lebens nicht, den er wieder allein war. Seitdem er vom Vietnamkrieg zurückgekehrt war, der ihn einen halben Fuß gekostet hatte, war er nicht mehr allein gewesen, denn sein Mädchen hatte auf ihn gewartet, wobei der halbe fehlende Fuß keine Rolle gespielt hatte. Ihre ganze Ehe hatten sie in Salt Lake City gewohnt. Als sie dorthin zogen, war die Stadt schäbig gewesen, ein steiniges Relikt des vergangenen Jahrhunderts, doch nun erwies sie sich als prächtiges Zeugnis einer noblen Ära der Architektur. Willard war in der günstigen Situation, nicht zuviel und nicht zuwenig Geld zu haben; genug, um seine normalen Bedürfnisse zu befriedigen, aber nicht genug, um zu Extravaganzen zu neigen.

Jeden Tag ging er von der 7th Avenue und L Street zum Friedhof, der nicht weit entfernt lag. Dort lag praktisch jeder begraben. Dort, inmitten des Friedhofs, stand das Bauwerk der Fremden – offenbar der alten Tempelarchitektur der Mormonen nachempfunden. Das bedeutet, daß es ein Monstrum war, hervorgebracht von Zeiten, die miteinander im Widerstreit lagen. Und dennoch

brachte es, vielleicht durch seine starre Selbstverständlichkeit, irgendwie fertig, schön zu wirken.

Dort saß er zwischen den Grabsteinen und beobachtete, wie gelegentlich Menschen hinein- und hinausgingen, wo auch die Fremden eintrafen, ihre Besuche machten und wieder fortzogen.

Glück ist so langweilig wie die Hölle, entschied er eines Tages. Darum und um eine kleine erfreuliche Veränderung herbeizuführen, entschloß er sich, mit jemanden Streit anzufangen. Unglücklicherweise war jeder, den er kannte, einfach zu nett, um mit ihm zu streiten. Und so entschied er sich, mit den Fremden ein Hühnchen zu rupfen.

Wenn man alt ist, kann man sich fast alles erlauben.

Er ging zu dem Tempel der Fremden und trat ein.

An den Wänden waren Fresken, Gemälde, Karten, auf dem Boden Sockel mit Statuen; es schien mehr ein Museum als irgend etwas anderes zu sein. Es gab wenig Sitzgelegenheiten, und er sah kein Zeichen von einem Fremden. Das war nicht weiter tragisch; die Tatsache, daß er sich entschlossen hatte, einen Streit vom Zaun zu brechen, war Abwechslung genug, es brauchte nun nicht tatsächlich einer stattfinden. Willard ging zwischen den Ausstellungsstücken umher. Er bemerkte mit Stolz den Rang der Kunstwerke, die die Fremden für die Ausstellung zusammengetragen hatten.

Aber schließlich war doch einer der Fremden anwesend.

»Guten Morgen, Mr. Crane«, sagte der Fremde.

»Woher zum Teufel, wissen Sie meinen Namen?«

»Sie sitzen jeden Morgen auf einem Grabstein und beobachten, wie Leute hineinkommen und herausgehen. Wir fanden Sie faszinierend. Wir haben uns erkundigt.« Der Stimmekasten des Fremden war gut programmiert – eine warme, freundliche, interessierte Stimme. Und Willard war zu alt und von den Neuigkeiten zu überfordert, daß er sich besonders darüber aufgeregt hätte, wie der Fremde über den Boden rutschte und sich dann auf die Bank neben ihn klatschte wie ein großes, sich von selbst bewegendes Stück Seetang.

»Wir wünschten uns, daß Sie kommen würden.«

»Ich bin hier.«

»Und warum?«

Jetzt, da die Frage gestellt war, schien ihm der Grund albern zu sein; aber er entschloß sich, das Spiel bis zum Ende durchzustehen. Warum schließlich nicht? »Ich habe mit euch ein Hühnchen zu rupfen.«

»Himmel!« sagte der Fremde mit gespielten Entsetzen.

»Ich hab da ein paar Fragen, die bisher niemals zu meiner Zufriedenheit beantwortet wurden.«

»Dann bin ich davon überzeugt, daß wir die Antworten haben.«

»Na schön.« Aber was waren seine Fragen? »Bitte verzeihen Sie, wenn sich alles in meinem Kopf dreht. Das Gehirn stirbt zuerst, wie ihr wißt.«

»Wir wissen es.«

»Warum habt ihr hier einen Tempel gebaut? Wie kommt es, daß ihr Kirchen baut?«

»Aber Mr. Crane, wir haben diese Fragen schon tausendmal beantwortet. Wir *mögen* Kirchen. Wir meinen,

sie sind das reizvollste und schönste der gesamten Architektur der Menschheit.«

»Ich glaube Ihnen nicht«, sagte Willard. »Sie weichen meiner Frage aus. Versuchen wir's mal anders. Wie kommt das eigentlich, daß ihr soviel Zeit habt, herumzusitzen und mit halben Schwachsinnigen wie mir zu reden? Habt ihr nichts Besseres zu tun?«

»Menschliche Geschöpfe bieten eine ungewöhnlich gute Gesellschaft. Es ist eine höchst angenehme Art, die Zeit zu verbringen, die, nach vielen Jahren, recht schwer auf unseren, äh, Gliedern lastet.« Und der Fremde versuchte eine Geste mit seinem Pseudopodium, die einfach komisch wirkte, und Willard mußte lachen.

»Ganz schön schlüpfrige Burschen seid ihr?« meinte er, und der Fremde kicherte. »Also ich versuch's noch einmal, und diesmal nicht ausweichen, sonst weiß ich, daß ihr was zu verbergen habt. Ihr seid uns ziemlich ähnlich, stimmt's?« Ihr habt denselben Kram wie wir, aber ihr könnt durch den Weltraum reisen, weil ihr nicht nach hundert Jahren abkratzt wie wir. Na, wie auch immer, ihr macht die meisten Dinge genauso wie wir. Und doch –«

»Es gibt immer ein ›Und doch‹«, seufzte der Fremde.

»Und *doch*. Ihr kommt den ganzen Weg hierher, was nun nicht gerade der Prachtboulevard der Milchstraße ist, und alles was ihr tut ist, ihr baut Kirchen hier überall und ihr sitzt herum und quatscht mit jedem der hier reinkommt. Macht keinen Sinn, Sir, ganz und gar nicht.«

Der Fremde schleimte freundlich in seine Richtung. »Können Sie ein Geheimnis bewahren?«

»Meine alte Dame dachte, sie wäre die einzige Frau,

mit der ich je in meinem Leben geschlafen hätte. Manche Geheimnisse kann ich für mich behalten.«

»Dann haben wir eins. Wir kommen, Mr. Crane, um anzubeten.«

»Wen anzubeten?«

»Sie, unter anderen.«

Willard lachte lang und laut, aber der Fremde sah ihn (wie das nur Fremde können) ernst und fest an.

»Hören Sie mal, Sie wollen mir einreden, daß Sie *Menschen* anbeten?«

»Oh ja. Auf meinem Heimatplaneten ist es der Traum von jedem, der zu träumen wagt, hierherzukommen, einen Menschen oder zwei zu treffen und dann für immer in der Erinnerung daran zu leben.«

Und plötzlich kam das Willard nicht mehr komisch vor. Er sah sich um – menschliche Kunst in großzügiger Ausstellung, die Größe des Ganzen, die Wahl von Kirchen. »Sie machen keine Witze.«

»Nein, Mr. Crane. Wir sind einige Millionen Jahre durch die Galaxis gewandert, alles in allem, wir treffen neue Rassen und erneuern die Bekanntschaft mit alten. Die Entwicklung ist ein ausgetretener alter Weg – das Leben auf Kohlenstoff-Basis führt immer zu gewissen Mustern und gewissen Formen, abgesehen mal davon, daß wir von euch völlig verschieden zu sein scheinen –«

»Nicht besonders schlimm, Mister. Etwas häßlich, aber nicht allzu schlimm –«

»All die – Leute wie wir, die Sie gesehen haben – nun, wir kommen nicht vom selben Planeten, obwohl das Ihre Wissenschaftler annehmen. Tatsächlich stammen wir von

Tausenden von Planeten. Unabhängig voneinander führt die Evolution unausweichlich zu uns. Absolut oder nahezu absolut, völlig gleich in der ganzen Galaxis. Wir sind das natürliche Endprodukt der Evolution.«

»Dann sind wir die Ausnahmen.«

»Das kann man so sehen. Denn irgendwann in der Vergangenheit wich die Entwicklung auf Ihrem Planeten vom Normalen ab. Etwas völlig Neues wurde erschaffen.«

»Sex?«

»Wir alle haben Sex, Mr. Crane. Wie sonst in der Welt könnte sich eine Rasse entwickeln? Nein, was neu war auf Ihrem Planet, Mr. Crane, war der Tod.«

Es fiel Willard nicht leicht, das Wort zu hören. Schließlich hatte ihm seine Frau eine Menge bedeutet. Und sich selbst bedeutete er noch mehr. Der Tod zeigte sich schon in verwirrten Sprüchen, in kürzerem Atem und einer Müdigkeit, die sich weigerte in Schlaf überzugehen.

»Tod?«

»Wir sterben nicht, Mr. Crane. Wir erneuern uns, indem wir ganze Teile von uns in identisches DNS teilen – Sie haben von DNS gehört?«

»Ich habe studiert.«

»Und bei uns, natürlich, ebenso wie bei jedem anderen Lebewesen im All, wird die Intelligenz vom DNS getragen und nicht vom Gehirn. Das Gehirn ist ein Nebenprodukt des Todes. Wir haben keins. Wir teilen uns, und das Individuum lebt, mit all seinen Erinnerungen, in seinen Kindern fort, die tatsächlich aus dem Fleisch meines Fleisches stammen, verstehen Sie? Ich werde nie sterben.«

»Eins zu Null für Sie«, sagte Willard. Er fühlte sich seltsam betrogen und wunderte sich, warum er nicht darauf gekommen war.

»Und so kamen wir her und fanden Menschen, deren Leben ein Ende hatte; die als noch ungeformte Kreaturen begannen, ohne jede Erinnerung, und die nach einer unbegreiflich kurzen Zeitspanne starben.«

»Und dafür verehrt ihr uns? Dann könnte ich genauso Käfer verehren, die nur wenige Minuten nach ihrer Geburt sterben.«

Der Fremde kicherte, und Willard ärgerte sich darüber.

»Seid ihr deswegen hergekommen? Um sich an uns zu weiden?«

»Was sollen wir denn sonst verehren, Mr. Crane? Wir erwägen nicht die Möglichkeit unsichtbarer Götter, wir haben nie wirklich welche erfunden. Wir sind nie gestorben, warum also sollen wir von Unsterblichkeit träumen? Hier haben wir ein Volk gefunden, das weiß, wie man anbetet, und zum ersten Male haben wir das Gefühl gehabt, ja erwachte in uns der Drang, ein höheres Lebewesen zu verehren.«

Und Willard horchte auf seinen Herzschlag. Es war ihm klar, daß sein Herz zu schlagen aufhören würde, während der Fremde kein Herz hatte, nichts hatte, das jemals enden würde. »Höher, Teufel auch!«

»Wir«, sagte der Fremde, »erinnern uns an alles. Vom ersten Erwachen des Intellekts an bis zur Gegenwart. Wenn wir geboren werden, um es mal so auszudrücken, brauchen wir keine Lehrer. Wir haben nie Schreiben gelernt – nur DNS auszutauschen. Wir haben nie gelernt,

Schönheit zu erschaffen, die unser Leben überdauern sollte, weil es nichts gibt, was unser Leben überdauert. Wir leben und sehen, wie unser Werk zu Staub zerfällt. Hier, Mr. Crane, haben wir eine Rasse gefunden, die Dinge erbaut, einfach aus der Freude des Erbauens, die Schönes erschafft, die Bücher schreibt, die die Leben von nie-gehörten Menschen erfindet, um andere zu erfreuen, die wissen, daß sie damit angelogen werden, eine Rasse, die unsterbliche Götter erfindet, um die eigene Sterblichkeit mit ungeheurem Pomp zu verehren. Der Tod ist das Fundament all dessen, was groß ist an der Menschheit, Mr. Crane.«

»Zum Teufel nochmal«, sagte Willard. »Ich sterbe bald, und daran ist gar nichts Großartiges.«

»Das können Sie nicht wirklich glauben, Mr. Crane«, sagte der Fremde. »Keiner von Ihnen glaubt das. Ihre Leben sind um den Tod herum gebildet, um ihn zu lobpreisen. Um sicher zu sein, verlängern Sie Ihr Leben solange wie möglich, aber Sie lobpreisen den Tod. In der frühesten Literatur ist der Tod des Helden der absolute Höhepunkt. Die größte aller Mythen.«

»Diese Gedichte wurden nicht von alten Männern mit schlaffen Körpern geschrieben und Herzen, die nur schlagen, wenn sie es fühlen.«

»Unsinn. Alles was Sie tun, atmet den Tod. Ihre Gedichte haben Anfang und Ende, sowie Strukturen, die die Arbeit begrenzen. Ihre Bilder haben Ränder, die genau abgrenzen, wo die Schönheit beginnt und endet. Ihre Skulpturen isolieren einen Augenblick der Zeit. Alles, was Sie tun, ist sterblich – denn alles ist geboren. Und

alles stirbt. Und doch kämpfen Sie gegen die Sterblichkeit und haben Sie überdauert. Sie haben ungeheure Ansammlungen von Wissen teilhaftig gemacht durch Ihre begrenzten Bücher und Ihre begrenzten Worte. Sie umgeben alles mit einem Rahmen.«

»Eine Krankheit der Massen, eben. Aber das erklärt nicht Ihre Verehrung. Ihr kommt wohl wirklich her, um euch an unserem Unglück zu weiden.«

»Wir weiden uns nicht an euch. Wir beneiden euch.«

»Dann sterbt doch. Ich versichere euch, daß euer Protoplasma oder was immer das für ein Zeug ist, verwundbar sein muß.«

»Sie verstehen nicht. Ein menschliches Wesen kann sterben – *nachdem* es etwas hervorgebracht hat – und alles, was es wußte, und alles, was es war, wird nach seinem Tod fortleben. Aber wenn *ich* sterbe, kann ich nichts hervorbringen. Mein Wissen stirbt mit mir. Eine furchtbare Verantwortung. Wir können das nicht geschehen lassen. Ich *bin* all die Gemälde und Bücher und Lieder von einer Million von Generationen. Sterben würde der Tod einer Zivilisation bedeuten. Ihr habt euch vom Leben freigemacht und Größe erreicht.«

»Und darum seid ihr hergekommen.«

»Wenn es Götter gibt, wenn es eine Macht im Universum gibt, dann seid ihr die Götter, dann habt ihr die Macht.«

»Wir haben keine Macht.«

»Mr. Crane, Sie sind wunderbar.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf, stand mühsam auf, schlurfte aus dem Tempel und ging langsam davon, zwi-

schen den Gräbern.

»Du hast ihm die Wahrheit gesagt«, sagte der Fremde zu keinem Bestimmten (nur zu zukünftigen Generationen nach ihm, die die Erinnerung an die gesprochenen Worte brauchten), »und es hat alles nur schlimmer gemacht.«

*

Es geschah nur sieben Monate später, und es herrschte kein Frühlingswetter mehr, sondern der eisige Wind des späten Herbstes. Die Bäume auf dem Friedhof waren längst nicht mehr farbig; nur ein paar braune Blätter hingen an den kahlen Zweigen. Und wieder kam Willard Crane auf den Friedhof, die Arme halb eingeschlossen von den metallenen Krücken, die ihm in seinem Alter zu insgesamt vier Balancepunkten verhalfen, statt der vorherigen zwei, die ihm mehr als neunzig Jahre gedient hatten. Ein paar Schneeflocken trieben langsam zu Boden, bis sie vom Wind gepackt wurden und in verrückten Tänzen herumgewirbelt wurden, die weder Rhythmus noch Ziel hatten.

Willard erklimm mühsam die Stufen zum Tempel.

Drinne wartete ein Fremder.

»Ich bin Willard Crane«, sagte der alte Mann.

»Und ich bin ein Fremder. Sie sprachen zu mir – oder zu meinem Vater, wie Sie wollen – vor einigen Monaten.«

»Ja.«

»Wir wußten, daß Sie zurückkehren würden.«

»Tatsächlich? Ich habe geschworen, nie zurückzukehren.«

»Wir wußten es. Sie sind uns allen gut bekannt, Mr. Crane. Wir haben Milliarden von Göttern auf Erden zu verehren, aber Sie sind uns der Edelste von allen.«

»Ich?«

»Weil Sie der einzige sind, der daran gedacht hat, uns das größte Geschenk zu machen. Nur Sie sind bereit, uns zu Zeugen Ihres Todes zu machen.«

Eine Träne fiel von den Augen des alten Mannes, als er müde zwinkerte.

»Bin ich deshalb gekommen?«

»Stimmt es nicht?«

»Ich dachte, ich wäre gekommen, um eure Seelen zur Hölle zu verdammen, darum bin ich gekommen, ihr Bastarde, die ihr mich in den letzten Stunden meines Lebens quält.«

»Sie sind zu uns gekommen.«

»Ich wollte euch zeigen, wie häßlich der Tod ist.«

»Bitte. Tun Sie es.«

Und anscheinend willig, sie zu befriedigen, hörte Willards Herz zu schlagen auf, und in kurzer Agonie sank er auf den Boden des Tempels.

Die Fremden rutschten herein, versammelten sich dicht um ihn herum und hörten auf seinen schwer raselnden Atem.

»Ich will nicht sterben!« flüsterte er wild, jeder Atemzug ein Todeskampf, das Gesicht grimmig vom heldenhaften Kampf.

Und dann ging ein Zucken durch seinen Körper und er war still.

Die Fremden knieten um ihn in Stunden schweigender

Verehrung, bis der Körper kalt wurde. Und dann, endlich, weil sie es von ihren Göttern so gelernt hatten – Worte müssen ausgesprochen werden, damit man sich daran erinnert –, sagte einer von ihnen:

»Schön«, sagte er sanft. »Oh Herr, mein Gott«, sagte er in Anbetung.

Und es marterte sie die traurige Gewißheit, daß die Größte aller Gaben nun für immer jenseits ihrer Reichweite lag.

*

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch.

Quietus

Es überfiel ihn plötzlich; ein Augenblick völliger Schwärze, als er hinter seinem Schreibtisch saß und arbeitete. Es dauerte nicht länger als ein Augenzwinkern, aber die Papiere auf seinem Schreibtisch, die ihm vorher so wichtig vorgekommen waren, erschienen ihm plötzlich bedeutungslos und leer, und er fragte sich, was er überhaupt hier tat und ob es nicht besser wäre, nach Hause zu gehen.

Man müßte wirklich nach Hause gehen. Mark C. Tapworth von den CMT Enterprises erhob sich von seinem Schreibtisch, ohne die Arbeit beendet zu haben, die darauf lag. Es war das erste Mal in zwölf Jahren, daß er so etwas tat; in zwölf Jahren, in denen er die Firma aus dem Nichts heraus zu einem Multi-Millionen-Dollar-Unternehmen aufgebaut hatte. Er spürte undeutlich, daß er nicht normal handelte, aber es störte ihn nicht wirklich. Es interessierte ihn nicht, solange noch irgend jemand kaufte.

– Kaufte –

Und für einige Sekunden konnte Mark Tapworth sich nicht mehr daran erinnern, was seine Firma herstellte.

Es ängstigte ihn. Er erinnerte sich daran, daß sein Vater und seine Onkels alle an Herzversagen gestorben waren. Es erinnerte ihn an die Senilität seiner Mutter mit ihren immerhin erst achtundsechzig Jahren. Es erinnerte

ihn an etwas, was er immer gewußt, aber niemals geglaubt hatte, daß er sterblich war, daß alles, was er getan hatte, bis zu seinem Tode ständig bedeutungsloser werden würde und daß die einzige wirkliche Leistung seines Lebens die Tatsache war, zu leben, daß alles andere so bedeutungslos und vergänglich war wie die Kreise eines ins Wasser geworfenen Steins.

Er spürte, daß er müde war. Mary Jo hatte Recht. Er brauchte eine Ruhepause. Aber er war nicht der Typ, der sich ausruhte. Nicht bis zu diesem Moment, als er an seinem Schreibtisch saß und die Schwärze erneut kam. Dieses Mal war es wie ein Rütteln in seinen Gedanken, und er erinnerte sich an nichts, hatte das Gefühl, durch ein grenzenloses Nichts zu stürzen.

Dann kehrte die Realität zurück. Er stand zitternd da und bedauerte die vielen, vielen Nächte, die er zu lange aufgeblichen war, die vielen Stunden, die er nicht mit Mary Jo verbracht hatte, die sie allein in ihrem großen aber kinderlosen Haus gewesen war; und er stellte sich vor, daß sie ständig auf ihn wartete, eine einsame Frau, die in dem riesigen Wohnzimmer verloren wirkte und geduldig auf ihren Ehemann wartete, der kommen würde, mußte, der immer nach Hause gekommen war.

Ist es mein Herz? Ein Herzanfall? fragte er sich. Was auch immer es war, es genügte, um ihm das Ende der Welt zu zeigen, das in der Dunkelheit lauerte, die ihn überfallen hatte. Wie ein vom Berg zurückgekehrter Prophet stürten ihn plötzlich die Probleme, die ihm bisher so wichtig vorgekommen waren nicht mehr, und all die Dinge, die er so lange vor sich hergeschoben hatte, beun-

ruhigten ihn nun. Er hatte das dringende Gefühl, daß er etwas Bestimmtes tun mußte, ehe –

Ehe was? Er fand keine Antwort. Er schritt durch den großen Raum voller ehrgeiziger junger Männer und Frauen, die versuchten, ihn zu beeindrucken, indem sie länger als er selbst arbeiteten; er bemerkte, daß sie sichtlich erleichtert waren, um eine erneute endlose Nacht herumgekommen zu sein. Aber es kümmerte ihn nicht. Er ging in die Nacht hinaus, stieg in seinen Wagen und fuhr durch den dünnen Nebel aus Regen, der ihn auf bequeme Weise vor der Welt abschirmte.

*

Die Kinder müssen oben sein, dachte er. Niemand kam ihm entgegen, um ihn an der Tür zu begrüßen. Die Kinder – ein Junge und ein Mädchen, halb so groß wie er aber doppelt so energiegeladen – sie waren bewundernswerte Wesen, die die Treppen mit der Eleganz eines Skiläufers herunterliefen und sich niemals länger stillhalten konnten als ein Kolibri in der Luft. Er konnte ihre Schritte im Obergeschoß hören, hörte, wie sie leichtfüßig über den Fußboden glitten. Sie waren nicht gekommen, um ihn an der Tür zu begrüßen, weil es in ihrem Leben natürlich wichtigere Dinge gab als das. Er lächelte, setzte seinen Aktenkoffer ab und ging in die Küche.

Mary Jo sah gequält auf. Er bemerkte die Anzeichen sofort. Sie hatte früher am Tag geweint.

»Was ist los?«

»Nichts«, sagte sie. So wie immer. Aber er wußte, daß

sie ihm in wenigen Augenblicken alles erzählen würde. Sie erzählte ihm immer alles, was ihn manchmal ungeduldig werden ließ. Aber jetzt, als sie sich an der Spüle vor- und zurückbewegte, vom Schrank zum Herd ging um erneut ein perfektes Dinner zu bereiten, begriff er, daß sie ihm diesmal nichts sagen würde. Ein unbehagliches Gefühl überkam ihn. Er versuchte zu raten.

»Du arbeitest zu hart«, sagte er. »Wir sollten doch einen Koch oder ein Dienstmädchen einstellen. Wir können es uns ohne weiteres leisten.«

Mary Jo lächelte dünn. »Ich möchte nicht, daß irgend jemand hier in der Küche herumspukt«, sagte sie. »Ich dachte, wir hätten diese Angelegenheit schon vor Jahren besprochen. Hattest du – hattest du einen harten Tag im Büro?«

Mark war nahe daran, ihr von seinen Gedächtnislücken zu erzählen, aber er hielt sich zurück. Das würde zu nichts führen. Mary Jo würde damit nicht fertig werden, nicht in dem Zustand, in dem sie war.

»Nicht so schlimm«, sagte er. »Ich habe früh aufgehört.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich freue mich.«

Sie hörte sich nicht froh an. Er war ein bißchen irritiert. Es verletzte seine Gefühle. Aber anstatt nach oben zu gehen und seine Wunden zu pflegen, diagnostizierte er seine Gefühle wie ein neutraler Beobachter. Er sah sich selbst: Ein wichtiger Self-made-Man, der, kaum daß er nach Hause gekommen war, wie ein kleiner Junge verletzt werden konnte, nicht einmal durch ein Wort, sondern nur durch eine kurze, unentschlossene Pause. Emp-

findlich. Empfindlich, und er amüsierte sich über sich selbst; für einen Moment sah er sich selbst in wenigen Zentimetern Entfernung, konnte selbst die Belustigung auf seinem eigenen Gesicht sehen.

»Entschuldige«, sagte Mary Jo und öffnete eine Schranktür, nachdem er aus dem Weg gegangen war. Sie holte einen Schnellkochtopf hervor. »Wir haben kein Kartoffelpüree mehr«, sagte sie. »Ich muß es auf die altmodische Art machen.« Sie warf die geschälten Kartoffeln in die Pfanne.

»Die Kinder sind sehr ruhig heute«, sagte er. »Weißt du, was sie machen?«

Mary Jo sah ihn mit befremdetem Gesichtsausdruck an.

»Sie haben mich nicht an der Tür begrüßt. Nicht, daß es mir etwas ausmacht. Sie sind mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ich weiß.«

»Mark«, sagte Mary Jo.

»Okay, du durchschaust mich leicht. Ich war nur ein bißchen verletzt. Ich werde die Post durchsehen.« Er verließ die Küche. Er wurde sich vage der Tatsache bewußt, daß sie hinter ihm zu weinen begann. Er ließ sich dadurch nicht sehr beunruhigen (nicht so leicht). Sie weinte oft und sehr schnell.

Er ging ins Wohnzimmer, und die Einrichtung überraschte ihn. Er hatte erwartet, das grüne Sofa und die grünen Sessel zu sehen, die er von Desert Industries gekauft hatte, aber sowohl die Größe des Wohnzimmers als auch die teuren Antiquitäten wirkten furchtbar deplaciert. Dann gab es in seinen Gedanken einen unmerklichen

Ruck, und er erinnerte sich daran, daß das Sofa und die Sessel ihre ersten Möbel vor 15 Jahren gewesen waren. Warum habe ich erwartet, sie zu sehen? fragte er sich. Und er fühlte erneut Unruhe in sich aufsteigen. Beunruhigt war er auch dadurch, daß er im Wohnzimmer die Post zu finden erwartet hatte, so, wie sie Mary Jo jeden Tag auf seinen Schreibtisch legte.

Er ging in sein Arbeitszimmer, griff nach der Post und begann sie zu sortieren, bis er aus den Augenwinkeln etwas Großes, Schwarzes bemerkte, das die untere Hälfte des Fensters versperrte. Er sah hin.

Es war ein Sarg. Ein ziemlich flacher Sarg, der auf einem dieser fahrbaren Tische lag, wie sie in Leichenhallen verwendet wurden.

»Mary Jo«, rief er. »Mary Jo!«

Sie kam ängstlich ins Arbeitszimmer. »Ja?«

»Was macht dieser Sarg in meinem Arbeitszimmer?« fragte er.

»Sarg?«

»Am Fenster, Mary Jo. Wie kommt er hierher?«

Sie sah verwirrt aus.

»Bitte, faß ihn nicht an«, sagt sie.

»Warum nicht?«

»Ich kann es nicht ertragen, wenn du ihn berührst. Ich habe ihnen gesagt, daß sie ihn für ein paar Stunden hierlassen können. Aber jetzt sieht es so aus, als ob er die ganze Nacht über hierbleiben würde.«

Der Gedanke, daß der Sarg noch länger im Haus blieb, war ihr offensichtlich unangenehm.

»Wer hat ihn hiergelassen? Und warum bei uns? Wir

sind doch hier nicht auf dem Jahrmarkt. Oder verkaufen sie das Zeug neuerdings auf Parties?«

»Der Bischof hat angerufen und mich gefragt – fragte mich, ob die Leichenträger den Sarg bis zur Beerdigung morgen hierlassen könnten. Er sagte, daß niemand frei wäre, um die Kirche vorzubereiten, und ob wir ihn nicht ein paar Stunden hierlassen könnten ...«

Es schien ihm seltsam, daß man einen leeren Sarg für eine Beerdigung vorbereitet haben sollte.

»Mary Jo, ist da jemand drin?«

Sie nickte, und eine Träne lief über ihr Gesicht. Er war entsetzt. Und er zeigte es auch. »Sie haben einen Sarg mit einer Leiche hier im Haus gelassen? Den ganzen Tag? Mit den Kindern?«

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, rannte aus dem Zimmer und lief nach oben.

Mark folgte ihr nicht. Er stand wie erstarrt da und betrachtete den Sarg mit Widerwillen. Wenigstens waren sie so vernünftig gewesen, ihn zu verschließen. Aber ein Sarg! Er ging zum Telefon und wählte die Nummer des Bischofs.

»Er ist nicht hier.« Die Stimme der Bischofsfrau klang irritiert.

»Er muß diese Leiche aus meinem Arbeitszimmer schaffen. Aus meinem Haus. Heute nacht noch. Das ist doch einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

»Ich weiß nicht, wie ich ihn erreichen soll. Er ist Arzt, wie Sie wissen, Bruder Tapworth. Er ist im Krankenhaus. Er operiert. Es gibt keine Möglichkeit, ihn dort zu erreichen.«

»Und was soll ich jetzt tun?«

Sie reagierte überraschend emotional. »Tun Sie doch, was Ihnen Spaß macht. Schmeißen Sie den Sarg auf die Straße. Was macht einem armen Kerl wie ihm ein bißchen Schmerz mehr schon aus?«

»Was mich zu einer anderen Frage bringt. Wer ist das eigentlich und warum hat seine Familie nicht ...«

»Er hat keine Familie, Bruder Tapworth. Und er hat auch kein Geld. Ich bin sicher, daß er nicht gerne in unserem Bezirk gestorben ist. Aber selbst wenn er keine Freunde in der Welt hat, müssen wir doch irgend etwas tun, um ihm seinen letzten Weg zu erleichtern.«

Ihre Beharrlichkeit war unerschütterlich, und Mark sah die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen ein, sich in dieser Nacht noch von dem Kasten befreien zu können. »Solange er nur morgen verschwindet«, sagte er. Ein paar Verbindlichkeiten, und damit war das Gespräch beendet. Mark saß in seinem Sessel und starrte den Sarg ärgerlich an. Er war um seine Gesundheit besorgt nach Hause gekommen, und er fand einen Sarg vor, als er kam. Nun gut, wenigstens erklärte das, warum die arme Mary Jo so durcheinander war. Er hörte die Kinder oben streiten. Sollte Mary Jo sich darum kümmern. Ihre Probleme würden sie von dem Sarg ablenken, irgendwie.

Und so saß er da und starrte zwei Stunden lang den Sarg an und aß nichts und nahm kaum wahr, als Mary Jo herunterkam und die verbrannten Kartoffeln aus dem Kochtopf nahm und das komplette Abendessen wegwarf und sich auf das Sofa im Wohnzimmer legte und weinte. Er betrachtete die Maserung des Sarges, verzweigt wie

Flammen, die sich durch das Holz zogen. Er erinnerte sich daran, wie er im Alter von fünf Jahren in einem behelfsmäßigen Schlafzimmer im kleinen Haus seiner Eltern hinter einer Sperrholzwand geschlafen hatte. Die Maserung des Holzes hatte ihm die endlosen Stunden der Schlaflosigkeit vertrieben. In jenen Tagen hatte er darin Umrisse gesehen: Wolken und Gesichter und Schlachten und Monster. Aber die Holzmaserung des Sarges war komplexer und weniger einfach. Eine Straßenkarte, die zu seinem Deckel hinaufführte. Eine technische Zeichnung, die die Innereien des Körpers beschrieb. Die Graphik am Fußende eines Krankenbettes, die dem Patienten nichts sagte, aber für den Kundigen Tod bedeutete. Mark wunderte sich kurz über den Bischof, der gerade dabei war, jemanden zu operieren, der genausogut in einer solchen Kiste enden konnte.

Schließlich begannen seine Augen zu brennen. Er sah zur Uhr und fühlte sich schuldig darüber, daß er soviel Zeit in seinem Arbeitszimmer verbracht hatte, wo er selten so früh aus dem Büro kam. Er beschloß, hinauf zu Mary Jo und mit ihr ins Bett zu gehen, aber statt dessen stand er auf und ging zum Sarg. Seine Hand fuhr am Holz entlang. Es fühlte sich an wie Glas, weil der Firnis so dick und glatt war. Es war so, als ob das lebende Holz darunter verborgen wurde, geschützt davor, von seiner Hand berührt zu werden. Aber Holz lebte nicht, nicht wahr? Auch dieses hier war letztlich gepflanzt worden, um zu verfaulen. Der Firnis mochte es etwas länger am Leben erhalten. Ihm kam der seltsame Gedanke, wie es wohl wäre, einen Leichnam mit Firnis zu behandeln, um

ihn zu konservieren. Die Ägypter hätten wohl nichts dagegen, dachte er.

»Tu es nicht«, sagte eine heisere Stimme von der Tür aus. Es war Mary Jo, die mit rotgeränderten Augen und müdem Gesicht dastand.

»Was soll ich nicht tun?« fragte Mark.

Sie antwortete nicht, sondern sah nur auf seine Hände. Zu seiner Überraschung stellte Mark fest, daß sein Daumen unter dem Verschuß des Sarges lag, als ob er ihn öffnen wollte.

»Ich wollte ihn nicht aufmachen«, sagte er.

»Komm nach oben«, sagte Mary Jo.

»Schlafen die Kinder?« Er stellte die Frage ganz unschuldig. Aber ihr Gesicht überzog sich sofort mit Schmerz und Leid und Ärger.

»Kinder?« fragte sie. »Was soll das? Und warum heute nacht?«

Er lehnte sich überrascht gegen den Sarg. Der Tisch bewegte sich leicht.

»Wir haben keine Kinder«, sagte sie.

Und Mark erinnerte sich mit Schrecken daran, daß sie recht hatte. Nach der zweiten Fehlgeburt hatte der Arzt ihre Eileiter durchgetrennt, weil jede weitere Schwangerschaft zu einem tödlichen Risiko werden würde. Es gab keine Kinder, kein einziges. Sie litt seit Jahren darunter; es war nur Marks großer Geduld und seiner unerschütterlichen Zuversicht zu verdanken, daß sie damals nicht in die Klinik gemußt hatte. Aber als er heute abend nach Hause gekommen war – er versuchte sich daran zu erinnern, was er gehört hatte, und er war sich sicher, daß er

die Kinder hatte herumtoben hören. Sicher –

»Mir ist es heute nicht so gut gegangen«, sagte er.

»Wenn es ein Scherz gewesen sein soll, dann war es ein sehr geschmackloser.«

»Es war kein Scherz, es war –« Aber wieder konnte er ihr nichts über seine Gedächtnisstörungen im Büro sagen, obwohl es mehr als offensichtlich war, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Es hatte niemals Kinder in seinem Haus gegeben. Seine Geschwister hatten ihn diskret davor gewarnt, Kinder in Mary Jos Haus zu bringen, die sehr unglücklich darüber war, unfruchtbar zu sein.

Und er hatte jeden Abend davon gesprochen, wie es wäre, Kinder zu haben.

»Liebling, entschuldige«, sagte er. Er versuchte, sein Mitgefühl in seiner Stimme mitschwingen zu lassen.

»Du auch«, sagte sie leise und ging nach oben.

Sicher ist sie nicht böse auf mich, dachte Mark. Sicher merkt sie, daß etwas nicht stimmt. Sie wird mir sicher verzeihen.

Als er die Treppe hinter ihr hinaufstieg und sich dabei sein Hemd auszog, hörte er die Stimme eines Kindes.

»Ich möchte etwas zu Trinken, Mami.« Die Stimme klang wehleidig, dicht an der Grenze zum Weinen, eine Stimme, wie sie nur Kinder haben, die sich der Liebe ihrer Eltern gewiß sind. Mark drehte sich auf dem Treppenabsatz um, gerade als Mary Jo am oberen Ende der Stufen mit einem Glas Wasser in der Hand in Richtung Kinderzimmer verschwand. Er dachte sich nichts dabei. Die Kinder verlangten immer besondere Aufmerksamkeit, wenn sie zu Bett gehen mußten.

Die Kinder. Die Kinder. Natürlich hatten sie Kinder. Das war der dringende Grund, den er im Büro verspürt hatte, der Grund, warum er nach Hause gegangen war. Sie hatten sich immer Kinder gewünscht, und so gab es auch Kinder. C. Mark Tapworth bekam immer das, was er wollte.

»Schlaft endlich«, sagte Mary Jo energisch, als sie aus dem Kinderzimmer kam.

Trotz ihrer Müdigkeit gab sie ihm wie immer einen Gute-Nacht-Kuß in der Art, daß er wußte, daß sie mit ihm schlafen wollte. Er hatte sich nie viel Gedanken um Sex gemacht. Laß sich die Readers-Digest Leser darüber Sorgen machen, wie sie ihr sexuelles Leben reicher und lebhafter gestalten konnten, hatte er immer gesagt. Für ihn war Sex eine gute Sache, aber nicht die beste Sache in seinem Leben; nur eine der Arten, in denen Mary Jo und er korrespondierten. Aber heute abend war er durcheinander und verängstigt ... nicht, daß er es nicht bringen würde. Er hatte nie Potenzstörungen gehabt, außer wenn er Fieber hatte oder es ihm überhaupt nicht danach war. Was ihn ärgerte war, daß er sich nicht darum kümmerte.

Es war ihm irgendwie egal. Er ließ die Gefühle Revue passieren, die er tausendmal vorher gehabt hatte, und diesmal erschien es ihm so dumm, so wie Petting auf dem Rücksitz eines Autos. Er war verwirrt, weil er sich über so ein bißchen bumsen aufregte. Und er war fast erleichtert, als eines der Kinder anfang zu weinen. Normalerweise würde er das Weinen ignorieren und drauf bestehen, weiter Liebe zu machen. Aber diesmal drehte

er sich um, zog sich etwas über und ging in den anderen Raum, um das Kind zu beruhigen.

Es gab keinen anderen Raum.

Nicht in diesem Haus. Er hatte in seiner Vorstellung erwartet, den mit Hoffnungen angefüllten Raum vorzufinden. Angefüllt mit einem Kinderbett, dem ausziehbaren Tisch, den Kleiderschränken und den bunten Tapeten. Aber das war vor Jahren gewesen, in dem kleinen Haus in Sandy, nicht hier in Federal Heights mit der herrlichen Aussicht auf Salt Lake City und seinem schönen Strand und der Umgebung. Die von Geschmack und Wohlstand kündete und dabei Einsamkeit und Kummer verbarg. Es gab keine Kinder. Es gab keine Kinder. Er konnte immer noch das Weinen des Kindes in seinem Kopf hören.

Mary Jo stand unter der Schlafzimmertür, nackt, aber sie hielt ihr Neglige vor sich. »Mark«, sagte sie, »ich habe Angst.«

»Ich auch«, antwortete er.

Aber sie stellte keine Fragen, und er zog seinen Pyjama an und ging zu Bett. Er lag im Dunkel und lauschte auf das leise Atmen seiner Frau. Und während er darauf lauschte, stellte er fest, daß es nicht so schlimm war, wie es sein wollte. Er verlor den Verstand, aber es kümmerte ihn nicht. Er dachte daran, zu beten, aber er hatte das Beten vor Jahren aufgegeben, obwohl er den Verlust seines Glaubens niemanden hatte wissen lassen, nicht in einer Stadt, wo ein guter Geschäftsmann ein aktiver Mormone zu sein hatte. Er konnte keine Hilfe von Gott erwarten, das wußte er, und auch nicht viel Hilfe von Mary Jo, obwohl sie normalerweise im Helfen ihre Kraft bewies.

Aber diesmal hatte sie Angst.

»So wie ich«, murmelte er. Er griff hinüber und streichelte ihre Wange, bemerkte, daß um ihre Augen herum winzige Fältchen waren. Er verstand, was ihr Angst machte. Es war nicht sein Leiden, so häßlich es war, sondern die Tatsache, daß es ein Hinweis auf sein Alter, die drohende Senilitas die bevorstehende Einsamkeit war. Er erinnerte sich an den Kasten dort unten. Als ob der Tod sich ankündigte, ihn beobachtete und auf sein letztes Einverständnis zum Gehen wartete. Er verübelte es ihnen kurz, daß sie ihm den Tod ins Haus gebracht hatten und so unanständig damit kokettierten. Dann wurde es ihm gleichgültig. Der Sarg, seine Gedächtnisstörungen – alles war ihm gleichgültig.

Ich habe Ruhe gefunden, dachte er, während er einschief. Ich habe Ruhe gefunden, aber das ist es eigentlich nicht, was ich gesucht habe.

*

»Mark«, sagte Mary Jo und schüttelte ihn wach. »Mark, du hast verschlafen.«

Mark öffnete die Augen, murmelte etwas Unverständliches, damit das Schütteln aufhörte, und rollte sich auf die andere Seite, um weiterzuschlafen.

»Mark«, bestand Mary Jo.

»Ich bin müde«, protestierte er.

»Ich weiß«, sagte sie. »Deswegen habe ich dich auch nicht früher geweckt. Aber sie haben gerade angerufen. Da ist irgendein Notfall oder ...«

»Die können nicht mal allein die Toilette bedienen.«

»Mußt du immer so geschmacklos sein, Mark?« fragte Mary Jo. »Ich habe die Kinder in die Schule geschickt, ohne sie dich zum Abschied küssen zu lassen.«

»Liebe Kinder.«

»Mark, sie erwarten dich im Büro.«

Mark schloß die Augen und antwortete betont: »Du kannst sie anrufen und ihnen sagen, daß ich verdammt-nochmal komme wann es mir paßt. Und wenn sie nicht selbst mit den Problemen fertig werden, feuere ich sie alle wegen Inkompetenz.«

Mary Jo schwieg einen Moment. »Mark, das kann ich nicht sagen.«

»Wort für Wort. Ich bin müde. Ich brauche Ruhe. Mein Gedächtnis spielt mir komische Streiche.« Und währenddessen erinnerte er sich an die Illusionen des vergangenen Tages. Einschließlich der Vorstellung, Kinder zu haben.

»Wir haben keine Kinder«, sagte er.

Sie sah ihn aus weit geöffneten Augen an. »Was sagst du?«

Fast hätte er sie angeschrien: Ich verlange zu wissen, was hier eigentlich vorgeht! Warum sie ihm nicht für einen Moment die Wahrheit sagte. Aber die Lethargie und das Desinteresse hielten ihn zurück, und er sagte nichts. Er rollte sich auf die andere Seite, starrte die Vorhänge an, die im Luftzug der Klimaanlage hin und herwehten. Mary Jo verließ ihn bald, und er hörte das Geräusch von Küchenmaschinen aus dem Erdgeschoß. Die Waschmaschine, der Trockner, die Spülmaschine – alle

Maschinen schienen gleichzeitig anzugehen. Er hatte so etwas noch nie zuvor gehört. Mary Jo benutzte sie nie am Abend oder an den Wochenenden, wenn er zu Hause war.

Um zwölf Uhr stand er endlich auf, aber er hatte keine Lust, sich zu waschen oder zu rasieren, obwohl er sich an jedem anderen Tag ohne dieses Ritual schmutzig und unwohl gefühlt hätte. Er zog nur seinen Morgenmantel an und ging nach unten. Er hatte beabsichtigt, frühstücken zu gehen, aber statt dessen ging er in sein Arbeitszimmer und öffnete den Verschuß des Sarges.

Natürlich kostete es ihn Überwindung. Der Deckel klemmte, er mußte ihn ein paarmal hin und herbewegen und dagegenschlagen, aber endlich konnte er seinen Daumen unter den Öffner schieben und ihn hochheben.

Der Leichnam sah steif und unbeholfen aus. Ein Mann, nicht gerade alt, nicht gerade jung. Haare von einer undefinierbaren Farbe. Abgesehen von den Grautönen der Haut sah der Körper vollkommen natürlich und so durchschnittlich aus, daß Mark sicher war, ihn schon millionen Male gesehen zu haben, ohne sich an ihn erinnern zu können. Nun war er unübersehbar tot. Nicht wegen des billigen Satins, mit dem der Sarg ausgeschlagen war. Wegen der verkrampften Haltung der Schultern, dem herausragenden Kinn. Der Mann lag nicht bequem.

Er roch nach Einbalsamierungsflüssigkeit.

Mark hielt den Deckel mit einer Hand offen und lehnte sich gegen den Sarg. Er zitterte. Er fühlte keine Aufregung, keine Angst. Das Zittern kam von seinem Körper und nicht von seinen Gedanken. Das Zittern kam daher, weil er fror.

Da war ein Geräusch an der Tür, oder vielmehr das Fehlen eines Geräusches.

Er drehte sich abrupt herum. Der Sargdeckel schwang hinter ihm zurück. Mary Jo stand in der Tür. Sie trug einen aufreizenden Hausanzug. Ihre Augen waren schreckgeweitet.

In diesem Moment schienen die Jahre zurückzuweichen, und für Mark war sie zwanzig, ein schüchternes und irgendwie ungelinktes Mädchen, das immer ein wenig überrascht über die Welt zu sein schien. Er wartete darauf, daß sie sagte: Aber Mark, du hast ihn betrogen. Sie hatte es nur ein einziges Mal gesagt, aber seitdem hörte er diese Worte immer, wenn er ein Geschäft abschloß. Die knappste Definition seines Gewissens. Es hatte ihm in der Geschäftswelt den Ruf eingetragen, ein ehrlicher Mann zu sein.

»Mark«, sagte sie leise, als ob sie Schwierigkeiten hätte, sich zu beherrschen. »Mark, ich kann so nicht weitermachen.«

Es klang so, als ob sie erwartete, daß etwas Schreckliches mit ihm passieren würde. Ihre Hände zitterten. Sie trat einen Schritt auf ihn zu. Sie hob die Hände, kam auf ihn zu, hing sich an ihn und weinte sich in hohen Tönen an seiner Schulter aus. »Ich kann nicht. Ich kann einfach nicht«

»Das mußt du auch nicht«, sagte er verwirrt.

»Ich bin nur nicht«, sagte sie, unterbrochen von kleinen Schluchzern, »die Art von Mensch, der allein leben kann.«

»Aber selbst wenn das so wäre, selbst wenn etwas mit mir passieren würde, Mary Jo, hast du nicht ...« Er war nahe daran gewesen, zu sagen: Die Kinder. Irgend etwas

war daran verkehrt. Aber – was war es? Sie liebten niemanden mehr auf der Welt als ihre Kinder; seit der Geburt der beiden gab es keine glücklicheren Eltern auf der Welt. Aber das konnte er jetzt nicht sagen.

»Ich habe was?« fragte Mary Jo. »Oh Mark, ich habe nichts.«

Und dann erinnerte sich Mark wieder daran (was passiert mit mir!), daß sie kinderlos waren, daß für Mary Jo, die altmodisch genug war, um Mutterschaft als den Hauptgrund ihrer Existenz anzusehen, die Tatsache, keine Hoffnung auf Kinder zu haben, so etwas wie die Verdammung Gottes war. Das einzige, was sie nach der Operation aufrecht erhalten hatte, war Mark, war die Aufregung über seine Gleichmütigkeit gewesen. Sie erfand manchmal Büroprobleme oder erzählte ihm endlos die Ereignisse ihrer einsamen Tage. Es war so, als ob er ihr Anker zur Realität war, und nur er konnte sie davor bewahren, in das Gefängnis ihrer eigenen Angst zu versinken. Kein Wunder, daß das arme Mädchen (in solchen Momenten betrachtete er sie nicht als erwachsene Person) verwirrt war, als sie an seinen Tod dachte. Und der verdammte Sarg in ihrem Haus war das Tüpfelchen auf dem i.

Aber ich bin jetzt nicht in der Lage, damit fertig zu werden, dachte Mark. Ich rutsche ab, ich vergesse nicht nur Dinge, ich erinnere mich auch an Dinge, die nie passiert sind. Und was ist, wenn ich sterbe? Was ist, wenn ich plötzlich einen Herzanfall habe, wie mein Vater einen hatte und auf dem Weg zum Krankenhaus sterbe? Was geschieht dann mit Mary Jo?

Es würde nicht an Geld fehlen. Durch das Geschäft

und die Versicherung würde sie, selbst wenn das Haus abbezahlt war, leben wie eine Königin. Aber würde die Versicherungsgesellschaft auch dafür sorgen, daß jemand sie beruhigte, wenn sie vor Angst weinte? Würden sie jemanden zu ihr schicken, um mitten in der Nacht bei ihr zu wachen, wenn ein namenloser Terror sie bedrohte?

Ihr Weinen ging in ein trockenes Schluchzen über, und ihre Finger bohrten sich tiefer durch den dünnen Stoff des Bademantels in seinen Rücken. Wie sie sich an mich klammert, dachte er. Sie wird mich nie gehen lassen. Und dann kam die Dunkelheit wieder, und wieder fiel er hinab ins Nichts, und wieder wurde ihm alles gleichgültig. Er wußte nicht einmal mehr, daß da irgend jemand war, um den er sich kümmern mußte. Da waren nur die Finger, die sich in seinen Rücken bohrten, und das Gewicht, das er in den Armen hielt. Es macht mir nichts aus, die Welt zu verlieren, dachte er. Es macht mir noch nicht einmal etwas aus, mein Gedächtnis zu verlieren. Aber diese Finger.

Diese Frau.

Ich kann dieses hilflose Bündel nicht niederlegen, weil es niemanden gibt, der sie wieder aufrichten kann. Wenn ich sie aufgebe, ist sie verloren.

Und er sehnte sich nach der Dunkelheit und nahm ihr ihre Not übel, die ihn zurückhielt. Es gab sicher einen Ausweg, dachte er. Ein Gleichgewicht zwischen ihrem und meinem Hunger, das beide befriedigen würde. Aber noch immer hielten ihn die Hände fest. Die ganze Welt war ruhig, und die Ruhe war Frieden mit Ausnahme der bestehenden Fingernägel, und er schrie seine Frustration hinaus, und der Nachklang war immer noch im Raum, als

er die Augen öffnete und sah, daß Mary Jo an der Wand stand und ihn voller Angst anstarrte.

»Was ist?« flüsterte sie.

»Ich bin verloren«, antwortete er. Aber er konnte sich nicht daran erinnern, daß er jemals daran gedacht hatte, zu gewinnen.

In diesem Moment fiel eine Tür im Haus zu und Amy rannte mit kleinen lauten Schritten durch die Küche ins Arbeitszimmer. Sie stürmte auf ihre Mutter zu und berichtete temperamentvoll über die Ereignisse in der Schule und über den Hund, der sie zum zweiten Mal gejagt hatte. Über den Lehrer, der sie als beste Leserin in der zweiten Stufe bezeichnet hatte, aber Darell hatte Milch über sie gegossen und ob sie ein Sandwich haben konnte, weil sie ihres versehentlich hatte fallen lassen und draufgetreten war ...

Mary Jo sah Mark fröhlich an, blinzelte ihm zu und lachte. »Klingt beinahe so, als ob Amy einen lebhaften Tag verbracht hätte, nicht wahr, Mark?«

Mark konnte nicht lächeln. Er nickte nur, als Mary Jo Amys zerknitterte Kleider glättete und sie in die Küche führte.

»Mary Jo«, sagte er, »ich muß mit dir über etwas reden.«

»Kann das nicht warten?« fragte Mary Jo, ohne sich umzudrehen. Mark hielt die Schranktür auf, hörte, wie die Dose mit Erdnußbutter aufgedreht wurde, hörte Amy kichern und sagen »Nicht so dick, Mami.«

Mark verstand nicht, warum er so durcheinander und verängstigt war. Amy bekam jedesmal ein Sandwich nach der Schule – sogar als Säugling hatte sie sieben

Mahlzeiten am Tag bekommen und niemals auch nur ein Gramm Fett angesetzt. Es war nicht das, was in der Küche passierte, was ihn so beunruhigte. Das konnte es nicht sein. Er konnte nichts anderes tun als auszurufen »Mary Jo komm her!«

»Ist Papi verrückt?« hörte er Amy leise fragen.

»Nein«, antwortete Mary Jo. Sie kam zurück und fragte ungeduldig: »Was ist los mit dir, Liebling?«

»Ich brauche dich einfach hier für eine Minute.«

»Wirklich Mark, das ist nicht dein Stil, oder? Amy braucht viel Aufmerksamkeit nach der Schule. So ist sie nun mal. Ich wünschte, du würdest nicht von der Arbeit wegbleiben und nichts zu tun haben, Mark. Du wirst richtig unmöglich zu Hause.« Sie lächelte, um ihm zu zeigen, daß sie es nur halb so ernst meinte, und ließ ihn erneut zurück, um zu Amy zu gehen.

Einen Moment lang fühlte Mark eine furchtbare Eifersucht darauf, daß sie sich mehr um Amy als um ihn kümmerte.

Aber die Eifersucht verschwand schnell, wie die Erinnerung, der Schmerzen von Mary Jos Fingernägeln, die sich in seinen Rücken gebohrt hatten. Mit einem großartigen Gefühl der Erleichterung wurde Mark alles gleichgültig, und er drehte sich zum Sarg um, der ihn faszinierte, und hob den Deckel erneut an und sah hinein. Es schien beinahe so, als ob der arme Mann gar kein Gesicht hätte, bemerkte Mark. Als ob der Tod die Gesichter der Leute stehlen und sie sich selbst gegenüber anonym werden ließ.

Er ließ seine Finger über den Satin gleiten, und es fühlte sich kühl und einladend an. Der Rest des Raumes,

der Rest der Welt, traten in den Hintergrund, nur Mark und der Sarg und der Leichnam blieben übrig, und Mark fühlte sich sehr müde und heiß. Eine Hitze, als wäre sein ganzes Leben in ihm in Bewegung geraten, als würde dort eine Reibungshitze entstehen, ein auf und ab. Er zog den Morgenmantel und den Pyjama aus, stieg unbeholfen auf einen Stuhl und kletterte über die Ecke in den Sarg und kniete nieder und legte sich hin. Da war kein anderer Leichnam, der ihm den Platz streitig machte, nichts zwischen seinem Körper und dem kalten Satin. Als er sich darauflegte, wurde ihm nicht mehr wärmer, die Reibung in ihm nahm ab, es wurde kühler, und er griff nach oben und zog den Deckel herunter, und die Welt war schwarz und ruhig und es gab keinen Geruch, keinen Geschmack und kein Gefühl als die Kälte des Leinen.

*

»Warum ist der Deckel zu?« fragte die kleine Amy, während sie die Hand ihrer Mutter hielt.

»Weil es nicht der Körper ist, an den wir uns erinnern müssen«, sagte Mary Jo sanft, mit mühsamer Kontrolle. »Aber die Art, wie Papi war. Wir müssen uns daran erinnern, wie glücklich und fröhlich er war und wie er uns geliebt hat.«

Amy sah verwirrt auf. »Aber ich erinnere mich, daß er mich verhauen hat.«

Mary Jo nickte, lächelte. Etwas, was sie kürzlich noch nicht getan hatte. »Es ist richtig, sich auch daran zu erinnern.« Sie führte ihre Tochter zurück ins Wohnzimmer,

wo Amy, die den schrecklichen Verlust, den sie erlitten hatte, noch nicht begriff, lachte und auf Großvater herumkletterte.

David, mit ernstem Gesicht und getrockneten Tränen, weil er alt genug war und verstand, was passiert war, drückte die Hand seiner Mutter an sich. »Wir werden es schaffen«, sagte er.

»Ja«, antwortete Mary Jo. »Ich glaube.«

Und ihre Mutter flüsterte ihr ins Ohr: »ich habe nicht geglaubt, daß du es so tapfer aufnehmen wirst, meine Liebe.«

Tränen schossen in Mary Jos Augen. »Ich bin nicht tapfer«, flüsterte sie zurück. »Aber die Kinder. Sie hängen so an mir. Ich kann mich nicht gehen lassen, weil sie sich an mich lehnen.«

»Wie schrecklich wäre es«, sagte ihre Mutter leise, »wenn du keine Kinder hättest.« Im Inneren des Sarges, in dem sein letztes Bedürfnis befriedigt war, hörte Mark Tapworth alles, aber er konnte es nicht im Gedächtnis behalten, weil in seinem Bewußtsein nur Platz für einen Gedanken war: Zustimmung. Zustimmung zu seinem Leben, zu seinem Tod, zur Welt und zur immerwährenden Abwesenheit der Welt.

Von jetzt an gab es Kinder.

Ins Deutsche übertragen von Wolfgang Hohlbein und Dieter Winkler.

Alles nur Spaß, dachten die Affen

Agnes 1

Nehmen Sie sie mit«, sagte Agnes' Vater mit trockenen, flehenden Augen. Direkt hinter ihm stand Agnes' Mutter und wrang ein Handtuch in den Händen.

»Das kann ich nicht«, sagte Brian Howarth, verlegen, daß er dies sagen mußte, beschämt, daß er es überhaupt schon sagen konnte. Der Tod der Nation Biafra war nur noch eine Sache von Tagen, nicht mehr Wochen, und er und seine Frau gehörten zu den letzten, die fortgingen. Brian hatte das Volk der Ibo lieben gelernt, und Agnes' Vater und Mutter waren für ihn schon lange keine Diener mehr – sie waren für ihn Freunde. Agnes selber, eine aufgeweckte Fünfjährige, war entzückend, hatte Englisch gelernt, noch ehe sie ihre Muttersprache kannte und spielte fortwährend im Haus Verstecken. Ein kluges Kind, ein hoffnungversprechendes Kind, und nach allem, was Brian gehört hatte (und er glaubte es, auch wenn er Korrespondent war und wußte, wie man in Kriegszeiten gern Informationen übertrieb) – nach allem was er gehört hatte, würde sich die nigerianische Armee nicht damit aufhalten, zu fragen: »Ist dies ein kluges Kind? Ist dieses

Kind schön? Besitzt dieses Kind einen so ausgeprägten Humor wie ein Erwachsener?« Anstatt dessen würde sie ebenso rasch durch ein Bajonett aufgespießt werden wie ihre Eltern, denn sie war eine Ibo, und die Ibos hatten das gleiche getan wie vor einem halben Jahrhundert die Japaner: Sie hatten sich früher als ihre Nachbarn westlich orientiert und davon profitiert. Die Japaner hatten auf Inseln gelebt und überlebt. Die Ibos lebten nicht auf Inseln, und Biafra wurde von nigerianischen Kräften mittels britischer und russischer Waffen und durch eine Blockade vernichtet, gegen die keine Nation der Welt auch nur versuchte, einzuschreiten, jedenfalls nicht in dem Maße, daß irgend jemand gerettet wurde.

»Ich kann es nicht«, wiederholte Brian Howarth, und dann hörte er seine Frau hinter sich (auch sie hieß Agnes, denn die Eltern des kleinen Mädchens hatten ihre einzige Tochter nach ihr benannt) flüstern: »Zum Teufel, du kannst es, andernfalls gehe ich auch nicht.«

»Bitte«, sagte Agnes' Vater. Seine Augen waren immer noch trocken, die Stimme tonlos. Er flehte, doch sein Körper sagte: »Ich habe immer noch meinen Stolz und werde nicht weinen oder niederknien und mich dir unterwerfen. Gleich gegen gleich«, sagte sein Körper. »Ich bitte euch, mein Bestes zu nehmen, denn ich werde sterben und kann es ohnehin nicht behalten.«

»Aber wie kann ich das?« fragte Brian hilflos. Er wußte, der Platz im Flugzeug würde nur begrenzt sein. Außerdem war den Korrespondenten verboten, Biafraner mitzunehmen.

»Wir können«, flüsterte seine Frau noch einmal, und so

streckte Brian die Arme aus, nahm Agnes und hielt sie fest. Agnes' Vater nickte. »Danke, Brian«, sagte er, und jetzt war es Brian, der weinte und sagte: »Tut mir leid. Wenn irgendein Volk in der Welt es verdient, frei zu sein ...«

Aber Agnes' Eltern waren schon fort, gingen auf den Wald zu, ehe die nigerianische Armee die Stadt erreichte.

Brian und seine Frau nahmen die kleine Agnes zu dem Streifen verlassener Autostraße, der als letzter Flughafen des freien Biafras diente, und flog in einem mit Korrespondenten und Gepäck vollgestopften Flugzeug davon, und mehr als nur ein biafranisches Kind saß in den dunkelsten Ecken des Gefährts, das eigentlich niemals als Passagierflugzeug vorgesehen gewesen war. Während des ganzen Fluges hielt Agnes die Augen weit aufgesperrt. Sie weinte nicht. Sie hatte als Kleinkind nie viel geweint. Sie hielt nur Brian Howarths Hand fest umklammert.

Als das Flugzeug auf den Azoren landete, wo sie in die Vereinigten Staaten umsteigen sollten, fragte Agnes schließlich: »Was ist mit meinen Eltern?«

»Sie können nicht mitkommen«, antwortete Brian.

»Warum nicht?«

»Es war kein Platz mehr.«

Und Agnes betrachtete die vielen Stellen, wo noch ein paar menschliche Wesen hätten sitzen oder stehen oder liegen können, und sie wußte, daß es andere, viel schlimmere Gründe dafür gab, daß ihre Eltern nicht bei ihr sein konnten.

»Du wirst nun mit uns in Amerika leben«, sagte Mrs. Howarth.

»Ich möchte aber in Biafra leben«, meinte Agnes. Ihre Stimme klang so laut, daß man sie im gesamten Flugzeug hören konnte.

»Wollen wir das nicht alle?« sagte eine Frau weiter vorn. »Wollen wir das nicht alle?«

Den Rest des Fluges verbrachte Agnes schweigend, unbeeindruckt von den Wolken und dem Meer unter ihnen. Sie landeten in New York, stiegen noch einmal um und kamen schließlich in Chicago an. Zu Hause.

»Zu Hause?« echote Agnes und sah hinüber zu dem zweistöckigen Ziegelhaus, das über Bäumen und Wiese thronte und helleuchtend über der Straße zu hängen schien. »Das ist nicht zu Hause.«

Brian konnte ihr nichts entgegnen. Agnes war Biafranerin, und für sie würde es nie wieder Heimat geben.

Jahre später wußte Agnes nur noch wenig über ihre Flucht aus Afrika. Sie erinnerte sich daran, hungrig gewesen zu sein und wie ihr Brian zwei Orangen gab, als sie auf den Azoren gelandet waren. Sie erinnerte sich an das Geräusch eines Flugabwehrfeuers und das Rütteln der Maschine, als in gefährlicher Nähe eine Bombe explodierte. Am deutlichsten jedoch erinnerte sie sich an den weißen Mann, der ihr in dem dunklen Flugzeug gegenüber gesessen hatte. Er hatte sie ständig angesehen, dann Brian und Agnes Howarth. Brian und seine Frau waren schwarz, doch ihre dunkle Hautfarbe war durch häufige Infusionen weißen Blutes in den vergangenen Generationen verwischt worden; die kleine Agnes war viel, viel schwärzer, und schließlich hatte der weiße Mann gefragt: »Kleines Mädchen, bist du aus Biafra?«

»Ja«, hatte Agnes leise geantwortet.

Wütend hatte der weiße Mann Brian angesehen. »Das ist gegen die Bestimmungen.«

Brian erwiderte ruhig: »Die Welt wird nicht aus den Angeln geraten, weil eine Bestimmung übertreten wurde.«

»Sie hätten sie nicht mitnehmen dürfen«, hatte der weiße Mann beharrt, als atme das Kind seine Luft und nehme seinen Platz ein.

Brian gab keine Antwort. Aber Mrs. Howarth: »Sie sind ja nur wütend«, hatte sie gesagt, »weil Ihre biafransischen Freunde sie gebeten haben, ihre Kinder mitzunehmen, und sie haben sich geweigert.«

Der Mann hatte wütend ausgesehen, dann verletzt, dann beschämt. »Ich konnte es nicht. Sie hatten drei Kinder. Wie hätte ich behaupten können, sie gehörten zur mir? Ich konnte es nicht!«

»Es gibt weiße Leute in diesem Flugzeug mit biafransischen Kindern«, hatte Mrs. Howarth erwidert.

Wütend war der Weiße aufgestanden. »Ich habe mich nach den Bestimmungen gerichtet!« Ich habe das Richtige getan!«

»Beruhigen Sie sich doch«, hatte Brian ruhig, aber befehlend gesagt. »Setzen Sie sich. Und halten Sie den Mund. Trösten Sie sich damit, daß Sie entsprechend der Bestimmungen gehandelt haben. Und denken Sie an die Kinder mit Bajonettwunden ...«

»Sch...« sagte Mrs. Howarth. Der Weiße hatte sich wieder hingesetzt. Der Streit war vorbei gewesen. Aber Agnes konnte sich immer daran erinnern, daß der weiße Mann danach geweint hatte, wie es ihr schien, stunden-

lang, hatte fast lautlos geschluchzt, und sein Rücken hatte gezuckt. »Ich konnte nichts tun«, hatte sie ihn sagen gehört. »Eine ganze Nation stirbt, und ich konnte nichts dagegen tun.«

Agnes behielt diese Worte gut. »Ich konnte nichts tun«, sagte sie manchmal zu sich. Zuerst hatte sie es geglaubt und in der Stille ihrer neuen Heimat am Stadtrand von Chicago um ihre Eltern geweint. Aber allmählich, während sie sich den Weg über die Barrieren zwang, die die Gesellschaft ihrem Geschlecht und ihrer Rasse und ihrer fremden Abstammung entgegenstellte, lernte sie etwas anderes:

»Ich kann etwas tun.«

Zehn Jahre später ging sie mit ihren Adoptiveltern, den Howarths, zurück nach Nigeria. Ihr Paß wies sie als amerikanische Staatsbürgerin aus. Sie kehrten in ihre Heimatstadt zurück und fragten bei ihrer richtigen Familie nach dem Verbleib der Eltern.

»Tot«, sagte man ihr auf nicht unfreundliche Weise. Kein naher Verwandter, nur ein Vetter zweiten Grades, war von der Familie am Leben geblieben.

»Ich war zu jung«, sagte Agnes zu ihren Adoptiveltern. »Ich konnte nichts tun.«

»Auch ich«, sagte Brian. »Wir alle waren zu jung.«

»Aber eines Tages werde ich etwas tun«, erklärte Agnes. »Ich werde es wieder gutmachen.«

Brian dachte, sie meine Rache, und brachte viel Stunden damit zu, sie davon abzubringen. Aber Agnes hatte nicht Rache gemeint.

Hector 1

Hector fühlte sich großartig, als er das Licht sah: groß und voll und hell und lebhaft, und das Licht hatte die richtige Farbe und die richtige Leuchtkraft, und so riß sich Hector zusammen und folgte dem Licht und saugte es tief in sich ein.

Und weil Hector gern tanzte, fand er auch den richtigen Ort und begann sich zu drehen und zu beugen und zu recken und strahlen und wurde zu einem Wesen von großartiger, schwarzer Schönheit.

»Warum tanzen wir?« fragte sich Hector.

Und Hector sagte sich: »Weil wir glücklich sind.«

Agnes 2

Agnes war bereits als eine der zwei oder drei besten Kurierschiffpiloten bekannt, als man das Troja-Projekt entdeckte. Sie hatte zwei Trips zum Mars und Dutzende von Reisen zum Mond, viele davon allein, unternommen, nur sie und die Computer; andere mit wertvoller Fracht – berühmten Leuten, wichtigen Medikamenten, wichtigen Geheiminformationen –, jenen Dingen, die wertvoll genug sind, daß man dafür ein Kurierschiff in den Raum schickte.

Agnes war Pilotin für IBM-ITT, der größten der Gesellschaften, die in die Raumfahrt investiert hatten; und teilweise hatte es an der Zusage gelegen, *sie* würde die Expedition fliegen, daß die Gesellschaft den lukrativen Regierungsauftrag erhielt, das Troja-Projekt zu erkunden.

»Wir haben den Vertrag«, hatte ihr Sherman Riggs gesagt, und sie war so beschäftigt damit gewesen, die Ausrüstung ihres Kurierschiffes zu überprüfen, daß sie zunächst nicht wußte, was er meinte.

»Den *Vertrag!*« hatte er gesagt. »*Den Vertrag*. Für das Troja-Projekt. Und du bist der Pilot dabei.«

Es war nicht Agnes' Art, Gefühle zu zeigen, ob negative oder positive. Das Troja-Projekt bedeutete in der gegenwärtigen Raumfahrt das wichtigste Problem überhaupt: ein großes, lichtabsorbierendes Objekt am wichtigsten trojanischen Punkt der Erde. Von einem Tag auf den anderen war es dort aufgetaucht, hatte die Sterne hinter sich verdeckt und in der raumbeobachtenden Welt einen größeren Aufruhr verursacht, als es neue Kometen oder ein neuer Planet getan hätten. Immerhin durften neue Objekte nicht einfach plötzlich innerhalb des ersten Drittels des Erdfeldes auftauchen. Und jetzt war es an Agnes, die das Raumschiff steuern sollte, welches zum ersten Mal das Trojanische Objekt aus der Nähe betrachten würde.

»Danny«, sagte sie, und benannte damit ihren Assistenten, den Liebhaber/Ingenieur, der bei Zweipersonenaufträgen immer mit ihr zusammen arbeitete. Auf einer langen Reise wie dieser, konnte kein Pilot ohne seinen Assistenten auskommen.

»Natürlich«, sagte Sherman. »Und noch zwei andere. Roger und Rosalind Thorne. Arzt und Astronomin.«

»Ich kenne sie.«

»Gut oder schlecht?«

»Gut genug. Gut. Wenn wir nicht Sly und Frieda bekommen können.

Shermann verdrehte die Augen. »Sly und Frieda arbeiten für GM/Texaco, und es gibt nicht die geringste Chance ...«

»Ich hasse es, wenn du so die Augen verdrehst, Sherman. Ich denke dann immer, du bekommst einen Anfall. Ich weiß, mit Sly und Frieda ist es hoffnungslos, aber fragen mußte ich schließlich, oder?«

»Roj und Roz?«

»Gut.«

»Was weißt du über das Trojanische Objekt?«

»Mehr als du und weniger, als ich wissen muß.«

Sherman pochte mit dem Bleistift auf die Tischplatte.

»Gut. Ich schicke dich sofort zu den Experten.«

Und eine Woche später hatten sich Agnes und Danny und Roj und Roz in Agnes' Kurierschiff gemütlich niedergelassen, als sie in Clovis, Neu-Mexico, über die Startbahn fegten. Die Beschleunigung war angsterregend, besonders nachdem sie vertikal stiegen, aber es dauerte nicht lange, und sie befanden sich hoch in der Umlaufbahn, und nicht viel länger, und sie hatten das Schwerkraftfeld der Erde hinter sich gelassen auf der drei Monate langen Reise zum wichtigsten trojanischen Punkt der Erde, wo etwas auf sie wartete.

Hector 2

Hector sagte zu sich: »Ich habe Durst. Ich habe Durst. Ich habe Durst«, und die Hectors gaben sich reichlich zu trinken, und als Hector, zumindest für den Moment, zufrieden war, sang er ein lautloses Lied, das alle Hectors vernahmen, und auch sie sangen:

*Hector schwimmt im leeren Meer und pfeift ein fröhlich Lied.
Die Hectors schweben um ihn her und singen alle mit.
Hector schluckt nun alles Licht und wird heut' Nacht
geboren.
So hat er's warm und and're nicht, sein Alter ist verloren.
Hector fegt nun allen Staub und häuft ihn für sich auf
die Zehrung ist's für seinen Raub und neue Hectors drauf.*

Und die Hectors lachten und sangen mit und tanzten auch, denn sie hatten sich nach einer langen Reise wiedergetroffen und waren warm und hatten es gemütlich und lagen beieinander und lauschten ihren eigenen Geschichten.

»Ich werde«, sagte Hector zu sich selber, »die Geschichte von den Massen und die Geschichte von den Herren und die Geschichte von den Schöpfern erzählen.«

Und die Hectors kuschelten sich aneinander und hörten zu.

Agnes 3

Am Tag, ehe sie das Trojanische Objekt erreichten, schliefen Danny und Agnes miteinander, denn das erleichterte beiden die Arbeit. Roj und Roz taten es ihnen nicht nach, denn das erleichterte es ihnen, frisch zu bleiben. Seit einer Woche war klar, daß das Trojanische Objekt weitaus mehr war, als alle auf der Erde vermutet hatten, aber auch weitaus weniger.

»Durchmesser durchschnittlich etwa vierzehnhundert

Kilometer«, berichtete Roz, sobald sie genügend Daten hatten. »Aber die Schwerkraft ist ungefähr so stark wie bei einem Riesenasteroiden. Unsere Triebwerke sind allerdings stark genug, um wieder fortzukommen.«

Danny sprach als erster den naheliegenden Schluß aus: »Es gibt nichts Natürliches, was so fest, so groß und so hell ist wie dies hier. Künstlich. Kann nicht anders sein.«

»Vierzehnhundert Kilometer Durchmesser?«

Danny zuckte die Achseln. Das hätte jeder getan. Deshalb waren sie hier. Nichts Natürliches hätte so plötzlich am wichtigsten trojanischen Punkt der Erde auftauchen können. In jedem Fall ... es war offensichtlich künstlich. Aber war es auch gefährlich?

Dutzende Male umkreisten sie das Trojanische Objekt, ließen es von den besseren Augen des Computers nach einer Spur für eine Öffnung untersuchen. Es gab keine.

»Vielleicht landest du«, sagte Roz, und Agnes brachte das Kurierschiff dicht über die Oberfläche. Während sie dies tat, kam ihr in den Sinn, daß sie und Danny und die anderen bei der Arbeit eine vollständig andere Persönlichkeit hatten. Sie waren fröhliche, anzügliche, spielerische Freunde, bis sie begannen, zu arbeiten. Dann war der Spaß vorbei, und sie wurden zu Pilotin und Ingenieur und Arzt und Physikerin und funktionierten so glatt, als hätten die integrierten Schaltkreise des Computers die Barriere der Haut überwunden und sie alle durchdrungen.

Agnes manövrierte ihr Gefährt bis auf drei Meter über dem Boden. »Nicht näher«, sagte sie. Danny stimmte zu, und als sie alle angezogen waren, öffnete er die Luke und sprang hinab auf die Oberfläche. »Vorsichtig, Assistent«,

erinnerte ihn Agnes. »Achte auf die Geschwindigkeit und alles andere.«

»Kann hier verdammt überhaupt nichts sehen«, antwortete er mit perfekter Nichtbeachtung. »Dieses Material saugt sämtliches Licht auf. Auch von meiner Stirnlampe. Ist aber hart und glatt wie Stahl. Ich muß das Licht über meinen Händen halten, damit ich überhaupt sehe, wo sie sind.«

Ein paar Augenblicke Schweigen. »Kann nicht sagen, ob ich das Ding nun ankratze oder nicht. Bekomme ich Teilchen ab?«

»Der Computer sagt ›Nein‹«, antwortete Roj. Als Arzt hatte er im Moment nichts anderes zu tun, als den Computer zu überwachen.

»Ich hinterlasse keinerlei Spuren auf der Oberfläche. Ich möchte gern herausfinden, wie hart das Ding ist.«

»Flammenwerfer?« fragte Agnes.

»Yeah.«

Roz protestierte. »Tu nichts, was sie ärgern könnte.«

»Wen?« fragte Danny.

»Sie. Die Leute, die das Ding gemacht haben.«

Danny kicherte. »Wenn da jemand drin ist, dann wissen sie entweder, daß wir hier draußen sind, oder sie sind so sicher, wir kommen nicht hinein, daß es ihnen egal ist. Jedenfalls muß ich irgend etwas tun, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.«

Hell flackerte das Licht auf, doch die Oberfläche des Trojanischen Objektes reflektierte nichts, und nur das dem Werfer entströmende Gas machte sie sichtbar.

»Kein Ergebnis. Hat nicht einmal die Oberflächen-

temperatur steigen lassen«, sagte Danny schließlich.

Sie versuchten es mit Laserstrahlen. Sie versuchten es mit Sprengkörpern. Sie versuchten es mit einem Diamantbohrer für Reparaturarbeiten. Nichts hatte irgendeine Wirkung auf die Oberfläche.

»Ich möchte rauskommen«, sagte Agnes.

»Vergiß es«, gab Danny zurück. »Ich schlage vor, wir fahren zum Pol, nach Süden oder Norden. Vielleicht ist dort etwas anders.«

»Ich komme 'raus«, wiederholte Agnes.

Danny wurde wütend. »Was zum Teufel glaubst du, kannst du erreichen, was mir nicht schon gelungen ist?«

Agnes gab offen zu, daß es nichts gäbe, was sie möglicherweise anders tun würde. Doch während sie dies zugab, kletterte sie aus dem Schiff und ließ sich auf die Oberfläche herab.

Das war eine ungeheuer dumme Tat, wie ihr Danny über den Sender vorwarf, als er sich zu ihr umwandte und ihr das Licht direkt unter die Augen hielt.

Zu ihrem Erschrecken merkte sie, daß er direkt unter ihr stand – und sie konnte sich nicht umdrehen und sich herablassen. Anstatt dessen glitt sie nach rechts und versuchte, sich umzuwenden, doch aufgrund ihrer Panik, aus Furcht, sie könne mit Danny zusammenstoßen (was im Raum immer gefährlich war) und wegen der Verzögerung, als sie hin- und hermanövrierte, um ihm auszuweichen, schlug sie mit weitaus höherer Geschwindigkeit auf dem Planeten auf, als für sie angenehm war.

Aber als sie auf der Oberfläche landete, gab diese nach. Nicht mit der Elastizität von Gummi, was ihre

Hand wieder herausgedrückt hätte, sondern mit dem starken Widerstand von halb erstarrtem Zement, so daß ihre Hand vollständig in der Oberfläche des Planeten einsank. Sie schien mit der Stirnlampe darauf – die glatte Oberfläche des Planeten war unbeeinträchtigt, nicht einmal Spuren, außer, daß ihre Hand bis zum Gelenk darin steckt.

»Danny«, sagte sie, nicht sicher, ob sie nun aufgeregt oder ängstlich war.

Zuerst hörte er sie nicht, weil er zu sehr damit beschäftigt war, über die Leitung »Agnes, bis du okay?« zu rufen, und merkte nicht, daß sie bereits Antwort gab. Doch schließlich beruhigte er sich, fand sie mit Hilfe seiner Stirnlampe und kam zu ihr herüber, wobei er sich vorsichtig bewegte, um dicht über der Oberfläche des Trojanischen Objekts zu bleiben.

»Meine Hand«, sagte sie, und er fuhr mit dem Licht an ihrer Schulter und Arm entlang, bis er die Hand fand und fragte: »Agnes! Kannst du sie herausziehen?«

»Ich wollte es nicht eher versuchen, bis du es gesehen hast. Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, wenn es nasser Zement war, dann wird er nun hart sein, und wir werden dich nie wieder herausbekommen.«

»Sei nicht albern«, gab Agnes zurück. »Untersuche es. Sieh nach, ob es anders ist.«

Abgesehen von der Lötlampe stellte Danny sämtliche Tests noch einmal an. Bis zum Rand von Agnes' Anzug war die Oberfläche des Trojanischen Objekts absolut undurchdringlich, absolut energieabsorbierend, nichtmagnetisch – mit anderen Worten: nicht untersuchbar. Aber

es gab keinen Zweifel an der Tatsache, daß Agnes' Hand darin steckte.

»Mach eine Aufnahme«, sagte Agnes.

»Was wird man darauf sehen? Wird aussehen, als sei deine Hand am Gelenk abgehackt.« Aber Danny ging darauf ein und legte einige Werkzeuge auf die Oberfläche, um für die Aufnahme zu verdeutlichen, wo und wie die Oberfläche beschaffen war. Dann nahm er etwa ein Dutzend Aufnahmen. »Warum mache ich diese Fotos«, fragte er.

»Falls wir zurückkehren und die Leute nicht glauben, daß ich meine Hand in etwas Härteres als Stahl stecken konnte«, antwortete Agnes.

»Das hätte ich ihnen auch erzählt.«

»Du bist mein Assistent.«

Assistenten waren für einige Dinge sehr nützlich, aber niemand wollte jemals ein Ankläger sein, dessen Fall gegen einen Verteidiger allein auf der Aussage eines Assistenten beruhte. Assistenten waren in erster Linie loyal, erst in zweiter aufrichtig. Das mußte auch so sein.

»Wir haben die Bilder im Kasten.«

»Dann komme ich jetzt heraus.«

»Kannst du denn?« fragte Danny. Die Sorge um sie hatte er lediglich aufgeschoben; nun kehrte sie mit voller Stärke zurück.

»Meine Knie und die andere Hand waren genau so tief eingesunken. Der Grund, warum diese noch drinsteckt, ist, daß ich die Faust geballt habe und mich immer noch festhalte.«

»An was denn?«

»An dem, aus dem dieses Zeug hier besteht. Meine andere Hand und die Knie schwammen nach ein paar Sekunden wieder an die Oberfläche.«

»Schwammen?«

»So fühlte es sich an. Ich lasse nun los.« Und als Agnes die Faust öffnete, hob sich die Hand langsam an die Oberfläche und wurde sanft hinausgeworfen. Auf der Oberfläche zeigte sich jedoch nicht die leiseste Spur. Wo ihre Hand gewesen war, hatte sie wie Flüssigkeit reagiert. Wo die Hand nicht gewesen war, war sie so fest wie zuvor.

»Woraus besteht das?«

»Zauberknete«, sagte Agnes.

»Finde ich nicht komisch«, gab Danny zurück.

»Das meine ich ernst. Denk doch mal, wie biegsam solche Knete war, aber wenn man sie zu einer Kugel formte und auf den Boden warf, zerbrach sie wie Ton.«

»Bei mir hat das nie so funktioniert.«

»Aber dieses Zeug funktioniert so. Wenn man mit etwas Spitzem darangeht oder wenn etwas zu langsam oder zu leicht ist, bleibt es so wie es ist. Aber als ich mit Erdgeschwindigkeit darauf zuschoß, bin ich ein paar Zentimeter hineingesackt.«

»Mit anderen Worten«, sagte Roj aus dem Raumschiff, »du hast die Tür gefunden.«

Nach zehn Minuten waren sie alle wieder an Bord des Kurierschiffes, und nach weiteren wenigen Minuten, in denen sie alles überprüften, hob Agnes das Schiff ein paar Dutzend Meter über die Oberfläche des Trojanschen Objektes. »Alle bereit?« fragte sie dann.

»Machen wir, was ich glaube, was wir tun sollten?« fragte Roz.

»Roy«, antwortete Dann. »Wir erobern es.«

»Dann sind wir Idioten«, sagte Roz. Ihre Stimme klang nervös. Niemand widersprach ihr.

Agnes zündete die Feinraketen auf der Außenseite, und sie fielen auf das Trojanische Objekt hinab. Nicht sonderlich schnell, gemessen an dem Standard von Geschwindigkeit, mit dem sie sonst reisten. Aber denen an Bord, die wußten, daß sie direkt auf eine Oberfläche zuschossen, der weder Diamantbohrer noch Laserstrahl etwas anhaben konnte, erschien es beunruhigend schnell.

»Und wenn du dich irrst?« fragte Roz. Sie tat, als scherze sie.

Niemand konnte ihr vor dem Aufprall noch eine Antwort geben. Aber in dem Moment, wo sie einen heftigen Stoß und Atmosphärenverlust erwartet hätte, verlangsamte sich das Kurierschiff lediglich und drang nach innen. Rasch glitt Schwärze an den Sichtscheiben vorbei, und dann waren sie in dem Trojanischen Objekt begraben.

»Bewegen wir uns noch?« fragte Roj. Seine Stimme zitterte.

»Du hast doch den Computer«, antwortete Agnes. Sie schmeichelte sich damit, daß wenigstens sie sich nicht ängstlich anhörte. Sie irrte sich darin, aber niemand verriet es ihr.

»Yeah«, sagte Roj schließlich. »Wir, bewegen uns immer noch. Das behauptet zumindest der Computer.«

Und dann saßen sie eine unendliche lange Minute schweigend da. Agnes wollte gerade sagen: »Vielleicht

ist das doch nicht eine so gute Idee gewesen. Ich habe es mir anders überlegt«, als sich die Schwärze vor den Fenstern in ein Braun verwandelte, und gerade, als sie die Zeit fanden, dies zu bemerken, verwandelte sich das Braun in helles, durchsichtiges Blau ... »Wasser!« sagte Danny überrascht ... und dann zerriß das Wasser, und sie tauchten an einer Seeoberfläche auf, und blendende Sonne strahlte auf das Wasser.

Hector 3

»Zunächst werde ich euch die Geschichte von den Massen erzählen«, sagte Hector zu sich selber. Eigentlich war das Erzählen der Geschichte nicht notwendig. Als Hector getrunken hatte, war alles, was er jemals erlebt hatte, alles, was er in den Jahren seines Lebens erfahren hatte, sublim auf ihn selber übertragen worden. Aber es ging auch um das Zentrum. Und um die Bedeutung. Hector hatte absolut keine Vorstellungskraft. Aber er besaß Verständnis, und dieses Verständnis mußte er auf sich selber übertragen, andernfalls würden die Hectors in zukünftigen Zeiten sich verfluchen, weil sie sich selbst so verkrüppelt gelassen hatten.

Dies ist daher die Geschichte, die er erzählte, weil sie zentrierte und Bedeutung hatte:

Cyril (sagte Hector), wollte Tischler sein. Er wollte lebendiges Holz schneiden, es trocknen und behandeln und zu schönen und nützlichen Objekten umformen. Er dachte, er habe dafür ein Auge. Als Kind schon hatte er sich darin geübt. Aber als er sich bei dem Zuteilungsbüro

darum bewarb, wies man ihn ab.

»Warum nicht?« fragte er, erstaunt, daß das Zuteilungsbüro einen so offensichtlichen Fehler begehen konnte.

»Weil«, antwortete die Beamtin, die von ausdauernder Freundlichkeit war (sie war auf »nett« geprüft worden und hatte daher ihren Job behalten), »Ihre Fähigkeits- und Präferenztests ergeben haben, daß Sie nicht nur absolut keine Begabung zu diesem Beruf haben, sondern auch auf keinen Fall Schreiner sein wollen.«

»Ich will aber Schreiner sein«, beharrte Cyril, weil er jung genug war, um nicht zu wissen, daß man nicht hartnäckig ist.

»Sie wollen Schreiner sein, weil sie einen falschen Eindruck davon haben, was die Schreinerei ist. Genauer gesagt, Ihre Präferenztests ergeben, daß sie ein Leben als Schreiner hassen würden. Und daher können Sie nicht Schreiner werden.«

Und etwas in ihrer Miene verriet Cyril, daß es keinen Zweck hatte, weiter zu argumentieren. Außerdem war er nicht so jung, um nicht zu wissen, daß Widerstand fruchtlos war – und fortwährender Widerstand sogar fatal.

So steckte man Cyril also dorthin, wofür er nach den Tests die meisten Fähigkeiten aufwies. Er wurde als Bergmann ausgebildet. Glücklicherweise war er nicht unbegabt und nicht gänzlich dumm; daher machte man ihn zum Oberbergmann, demjenigen, der den Adern folgt und sie wiederfindet, wenn sie abbrechen oder Kurven schlagen. Es war eine anstrengende Arbeit. Cyril haßte sie. Aber er lernte, sie auszuführen, denn seine Präferenztests hatten ergeben, daß er diese Art von Arbeit wirklich wollte.

Cyril wollte ein Mädchen namens Lika heiraten, und auch sie wollte ihn. »Tut mir leid«, sagte die Beamtin im Zuteilungsbüro. »Ihr paßt genetisch, gesellschaftlich und vom Temperament her nicht zueinander. Ihr würdet nur unglücklich. Daher können wir euch die Heiratserlaubnis nicht erteilen.«

Sie heirateten nicht, und Lika heiratete jemand anderen, und Cyril fragte, ob es recht sei, wenn er unverheiratet bliebe. »Wenn Sie es so wollen. Das ist entsprechend der Tests eine Ihrer Optionen für maximales Glück«, informierte ihn die Beamtin.

Cyril wollte in einer bestimmten Gegend leben, aber man erlaubte es ihm nicht; man servierte ihm Essen, das er nicht mochte; er mußte mit Freunden zum Tanzen gehen, die er nicht leiden konnte, tanzte zu Musik, die er haßte, sang Lieder, deren Worte er albern fand. Ganz, ganz sicher ist da irgendwo ein Fehler sagte er, als er bei der Beamtin eine Eingabe machte.

Die Beamtin starrte ihn kalt an (vergeblich versuchte er, dem Blick zu entkommen, aber er hing an ihm wie Schleim in einem bösen Traum) und sagte: »Mein lieber Cyril, Sie haben nun so oft protestiert, wie es ein Bürger nur darf, ohne zu sterben.«

In einem derartigen Fall hätte manch ein anderes Mitglied der Massen rebellierte und wäre zu den geheimen Untergrundorganisationen gestoßen, die von Zeit zu Zeit entstanden und in regelmäßigen Abständen durch den Staat vernichtet wurden. In einem derartigen Fall hätte manch ein anderes Mitglied der Massen im Wissen, es sei zu einem Leben unverdienten Elends verurteilt, sich

selbst getötet und damit das Elend abgestellt.

Aber Cyril gehörte zu der größten Gruppe unter den Massen, und daher wählte er diese beiden Wege nicht. Anstatt dessen ging er in die Stadt, der man ihn zugeordnet hatte, arbeitete in der Kohlengrube, der man ihn zugeteilt hatte, blieb allein, weil er sich nach Lika sehnte und tanzte idiotische Tänze zu idiotischer Musik mit seinen idiotischen Freunden.

Jahre vergingen, und Cyril war bald wohlbekannt unter den anderen, Bergleuten. Er handhabte seinen Felschneider, als sei er ein feines Werkzeug, und damit hinterließ er in den Felsen wunderschöne Gestalten, so daß es viele Bergleute erkannten, wenn sie in einem Felstunnel arbeiteten, den Cyril geschlagen hatte, denn er war wunderschön, und wenn er so daherging, fühlte sich der Bergmann aufgeregt und stolz und, sonderbar: geliebt. Und Cyril selber hatte eine Ader für das Gestein entwickelt und folgte den Kohlenflözen, gleich wie schmal sie verliefen, wie gewunden der Weg oder wie unterbrochen die Bank auch sein mochte.

»Cyril kennt die Kohle wie eine Frau, jede Drehung und Windung, als habe er sie tausende Male gehabt und wüßte genau, wann sie kommt«, sagte einmal ein Kollege über Cyril, und weil diese Beschreibung exakt und genau war (und weil selbst unten in einer Grube poetische Herzen schlagen), verbreitete sich dieses Wort durch die Gruben, und die Bergleute redeten von dem schwarzen Stein nur noch als »Mrs. Cyril«. Cyril hörte davon und lächelte, weil in seinem Herzen Kohle keine Frau war, sondern nur eine ungeliebte Hure, die man für ein flüch-

tiges Vergnügen benutzt und dann fortwirft. Haß, den man für Liebe hält, wie gewöhnlich.

Cyril war fast sechzig Jahr alt, als ein Beamter vom Arbeitsbüro in die Grube kam. »Cyril der Bergmann«, sagte er, und dann brachten sie Cyril herauf, und der Beamte ging ihm mit riesigem, ungläubigem Lächeln entgegen. »Cyril, Sie sind ein großer Mann!« rief der Beamte.

Cyril lächelte eitel, wußte aber nicht, was das sollte.

»Cyril, mein Freund«, sagte der Beamte, »Sie sind ein bemerkenswerter Bergmann. Ohne nach Ruhm zu streben, ist Ihr Name den Bergleuten in aller Welt bekannt geworden. Sie sind das perfekte Modell dafür, was ein Mann sein sollte: glücklich im Beruf, schwer arbeitend, zufrieden. Daher hat das Zuteilungsbüro beschlossen, daß Sie der Arbeiter des Jahres werden.«

Jeder wußte Bescheid über den Arbeiter des Jahres. Das war der, dessen Bild in allen Zeitungen erschien, der im Film und Fernsehen gezeigt wurde und den man in dem jeweiligen Jahr für den größten Menschen hielt. Es war eine Ehre, um die man beneidet wurde.

Aber Cyril sagte »Nein.«

»Nein?« fragte der Beamte.

»Nein, ich will nicht Arbeiter des Jahres ein.«

»Aber ... aber. Aber warum nicht?«

»Weil ich nicht glücklich bin. Man hat mich vor vielen Jahren aufgrund eines Fehlers in diesen Beruf gesteckt. Ich wollte gar kein Bergmann werden. Ich wollte lieber Schreiner sein und mit Lika verheiratet, wollte in einer anderen Stadt leben und mit anderen Freunden zu anderer Musik tanzen.«

Der Beamte blickte ihn entsetzt an. »Wie können Sie so etwas sagen?« schrie er. »Ich habe schon verkündet, daß Sie Arbeiter des Jahres werden. Entweder nehmen sie die Wahl an, oder man wird Sie sterben lassen.«

Sterben? Vor vierzig Jahren hatte diese Drohung Cyril zum Nachgeben gezwungen, aber nun erwachte ein sehr widerspenstiger Zug in ihm, wie ein lange verborgener Kohlenflöz, der aber unter solchem Druck stand, daß er, als das Gestein um ihn her nachgab, aus den Felswänden herausbrach. Cyril sagte: »Ich bin sechzig Jahre alt, und ich habe mein ganzes Leben bislang nur gehaßt. Tötet mich, wenn ihr wollt, aber ich werde weder im Fernsehen noch im Film erscheinen und sagen, wie glücklich ich bin, wenn ich es nie gewesen bin.«

Und so nahmen sie Cyril und sperrten ihn ins Gefängnis und verurteilten ihn zum Tode, weil, während er alle Arten von Kränkungen erduldet hatte, er sich weigerte, seine Freunde anzulügen.

Das ist die Geschichte der Massen.

*

Und als Hector fertig war, seufzten und weinten die Hectors (aber ohne Tränen) und sagten: »Nun begreifen wir. Nun kennen wir die Bedeutung.«

»Das ist aber nicht«, sagte Hector, »die ganze Bedeutung.«

Und als er das gesagt hatte, sagte einer der Hectors (was bemerkenswert war, denn selten nur redeten die Hectors allein) zu sich selber und ihnen: »Oh, oh, sie ha-

ben mich durchdrungen!«

»Gefangen!« rief Hector sich zu. »All die Jahre der Freiheit, und am Ende haben sie mich doch gefunden!« Aber dann kam ihm ein anderer Gedanke, einer, den er noch nie zuvor gedacht hatte, der jedoch in ihm geruht und auf diesen Augenblick gewartet hatte, um aufzutau-chen, und er sagte: »Kooperiert einfach. Sie werden euch nicht verletzen, wenn ihr mitarbeitet.«

»Aber es tut schon weh!« rief der Hector, der allein gerufen hatte.

»Das wird heilen. Denk nur daran, was immer auch geschieht, die Herren werden mit dir umspringen wie sie wollen. Und wenn du dich wehrst, wird es dir nur schlechter ergehen.«

»Die Herren«, sagte Hector zu sich. »Erzähl uns eine Geschichte über die Herren, damit wir verstehen können, warum sie das tun, was sie tun.«

Agnes 4

Agnes und Danny standen auf einer Bergspitze, oder was aus dem Kurierschiff wie eine Bergspitze geschienen hatte. Sie hatten sie nach einem Gang von nur wenigen Stunden erreicht, wobei sie durch die geringere Schwerkraft schnell vorangekommen waren, und hatten gemerkt, daß das, was ihnen als ein hoher Berg erschienen war, in Wirklichkeit nur wenige hundert Meter hoch war, vielleicht gerade einen halben Kilometer. Dennoch war der Weg rauh und der Aufstieg – selbst bei der geringeren Schwerkraft – nicht leicht gewesen.

»Künstlich«, sagte Danny, als er die Wand mit der Hand berührte. Die Mauer verlief von der Bergspitze bis zur Decke, wo anstelle einer Sonne der gesamte »Himmel« mit Licht und Wärme erstrahlte, so durchdringend wie Sonnenlicht, aber verteilt, so daß sie mehrere Sekunden lang hinaufstarren konnten, ohne zu erblinden.

»Ich denke, wir hätten von Anbeginn an angenommen, dieser Ort sei künstlich«, entgegnete Agnes.

»Aber wozu dient er?« fragte Danny und ließ seine in zwei Tagen Exkursionen angestaute Frustration ausbrechen. »Kaum Schmutz, üppig, aber ohne irgendeine Form von Wachstum. Sauberes Trinkwasser, Regen zweimal am Tag zwanzig Minuten lang, ein sanftes Tröpfeln, das alles benetzt, aber keine Erosion verursacht. Ständiges Sonnenlicht. Eine perfekte Umgebung. Aber wozu? Was lebt hier.«

»Im Moment wir«, erwiderte Agnes.

»Ich denke, wir sollten versuchen, wieder zu starten.«

»Nein!« sagte Agnes fest. »Nein. Wenn wir hier gehen, falls wir es überhaupt können, werden wir unsere Computer und Köpfe so mit Informationen vollgestopft haben, wie wir sie hier nur bekommen können. Über dieses Ding hier.«

Danny wußte, er konnte nichts erwidern. Sie hatte recht, und sie war die Pilotin, und diese Kombination war unwiderstehlich, selbst wenn er sie nicht so verzweifelt geliebt hätte (mehr als sie mich liebt, gab er sich manchmal zu). Er liebte sie verzweifelt, und wenn das auch nicht bedeutete, daß er gänzlich den Eigenwillen verlor, dann doch, daß er zumindest für eine Weile überall mit

ihr hingehen würde. Selbst wenn sie manchmal auch ein verfluchter Dummkopf war.

»Manchmal bist du ein verdammter Dummkopf«, sagte er.

»Ich liebe dich auch«, antwortete sie und ließ die Hände über die Bergmauer gleiten. Dann schlug sie darauf, fester, und die Hand glitt hinein. Sie sah Danny an und sagte: »Komm, meine Stütze!« und sie ließen sich mit Schwung durch die Wand stoßen und tauchten auf der anderen Seite wieder auf und fanden sich ...

Auf einem Berg. Sie blickten über eine weite Tal-schüssel, genau wie die, die sie gerade verlassen hatten, mit einem See in der Mitte, genau wie der, auf dem das Kurierschiff schwamm.

In diesem Teich schwamm jedoch kein Kurierschiff, und Agnes blickte Danny an und lächelte, und Danny erwiderte ihr Lächeln. »Langsam beginne ich zu begreifen«, sagte Agnes. »Stell dir vor, Zelle auf Zelle wie dies hier, Kilometer lang und hunderte von Metern breit ...«

»Aber das ist nur der äußere Teil von diesem Ding«, antwortete Agnes, und zugleich wandten sie sich zurück zu der Mauer und drangen wieder hindurch (und dieses Mal schwamm das Kurierschiff mitten im See), und dann schwangen sie sich über die Mauer zur Decke hinauf.

Als sie sich der Decke näherten, wurde das Gebiet direkt über ihnen verschwommen, bis es, als sie es schließlich erreichten, so kühl und starr wie die Mauer war. Natürlich glühte der Rest der Decke weiter; sie gab nach, und sie stiegen weiter, bis sie die Oberfläche erreichten.

Noch eine Zelle, genau wie die untere. Ein See in der

Mitte, üppige, leblose Erde ringsum, Berge in allen Richtungen, der Himmel von Sonnenlicht brennend. Es war nur ein kleiner Teil des Geheimnisses, aber dies war gelöst.

Sie hörten jedoch auf zu lachen, als sie versuchten, den gleichen Weg zurückzugehen. Sie versuchten, sich zurück auf die erste Ebene zu schwingen, aber der Boden verhielt sich wie normale Erde auf ihrem Heimatplaneten. Sie konnten nicht hindurchgelangen, wie sie durch Mauer und Decke gekommen waren.

Eine Weile bekamen sie Angst, und als ihnen die Körper und Uhren sagten, daß es Zeit zum Schlafen war, gingen sie hinab zum See und schliefen ein.

Als sie aufwachten, hatten sie immer noch Angst, und es regnete. Sie hatten bereits gemerkt, daß es etwa alle dreizehn und eine halbe Stunde regnete – und lange hatten sie also nicht geschlafen. Aber weil sie Angst hatten, zogen sie trotz des Regens die Anzüge aus und liebten sich auf der Erde am Seeufer. Danach fühlten sie sich besser, viel besser, und sie lachten und liefen in den See hinein und schwammen und spritzten sich gegenseitig naß.

Agnes schwamm einen Moment unter Wasser, griff Danny von unten an und zog ihn herab. Es war ein Spiel, das sie in Schwimmbädern und den Meeren auf der Erde gespielt hatten, und Danny mußte nach Luft schnappend auftauchen und dann auf den Grund tauchen und dort warten, bis Agnes ihn fand.

Als er den Seegrund erreicht hatte (er lag nicht tief), berührte er ihn, und seine Hand sank bis zum Gelenk ein,

ehe sie auf etwas Festes stieß. Aber selbst dieser feste Teil gab nach, und als Danny heftiger nachschob, versank er tiefer, und er kannte nun den Weg hinaus.

Er schwamm zur Oberfläche und erzählte Agnes, was er herausgefunden hatte. Sie schwammen an Land, legten die Anzüge wieder an und glitten ins Wasser. Der Seeboden öffnete sich, verschlang sie und flutete sie durch den Boden ... in den Himmel direkt über dem See. Langsam und sicher schwangen sie sich hinab.

»Diesen Ort kann man erforschen«, erzählte Agnes Roj und Roz. »Und einfach ist es auch. Es ist wie ein riesiger Ballon mit anderen Ballons drin, immer mehr, Schicht auf Schicht. Er ist auch so konstruiert, daß man hier leben kann, denn wenn man auf dem Boden steht, gibt er nicht nach. Wenn man hinab will, muß man durch den See.«

»Aber für wen ist das Ding?« fragte Roj, und das war eine gute Frage, für die es aber keine Antwort gab.

»Vielleicht finden wir jemanden«, meinte Agnes. »Wir haben bisher nur die Oberfläche angekratzt. Wir dringen tiefer hinein.«

Nicht viel später hob sich das Kurierschiff vom See durch die Decke in den darüberliegenden See. Dies wiederholten sie eins ums andere Mal, weiter steigend, und der Computer zählte mit. Jede Zelle sah gleich aus, nichts änderte sich. Sie durchdrangen 498 Schichten von Decke/Boden, bis sie schließlich eine Decke erreichten, die offensichtlich genau so war wie die anderen, aber nicht nachgab.

»Ende der Strecke«, sagte Danny.

Der gründliche Roz bestand darauf, jeden Fleck der Decke zu probieren, und sie verbrachten viele Stunden dabei, bis sie sich davon überzeugt hatten, daß diese Decke das Ende ihrer Reise nach oben bedeutete (oder nach innen).

»Die Zentrifugalschwerkraft ist hier viel schwächer«, sagte Roj, als sie den Computer ablas. »Aber es fühlt sich fast genau so an, da außen am Rand die wirkliche Schwerkraft den Zentrifugaleffekt viel stärker als hier aufhebt.«

»Hallo«, meinte Roz, »wenn man nun annimmt, dieses Ding ist so groß, wie es scheint, wie viele Menschen hätten wohl darauf Platz?«

Berechnungen mit viel Spielraum für Abweichungen.

»Es könnte mehr als hundert Millionen Zellen an diesem Ding geben, wenn man annimmt, daß es nicht viel in dem Zentrum dort gibt, in das wir nicht gehen können.« Hundertundfünfzig Quadratkilometer pro Zelle; ein Mensch pro Hektar: Potentiell eine riesige Bevölkerung ohne Dichte, wenn man bedenkt, daß alles Land fruchtbar ist. Wenn wir fünfzehntausend Menschen pro Zelle haben, die in einer Stadt leben, und den Rest des Gebietes für den Ackerbau nutzen, dann können hier eine Trillion und eine halbe Menschen leben.«

Sie rechneten weiter, eliminierten die Polarzellen, weil die Zentrifugalkraft zu schwach sein würde, und gaben jeder Person mehr Raum, und die Zahl war immer noch erstaunlich. Selbst mit nur tausend Menschen pro Zelle gab es Raum für einhundert Milliarden.

»Die gute Fee«, sagte Danny, »hat uns einen Platz ge-

schenkt, wo wir unsere überschüssige Bevölkerung lassen können.«

»Ich glaube nicht an Geschenke ohne Gegenleistung«, sagte Roj und blickte aus dem Fenster auf die Ebene um sie her. »Da gibt es noch eine Falle. Wenn hier soviel Platz ist, vielleicht leben sie alle woanders, und wenn sie herausbekommen, daß wir hier sind, dann erschießen sie uns wegen unbefugten Eindringens.«

»Oder wir überladen den Ball«, schlug Roz vor. »Und er zerplatzt.«

»Du übersiehst die größte Schwierigkeit von allen«, sagte Agnes. »Kurierschiffe sind die einzigen Gefährte überhaupt, die diesen Trip unternehmen können. Es passen aber nur jeweils vier Personen hinein. Wenn man sie überfüllt, könnte man bei jeder Fahrt maximal zehn Personen befördern« ... sie lachten bei dem Gedanken an den Versuch, zehn Leute in ihr Gefährt zu stopfen ... »und wenn wir hundert Kurierschiffe hätten, was wir nicht haben, und sie könnten zwei Rundreisen pro Jahr machen, was wir auch nicht können, wie lange würde es dann dauern, wenn man eine Milliarde Menschen von der Erde nach hier bringt?«

»Fünfhunderttausend Jahre.«

»Paradiesisch«, meinte Danny. »Wir können dies in ein Paradies verwandeln. Und das verdammte Ding kann niemand erreichen.«

»Außerdem«, sagte Roj, »die Leute, die den Ball hier in Gang halten könnten, wären Bauern und Handwerker. Wer würde ihnen die Überfahrt bezahlen?«

»Metalle und Mineralien bringen das Geld für die Rei-

sen zum Mond und zu den Asteroiden. Aber auf diesem Ding gibt es nur Heimat – eine neue Heimat, ein paar Millionen Meilen und ein paar Milliarden Dollars weit weg von jedermann.«

»Nun, Tagträume und Nachtmahren sind vorbei«, sagte Agnes. »Fliegen wir nach Hause.«

»Wenn wir können«, meinte Danny.

Sie konnten. Den Weg zurück fungierten die Seen, eingeschlossen der letzte, jeweils als Ausgänge. Sie befanden sich wieder im Raum, und in ihren Köpfen war das Trojanische Objekt zu einem Ballon geworden, war ein Objekt, offensichtlich als alternative Umgebung für ein dem Menschen nicht unähnliches Wesen geschaffen, ein vielleicht unbewohntes Objekt, bereit und wartend, und sie wußten, daß sich dennoch niemand würde dort niederlassen können.

Agnes träumte, und der Traum wiederholte sich Nacht für Nacht. Sie erinnerte sich an eine Szene, die sie vergessen oder sich zumindest geweigert hatte, daran zu denken, seit sie ein Kind war. Sie erinnerte sich daran, wie sie zwischen ihren Eltern gestanden hatte und den Howarths (die, wenn sie sie auch adoptiert hatten, sich doch niemals von ihr Vater und Mutter hatten nennen lassen, damit sie ihr wahres Erbe in Biafra nicht vergaß) und hörte ihren Vater sagen: »Bitte.«

Und der Traum endete jedesmal auf die gleiche Weise. Man nahm sie mit in den Himmel, doch anstelle des dunklen Frachtflugzeugs befand sie sich in einem Gefährt mit Glasfenstern, und während des Fluges konnte sie die ganze Welt sehen. Und wo sie auch hinsah, sah

sie ihre Eltern, die ein kleines Mädchen vor sich hielten und sagten: »Bitte, nehmen Sie sie mit.«

Sie hatte Bilder von sterbenden Kindern in Biafra gesehen, jene, über denen Millionen von Amerikanern geweint hatten, die ansonsten keinen Finger rührten. – Nun sah sie jene Kinder und auch die, die in Indien verhungerten, in Indonesien und Mali und im Irak, und sie alle blickten sie mit stolzen, flehenden Augen an, aufrecht und mit festen Stimmen, aber die Herzen brachen ihnen, wenn sie sagten: »Nehmt mich mit.«

»Nichts kann ich tun«, sagte sie bei sich in ihrem Traum, und sie schluchzte, schluchzte wie der Weiße im Flugzeug, und dann weckte sie Danny auf und er redete leise auf sie ein und fragte: »Wieder der gleiche Traum?«

»Ja«, entgegnete sie.

»Agnes, wenn ich nur deine Erinnerungen nehmen und sie fortwischen könnte ...«

»Das sind keine Erinnerungen, Danny«, flüsterte Agnes und berührte sanft ihre Augen, wo bei seinen eine Hautfalte sie zu Schlitzen zog. »Das ist heute. Das sind die Leute, für die ich nicht das Geringste tun kann.«

»Vorher konntest du auch schon absolut nichts für sie tun«, erinnerte sie Danny.

»Aber ich habe einen Ort gesehen, der für sie wie der Himmel wäre, und ich kann sie nicht dorthinbringen.«

Danny lächelte traurig. »Genau das ist es. Du kannst es nicht. Und jetzt laß das bitte deine Träume wissen und dir ein wenig Frieden schenken.«

»Ja«, stimmte Agnes zu und schief wieder ein, hielt Danny fest und wurde von ihm umfassen, während Roj

und Roz das Kurierschiff zurück auf die Erde brachten, die ihnen beim Verlassen so groß erschienen war und die ihnen nun unerträglich, unmöglich, kriminell klein vorkam.

Die Erde erschien schon groß vor den Fenstern, als Agnes plötzlich entschied, daß ihre Träume recht hatten und ihr Bewußtsein falsch war. Sie konnte etwas tun. Man konnte etwas tun, und sie würde es tun.

»Ich gehe dorthin zurück«, sagte Agnes.

»Wahrscheinlich«, meinte Danny.

»Ich werde nicht allein gehen.«

»Du nimmst mich besser mit.«

»Dich«, sagte sie, »und andere. Milliarden anderer.«
Man konnte es tun. Mußte es tun. Daher würde es getan werden.

Hector 4

»Und nun werde ich euch die Geschichte der Herren erzählen«, sagte Hector zu sich selber, und die Hectors lauschten auf sich. »Das ist die Geschichte, warum die Herren eindringen und verletzen.«

Martha (erzählte Hector) war die Verwalterin von Tests und Einberufungen in der Abteilung, in der man Cyril zum Tode verurteilt hatte. Martha arbeitete schwer und sorgfältig, und sie war gewöhnt, alles, was bereits überprüft worden war, noch einmal und noch einmal zu überprüfen. Daher war es Martha, die den Fehler entdeckte.

»Cyril«, sagte sie, als der Wärter sie in die kleine sau-

bere Plastikzelle hineinführte, in der der Bergmann wartete.

»Steck' die Nadel rasch hinein«, antwortete Cyril, der es so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte.

»Ich komme, um die Entschuldigungen des Staates zu übermitteln.«

Diese Worte klangen so sonderbar, so unglaublich, daß Cyril sie zunächst gar nicht begriff. »Bitte, lassen sie mich sterben, und damit hat es sich.«

»Nein«, sagte Martha. »Ich habe etwas nachgeprüft. Ich habe Ihren Fall nachgeprüft, Cyril, und ich habe entdeckt, daß vor fünfzig Jahren, nachdem alle Tests fertig waren, irgendein Idiot von Beamten Ihre Nummer falsch eingestanz hat.«

Cyril war schockiert. »Ein Beamter hat einen Fehler gemacht?«

»Sie machen ständig welche. Es ist nur gewöhnlich leichter, den Fehler beizubehalten, als ihn zu korrigieren. Aber in diesem Fall hat er zu einer grob ungerechten Handlung der Justiz geführt. Man hat Ihnen die Nummer eines zurückgebliebenen Mannes mit krimineller Neigung gegeben, und daher wurde Ihnen nicht gestattet, in einer zivilisierten Stadt zu leben, hat man Sie nicht für geeignet für die Schreinerei gehalten und Ihnen die Heirat mit Lika nicht erlaubt.«

»Einfach die Nummer falsch eingestanz!« sagte Cyril, unfähig, die Winzigkeit des Irrtums zu begreifen, der einen so enormen, zerstörerischen Effekt auf sein Leben gehabt hatte.

»Daher, Cyril, hebt das Zuteilungsbüro den Exekuti-

onsbefehl auf und bittet um Verzeihung. Weiterhin werden wir den Schaden wiedergutzumachen versuchen. Sie können nun in der Stadt leben, wo Sie wünschen, unter Freunden, die Ihnen wichtig sind, und zu Musik tanzen, die Sie mögen. Sie haben in der Tat, wie Sie ja wußten, die Fähigkeit und den Wunsch, Schreiner zu sein. Man wird Sie in diesem Beruf unterweisen und Ihnen eine Werkstatt einrichten. Und Lika paßt wunderbar zu Ihnen. Daher werden Sie und Lika nun heiraten, und sie ist bereits auf dem Weg zu dem kleinen Haus, in dem Sie beide in ehelicher Vertrautheit leben werden.«

Cyril war überwältigt. »Ich kann es nicht glauben«, sagte er.

»Das Zuteilungsbüro liebt Sie und jeden anderen Bürger, Cyril, und wir wollen alles tun, um Sie glücklich zu machen«, sagte Martha und glühte vor Stolz über die große Freundlichkeit, die sie ihm erweisen durfte. Ah, dachte sie, diese Augenblicke machen meine Arbeit zu einer der besten der Welt. Und dann ging Martha zurück in ihr Büro und vergaß mehrere Monate lang die Sache mit Cyril, wenn sie auch gelegentlich an ihn dachte und lächelte, wenn sie sich erinnerte, wie glücklich sie ihn gemacht hatte.

Nach einigen Monaten jedoch gelangte eine Notiz auf ihren Schreibtisch: »Ernsthafte Beschwerde Cyril 113-49-55576-338-bBR-3a.«

Cyril? Ihr Cyril? Beschwerete sich? Hatte der Mann denn gar kein Gefühl, was sich gehörte? Er hatte bereits genügend Beschwerden und Klagen in seinen Akten, um ihn zweimal zu beenden, und nun fügte er soviel hinzu,

daß man ihn schon dreimal töten könnte. Warum nur? Hatte sie nicht ihr Bestes für ihn getan? Hatte sie ihm nicht alles vermittelt, was seine frühen Tests (die nun korrekt aufgezeichnet waren) ergeben hatten, was seine Bedürfnisse und Fähigkeiten anging? Was konnte denn nun falsch sein?

Das verletzte ihren Stolz. Cyril war nicht gerade undankbar gegenüber dem Staat – er war ihr gegenüber undankbar. Sie ging also zu seinem Häuschen in der kleinen Stadt und öffnete seine Tür.

Cyril saß in dem Hauptraum und mühte sich, eine Verwerfung in einem schönen alten Walnußbrett zu glätten. Die Krummaxt glitt immer wieder ab. Und schließlich schlug Cyril mit solcher Kraft zu, daß die Axt abglitt und in den guten, glatten Teil des Holzes eine tiefe Kerbe schlug.

»So eine Stümperei«, entfuhr es Martha, und dann legte sie die Hand vor den Mund, denn es gehörte sich nicht für eine Person von ihrem hohen Rang, eine von niederm zu kritisieren, wenn man es vermeiden konnte.

Aber Cyril war nicht beleidigt. »Das ist wirklich eine verdammte Pfuscherei. Ich habe keine Fähigkeiten für diese Art von genauer Arbeit. Meine Muskeln sind für gröbere Tätigkeiten, für weitausgeholtte Schläge mit schweren Werkzeugen geeignet. Das ist zu hoch für mich in meinem Alter.«

Martha kräuselte die Lippen. Er beklagte sich wirklich. »Aber ist nun nicht alles in Ordnung?«

Cyrils Augen wurden traurig, und er schüttelte den Kopf. »Nein, gar nicht. So sehr ich hasse, es zugeben zu

müssen, aber ich vermisse die alte Musik aus den Gruben. Schreckliches Zeug, aber ich hatte da auch gute Zeiten, habe mit den armen Bastarden getanzt, die keinen einzigen guten Gedanken hatten. Aber es waren gute Leute, und ich mochte sie gern, und hier will niemand mein Freund sein. Sie reden anders als ich. Und auch das Essen ... das ist mir zu fein. Ich möchte ein schönes Stück gebratenes Rindfleisch, nicht diesen Schnickschnack, den man hier als Essen bezeichnet.«

Seine Klagerede klang so aufgebracht, daß Martha ihre Gefühle kaum verbergen konnte. Cyril merkte es und erschrak.

»Nicht daß es unerträglich wäre, nein, ganz und gar nicht, und ich beklage mich auch nicht anderen Leuten gegenüber. Der Himmel weiß, es gibt hier sowieso niemanden, der mir zuhören würde.«

Aber Martha hatte bereits genug gehört. Ihr sank das Herz. Man kann tun, was man will für sie, sie bleiben undankbar. Die Massen sind wertlos, dachte sie. Es sei denn, man nimmt sie bei der Hand ...

»Sie wissen, daß diese Klagen«, begann sie, »für Sie ernsthafte Konsequenzen nach sich ziehen können.«

Cyril sah plötzlich erschöpft aus. »Also noch einmal.«

»Was?«

»Strafe.«

»Aber nein, Cyril. Wir entfernen sie aus dem Umlauf. Offensichtlich beklagen Sie sich unter allen Umständen und leisten Widerstand. Was ist mit Ihrer Frau?«

Cyril lächelte bitter. »Lika? Oh, sie ist zufrieden. Sie ist wohl glücklich.« Und er blickte zur Tür, die in den

anderen Raum des Häuschens führte.

Martha ging zu der Tür und öffnete sie. (Offiziell waren die Angehörigen des Zuteilungsbüros nicht verpflichtet, anzuklopfen.) Drinnen saß Lika in einem groben Schaukelstuhl und schaukelte hin und her, eine alte Frau mit leerem Blick.

Martha spürte Atem an ihrer Schulter und drehte sich erstaunt um, um Cyril hinter sich zu sehen. Einen Augenblick lang hatte Martha Angst vor einem Angriff. Rasch merkte sie jedoch, daß Cyril lediglich traurig seine Frau anblickte.

»Sie hat eine Familie, wissen Sie. Und nun hat man sie von ihrem Mann und Kindern und ihren Enkeln fortgerissen. Das ist hart. Sie verhält sich seit der ersten Woche so. Läßt mich nie in ihre Nähe. Sie haßt mich, wissen Sie.« Die Traurigkeit in seiner Stimme wirkte ansteckend. Und Martha war nicht gänzlich ohne Mitleid.

»Das ist eine Schande«, sagte sie. »Eine verdamnte Schande. Und daher werde ich meine Vollmacht ausnutzen und Sie nicht töten, Cyril. Solange Sie versprechen, sich niemals wieder irgend jemandem gegenüber zu beklagen, lasse ich Sie am Leben. Das wäre nicht fair, wenn die Dinge in Ihrem Leben wirklich so schlecht stehen, Sie dafür umzubringen, daß Sie es bemerkt haben.«

Martha war eine außergewöhnlich menschenfreundliche Verwaltungskraft.

Aber Cyril besänftigte sie nicht durch Dankbarkeit. »Sie töten mich nicht?« fragte er. »Ach, Verwalterin, können wir die Dinge nicht wieder so einrichten, wie sie vorher waren? Lassen Sie mich zurück in die Grube. Las-

sen Sie Lika zurück zu ihrer Familie. Das hier wollte ich, als ich zwanzig war. Aber nun bin ich fast sechzig, und alles ist falsch.«

Wieder Undankbarkeit. Mit was *ich* mich alles abgeben muß! Martha zog die Augen zusammen, und ihr Gesicht errötete vor Wut (ein Gefühl, welches sie sehr gut kannte und daher für besondere Gelegenheiten aufsparte), und sie schrie: »Ich werde diese eine Bemerkung vergessen, aber nur diese eine Bemerkung.«

Cyril senkte den Kopf. »Tut mir leid.«

»Die Tests, die Sie in die Grube geschickt haben, waren ein Irrtum. Aber die Tests, die Sie hierher gebracht haben, waren absolut, vollständig, gänzlich korrekt, und Sie werden zum Teufel hierbleiben! Es gibt kein Gesetz auf der ganzen Erde, das Ihnen noch einmal zu wechseln erlaubt.«

Und dabei blieb es.

Oder fast. Weil in die Stille nach Marthas Worten hinein, ehe diese ging, eine Stimme aus dem brüchigen Schaukelstuhl im Schlafzimmer ertönte:

»Dann wird es so bleiben?« fragte Lika.

»Bis zu Cyrils Tod wird es so bleiben«, sagte Martha. »Das ist das Gesetz. Ihm und Ihnen hat man alles gegeben, worum Sie sich jemals beworben haben. Undankbare Bande!«

Martha wollte gehen, aber sie sah, wie Lika Cyril flehend ansah, und sie sah, daß Cyril langsam nickte, und dann wandte sich Cyril von der Tür, nahm die Zugsäge und zog sie sich fest und rasch über die Kehle. Blut stürzte und strömte heraus, und Martha dachte, es würde nie, niemals aufhören.

Aber es hörte auf, und man brachte Cyrils Leichnam hinaus und verwertete ihn, und dann wurde alles wieder richtiggestellt: Lika ging zurück zu ihrer Familie, und ein richtiger Schreiner bezog das Häuschen mit den dunkelroten Flecken auf dem Boden. Das war schließlich die beste Lösung, fand Martha. Niemand konnte glücklich sein, ehe Cyril tot war. Ich hätte ihn sofort töten sollen, anstatt diese alberne Idee von Gnade zu hegen.

Sie vermutete jedoch, daß Cyril lieber so gestorben war: häßlich und blutig und schmerzhaft anstatt durch eine Injektion, die ihm Fremde in einem Plastikraum in der Hauptstadt verabreicht hätten.

Ich werde sie niemals begreifen. Sie sind den Menschen so fremd wie Affen oder Hunde oder Katzen. Und Martha kehrte an ihren Schreibtisch zurück und überprüfte weiter, damit sie vielleicht einen weiteren Irrtum fände, den sie wiedergutmachen konnte.

Das ist die Geschichte der Herren.

*

Als Hector geendet hatte, wanden sich die Hectors unruhig, einige (und deshalb alle) wütend und aufgeregt und ein wenig ängstlich. »Aber das ergibt keinen Sinn«, sagte Hector zu sich selber. »Nichts war richtig.«

Hector stimmte zu. »Aber so sind sie eben«, sagte er zu sich selber. »Nicht wie ich. Ich bin regulär. Ich handle so, wie ich immer gehandelt habe und immer handeln werde.

Aber die Herren und die Massen handeln immer sonderbar, sehen immer Dinge in der Zukunft, die niemand

sonst sehen kann, und sie handeln, um Dinge zu vermeiden, die sowieso niemals eingetreten wären. Wer kann sie wohl verstehen?«

»Wer hat sie denn geschaffen?« fragten die Hectors.
»Warum sind sie nicht so gut geschaffen wie wir?«

»Weil die Schöpfer so unergründlich sind wie die Herren und die Massen. Als nächstes werde ich euch ihre Geschichte erzählen.«

»Sie sind wieder fort«, flüsterten diejenigen, in die man eingedrungen war. »Sie sind wieder fort. Wir sind wieder sicher.« (Aber Hector wußte es besser, und weil er es besser wußte, so auch alle anderen Hectors.)

Agnes 5

»Du hast dich selber in mein Schlafzimmer eingeladen, Agnes. Das ist aber untypisch für dich.«

»Ich habe deine stehende Einladung angenommen.«

»Damit habe ich nie gerechnet.«

»Ich auch nicht.«

Vaughan Malecker, der Präsident der IBM-ITT Raumkonsortium Inc. lächelte, aber ein schwaches Lächeln. »Du sehnst dich nicht nach meinem Körper, der unter Berücksichtigung meines Alters in bemerkenswert gutem Zustand ist, und ich habe eine Abneigung dagegen, mit jemandem zu schlafen, der niedere Motive hat.«

Agnes sah ihn einen Augenblick lang an, beschloß dann, daß er wohl meinte, was er sagte und stand wieder auf.

»Agnes«, sagte er.

»Machen Sie sich nichts daraus«, erwiderte sie.

»Agnes, es muß etwas Wichtiges gewesen sein, daß du zu einem derartigen Opfer bereit warst.«

»Ich sagte: Machen Sie sich nichts daraus.« Sie war schon bei der Tür. Sie öffnete sich nicht.

»Die Türen in meinem Haus öffnen sich, wenn ich es will«, sagte Malecker. »Ich will wissen, was du wolltest. Aber versuche, meinen Kopf zu überzeugen, nicht meine Geschlechtsteile. Ob du es glaubst oder nicht, aber im Konsortium haben Testosterone noch niemals eine wichtige Entscheidung gefällt.«

Agnes wartete mit der Hand auf der Türklinke.

»Komm, Agnes, ich weiß, es ist dir peinlich, aber wenn es wichtig genug gewesen ist, um so weit zu gehen, dann kannst du die Verlegenheit überwinden und mir sagen, was zum Teufel du wolltest. Du willst noch einmal zu diesem Ballon reisen?«

»Dahin gehe ich auf jeden Fall.«

»Setz dich verdammt nochmal hin. Ich weiß, daß du auf jeden Fall gehst, aber ich versuche, dir etwas mitzuteilen.«

Agnes kam zurück und setzte sich auf die Couch. Vaughan Malecker war ein bemerkenswerter gutausssehender Mann, worauf er bereits hingewiesen hatte, aber Agnes hatte gehört, daß er mit jeder hübschen Frau schlief und auch hinterher nett zu ihr war. Agnes wies ihn schon seit Jahren ab, weil sie Pilotin und nicht Geliebte sein wollte, und Danny war ausreichend für ihre Bedürfnisse, die nicht sonderlich groß waren. Aber das hier war wichtig, und sie hatte gedacht ...

»Ich dachte, Sie würden mir zuhören, wenn ich so zu

Ihnen käme. Ich dachte ...«

Malecker seufzte, vergrub das Gesicht in den Händen und rieb sich die Augen. »Ich bin so müde, Agnes. Wie zum Teufel kommst du darauf, ich würde einer Frau, die ich bumse, zuhören?«

»Weil ich dann immer Danny zuhöre und er mir. Ich bin naiv. Ich bin unschuldig. Aber, Mr. Malecker ...«

»Vaughan.«

»Ich brauche Ihre Hilfe.«

»Gut. Ich habe es gern, wenn jemand meine Hilfe braucht. Dann ist man nett zu mir.«

»Vaughan, die ganze Welt braucht Ihre Hilfe.«

Malecker blickte sie überrascht an und brach dann in Lachen aus. »Die ganze Welt! Oh, nein, Agnes, das hätte ich niemals von Ihnen gedacht!«

»Vaughan, in der ganzen Welt verhungern die Menschen. Es sind zu viele für diesen Planeten ...«

»Ich habe Ihren Bericht gelesen und weiß alles über die Möglichkeiten in diesem Ballon. Das Problem ist der Transport. Es gibt keine vorstellbare Möglichkeit, die Menschen schnell genug dorthin zu transportieren, um auch nur einen Bruchteil des Bevölkerungsproblems zu lösen. Wofür halten Sie mich: Einen Zauberer?«

Auf dieses Argument hatte Agnes gewartet. Sie barst über von Beschreibungen des Raumschiffes, das tausend Menschen auf einmal von der Erde zur Umlaufbahn des Ballons bringen konnte.

»Wissen Sie, wie viele Millionen Dollar ein solches Schiff kosten würde?« fragte Vaughan.

»Das erste ungefähr fünfzehn Milliarden. Die nächsten

etwa vier Milliarden, wenn man fünfhundert davon baut.«

Vaughan lachte. Lachte laut. Aber Agnes' ernster Gesichtsausdruck verwandelte sein Lachen in Erstaunen. Er stand auf. »Warum höre ich mir das an? Das ist Blödsinn!«

»Mehr als das verbrauchen Sie jährlich für Telefonate.«

»Ich weiß. Verdammte AT&T.«

»Sie könnten es machen.«

»IBM-ITT könnte es natürlich machen, sicher ist es *möglich*. Aber wir haben Aktionäre. Wir haben Verantwortlichkeiten. Wir sind nicht die Regierung, Agnes, wir können nicht einfach Geld für nutzlose, alberne Projekte rauswerfen.«

»Es könnte Milliarden von Leben retten. Und die Erde zu einem lebensfähigeren Ort machen.«

»Das könnte auch ein Heilmittel gegen Krebs sein. Daran arbeiten wir, aber dies hier ... Agnes, da springt kein Gewinn heraus, und wo es keinen Gewinn gibt, können Sie wetten, daß diese Gesellschaft sich nicht dafür hergibt.«

»Gewinn!« schrie Agnes. »Ist das alles, was Ihnen wichtig ist?«

»Achtzehn Millionen Aktionäre sagen, das sei das einzige, um was ich mich kümmern muß, andernfalls bekomme ich den Tritt in den Hintern und die Pension.«

»Vaughan, Sie wollen Gewinn. Ich gebe Ihnen Gewinn.«

»Ich will Gewinn.«

»Dann ist hier der Profit. Wieviel verkaufen Sie in Indien?«

»Reicht, um Gewinn zu machen.«

»Und verglichen mit den Verkäufen in Deutschland?«

»Verglichen mit Deutschland ist Indien nichts.«

»Und wieviel verkaufen Sie in China?«

»Ungefähr nichts.«

»Sie machen ihren Profit in einem winzigen Teil der Erde. Westeuropa, Japan, Australien, Südafrika und den Vereinigten Staaten von Amerika.«

»Und Kanada.«

»Und Brasilien. Aber der Rest der Welt bleibt Ihnen verschlossen.«

Vaughan zuckte die Achseln. »Sie sind zu arm.«

»Im Ballon wären sie nicht arm.«

»Würden sie denn plötzlich lesen können? Würden sie plötzlich in der Lage sein, Computer und komplizierte Telefonsysteme zu bedienen?«

»Ja.« Und sie fuhr fort, ein Weltbild zu malen, in dem Menschen, die bislang eine armselige Existenz aus dem kargen Boden ohne Wasser gekratzt hatten, plötzlich in der Lage waren, weit mehr zu produzieren, als sie brauchten. »Das bedeutet mehr Freizeit. Das bedeutet Konsum.«

»Aber alles, was sie erzeugen, wäre Nahrung. Und wer braucht über Millionen von Kilometern hinweg Nahrungsmittel?«

»Haben Sie denn überhaupt keine Vorstellungskraft? Überschüssige Nahrungsmittel bedeuten, daß eine Person fünf oder zehn oder fünfzig ernähren kann. Überschüssige Nahrung bedeutet, daß man seine stinkenden Fabriken dort baut. Unbegrenzte Sonnenenergie. Weder Nacht

noch Wolken und kaltes Wetter. Schichten rund um die Uhr. Man hat reichlich Arbeitskräfte und einen automatischen Markt. Man kann dort alles, was man hier auch tut, billiger machen, größere Profite einstreichen, und niemand wird mehr hungern!«

Und dann herrschte Stille im Raum, denn Vaughan begann wirklich ernsthaft darüber nachzudenken. Agnes' Herz schlug schnell. Sie keuchte. Es war ihr peinlich, sich so erhitzt zu haben, wo dies gar nicht als schick galt.

»Sie haben mich fast überzeugt«, sagte Vaughan.

»Das will ich hoffen. In einer Minute werde ich meine Stimme verloren haben.«

»Nur zwei Probleme. Das erste ist, wenn Sie mich überredet haben, dann weil ich ein viel vernünftigerer und überzeugungsfähigerer Mann bin als die Direktoren und Leiter vom IBM und ITT, und bei ihnen liegt die letztendliche Entscheidung, nicht bei mir.

Ohne ihre Zustimmung darf ich nicht mehr als zehn Milliarden für ein Projekt ausgeben. Ich könnte das erste Schiff bauen ... aber mehr auch nicht. Und das erste Schiff allein würde absolut keinen Gewinn bringen. Daher muß ich sie überreden, was unmöglich ist, oder ich verliere meinen Job, was ich nicht will.«

»Oder Sie tun überhaupt nichts«, sagte Agnes, und schon drängte sich Verachtung in ihre Stimme. Malecker wollte Nein sagen.

»Und das zweite Problem ist auch das erste. Wie kann ich die Direktoren von zwei der größten Unternehmen der Welt überreden, Milliarden von Dollars in ein Projekt zu investieren, das vollständig davon abhängt, ob man

ungebildete Wilde und Bauern aus den rückständigsten Teilen der Erde bilden und ausbilden oder einfach mit ihnen kommunizieren kann?«

Seine Stimme klang einschmeichelnd vernünftig, aber Agnes war nicht gewillt, Vernunftgründe anzuhören. Wenn Vaughan Nein sagte, dann würde sie hier aufhören. Sonst konnte sie nirgendwohin gehen.

»Ich bin eine ungebildete Wilde«, sagte sie. »Wollen Sie ein paar Worte in Igbo hören?« Sie wartete nicht auf seine Antwort, sondern plapperte die wenigen Worte, die sie noch aus der Kindheit kannte. An die Bedeutung konnte sie sich kaum noch erinnern – es waren Phrasen, die in ihrer Wut nun an die Oberfläche kamen. Einige Worte jedoch waren an ihre Mutter gerichtet: Mutter komm' her, hilf mir.

»Meine Mutter war eine ungebildete Wilde, die fließend Englisch sprach. Mein Vater war ein ungebildeter Wilder, der besser als sie Englisch sprach ebenso wie Deutsch und Französisch, und er hat wunderbare Gedichte in Igbo geschrieben, und wenn er auch, um zu überleben in den Tagen, als Biafra um sein Überleben rang, als Hausdiener bei einem amerikanischen Korrespondenten gearbeitet hat, ist er doch niemals ungebildet gewesen! Er hat Bücher gelesen, von denen Sie noch nie gehört haben, und er war ein Schwarzafrikaner, der in einen Stammeskampf verwickelt war, während all diese wunderbaren gebildeten Amerikaner und Europäer ruhig zusahen und ihre Profite aus den Waffenverkäufen nach Nigeria zählten.«

»Ich wußte nicht, daß Sie aus Biafra stammen.«

»Ich tue es auch nicht. Es gibt kein Biafra mehr. Nicht auf diesem Planeten. Aber da oben, da oben könnte ein Biafra existieren, ebenso wie ein freies Armenien und ein unabhängiges Eritrea und ein unbeeinträchtigtes Quebec und eine Ainu-Nation und ein Bangladesh, in dem niemand mehr Hunger leidet, und Sie erzählen mir, daß man Wilden nichts beibringen kann ...«

»Natürlich kann man das, aber ...«

»Wenn ich fünfzig Meilen weiter westlich geboren worden wäre, wäre ich keine Igbo gewesen und ebenso ungebildet, wie Sie sagen, großgeworden, genau so dumm. Nun sehen Sie mich an, Sie privilegierter weißer Amerikaner, und sagen mir, man kann Menschen nicht bilden ...«

»Wenn Sie wie eine Radikale reden, wird Ihnen niemand zuhören.«

Das war zuviel. Agnes konnte Maleckers patriarchalisches Lächeln und seine geduldige Haltung nicht länger ertragen und schlug auf ihn ein. Ihre Hand traf seine Wange und riß die modische Brille herab. Wütend schlug er zurück, vielleicht eher in dem Versuch, sie festzuhalten als sie zu schlagen, aber weil sie sich bewegte und er es nicht gewohnt war, Leute zu schlagen, traf seine Hand gegen ihre Brust, und sie schrie vor Schmerz auf und stieß ihm das Knie in die Lendengegend, und dann wurde der Kampf gemein.

»Ich habe Ihnen zugehört«, sagte er rauh, als sie sich erschöpft voneinander lösten. Seine Nase blutete. Er war ausgepumpt. Sein Hemd hatte einen Riß, weil sich sein Körper so hatte winden müssen, wie es Maßhemden an-

sonsten nicht gewöhnt sind. »Und jetzt hören Sie mir zu.«

Agnes hörte zu. Ihre Wut war verraucht, und die Gedanken begannen allmählich zu registrieren, daß sie gerade den Präsidenten ihrer Gesellschaft beleidigt hatte, und gewiß würde man sie entlassen, anschwärzen, und ihr Leben würde vorbei sein, und sie hatte weder Interesse, zu gehen, noch aufzustehen, noch zu reden. Also hörte sie ihm zu.

»Hören Sie mir zu, weil ich es nur einmal sage. Gehen Sie ins Ingenieurbüro. Sagen Sie ihnen, sie sollen Grobpläne und Berechnungen anfertigen. Eine Ausarbeitung. Ich will sie in drei Monaten haben. Ein Schiff, das zweitausend Menschen transportieren und die Reise in höchstens einem Jahr hinter sich bringt. Verbindungsfähren, die zweihundert oder besser vierhundert Menschen von der Erde in die Umlaufbahn tragen können. Ein Frachtschiff, das sämtliche stinkenden Fabriken, wie Sie sie so nett genannt haben, nimmt und auf den Ballon schafft. Und wenn alles kalkuliert ist, gehe ich zu den Direktoren und mache eine Präsentation, und ich schwöre Ihnen, Agnes Howarth, Sie lausige, ungebildete Hündin von einer Superpilotin, wenn ich diese Bastarde nicht überreden kann, mich diese Schiffe bauen zu lassen, dann, weil sie niemand überreden kann. Reicht das?«

Ich sollte mich freuen, dachte Agnes. Er macht es. Aber ich bin nur müde.

»Jetzt sind Sie müde, Agnes«, sagte Malecker. »Aber ich möchte noch, daß Sie wissen, daß Ihre Fingernägel und das Knie in meinem Bauch und die Zähne in meinem

Arm nicht meine Haltung geändert haben. Ich habe von Anfang an mit Ihnen übereingestimmt. Ich habe nur einfach nicht geglaubt, daß es machbar ist. Aber wenn es ein paar tausend Ibos wie Sie gibt und ein paar Millionen Inder und ein paar Milliarden Chinesen, dann kann das funktionieren. Nur das mußte ich wissen, daß muß jeder wissen. Es war auch unökonomisch, Kolonisten per Schiff nach Amerika zu schicken, und jeder, der das tat, war ein verdammter Narr, und die meisten starben auch, aber sie sind gekommen und haben verdammt nochmal alles erobert, was sie sahen. Sie tun das gleiche. Ich versuche, es zu ermöglichen.«

Er legte Agnes den Arm um die Schulter und drückte sie an sich, und dann half er ihr die Stellen zu versorgen, wo er ebenso ausgeteilt hatte, wie er eingesteckt hatte.

»Das nächste Mal, wenn Sie kämpfen wollen«, sagte Vaughan, als sie ging, »sollten wir erst die Kleider ablegen.«

*

Elf Jahre und achthundert Milliarden Dollar später schwebten die IBM-ITT-Schiffe angefüllt mit Kolonisten am Himmel. Die GM-Texaco-Schiffe befanden sich noch im Bau, und fünf weitere Konsortien würden bald in das Geschäft einsteigen. Mehr als hundert Millionen Menschen hatten sich für Plätze auf den Transportschiffen angemeldet. Die Plätze waren kostenlos – man brauchte nur der Gesellschaft sein gesamtes Eigentum zu übertragen, wofür man als Gegenleistung ein großes Stück Land im Ballon erhalten würde. Ganze Dörfer hatten sich be-

worben. Ganze Nationen wurden von der Emigration dezimiert. Die Welt war so voll geworden, daß es keinen Platz mehr gab, wohin man fliehen konnte. Und nun gab es das neue Land der Verheißung. Und im Alter von zweiundvierzig Jahren lenkte Agnes ihr Schiff hinauf, um die Wasser zu durchdringen.

Hector 5

»Ah!« schrien viele Hectors vor Schmerz, und so litten sie alle, und Hector sagten zu sich selber: »Sie sind wieder da«, und die Hectors sagten bei sich: »Gewiß werden wir sterben.«

»Wir können nicht sterben, weder du noch wir«, antwortete Hector.

»Wie können wir uns schützen?«

»Die Schöpfer haben mich verteidigungsunfähig geschaffen«, sagte Hector. »Es gibt keine Verteidigung.«

»Warum waren die Schöpfer so grausam?« fragten die Hectors, und so erzählte Hector sich die Geschichte, damit sie es begriffen.

Die Geschichte der Schöpfer.

Douglas war ein Schöpfer, ein Ingenieur, ein Wissenschaftler, ein kluger Mann. Er entwickelte ein Gerät, das den Schnee vor dem Herabfallen schon schmelzen ließ, so daß die Saaten längere Zeit aushielten und nicht durch frühen Schnee zerstört wurden. Er stellte eine Maschine her, die Schwerkraft maß, so daß die Astronomen auch die Sterne aufzeichnen konnten, die zu dunkel zum Scheinen waren. Und er machte den Resonator.

Der Resonator zentrierte Schallwellen von verschiedenen aber harmonischen Frequenzen auf einen bestimmten Punkt (oder verteilte die Schallwellen über eine breite Fläche) und stellte sie so ein, daß sie im Einklang mit Steinen schwangen und Berge zum Einstürzen brachten; mit Metall schwangen, um Stahlgebäude zu zerstören und mit Wasserdampf, um Stürme zu verteilen.

Er konnte auch menschliche Knochen zum Schwingen bringen, sie innerhalb des Körpers in Staub verwandeln und zerfallen lassen.

Douglas persönlich ließ durch seinen Resonator das Klima verändern, so daß es in seinem Lande regnete, während woanders Trockenheit herrschte. Douglas persönlich setzte seinen Resonator ein, um eine Autobahn durch das höchste Gebirge der Welt zu schneiden. Jedoch hatte Douglas absolut nichts mit der Entscheidung des Militärs seiner Regierung zu tun, den Resonator gegen die Bevölkerung des größten und fruchtbarsten Teils der Nachbarnation zu richten.

Der Resonator funktionierte tadellos. Ein Zeitraum von zehn Minuten lang und in einem Gebiet von zehntausend Quadratmeilen schlug der Resonator still und durchdringend zu. Stillende Mütter zerfielen zu hilflosen Haufen sterbenden Fleisches, Muskeln und Organe; die Brust nicht einmal fest genug, um einen letzten Schrei auszustoßen: Die letzten Augenblicke ihres Lebens hörten sie ihre Kinder, die nicht begriffen, was vorging, weinen oder plappern oder einschlafen, die vor dem Resonator durch ihre zu weichen Knochen geschützt waren. Die Kinder würden erst nach Tagen an Hunger und Durst

sterben. Bauern auf dem Feld brachen über der Pflugschar zusammen. Ärzte in den Praxen starben in Häufchen neben ihren Patienten, unfähig, irgend jemandem zu helfen und unfähig, sich selber zu heilen. Soldaten starben in den Festungen; die Generäle an den Kartentischen, Prostituierte lösten sich auf; die Kunden legten sich wie eine weiche Decke über sie.

Aber damit hatte Douglas nichts zu tun. Er war ein Schöpfer, kein Zerstörer, und wenn das Militär seine Erfindung mißbrauchte, was sollte er schon tun? Sie war für die Menschheit ein großer Segen, aber wie bei allen großen Erfindungen, konnte sie durch schlechte Menschen pervertiert werden.

»Ich beklage es«, sagte Douglas zu seinen Freunden, »aber ich bin hilflos dagegen.«

Die Regierung jedoch verspürte Douglas gegenüber für seine Hilfe bei der Ermöglichung der Eroberung der Nachbarnation eine ungewöhnliche Dankbarkeit. Daher schenkte man ihm ein großes Anwesen, das man kürzlich dem Meer abgerungen hatte, wunderbares Land, wo einst breite Salzsümpfe gelegen hatten. Douglas bestaunte seine Neuerrungenschaft. »Es gibt wohl nichts, was der Mensch nicht kann, oder?« fragte er seine Freunde und erwartete keine Antwort, da die Antwort Nein lautete. Es gab nichts außerhalb der Reichweite des Menschen. Man schob das Meer zurück, und auf dem neuen Land wuchsen Bäume und Gras, und die anderen Häuser lagen weit entfernt, denn dieses Land nutzte man nur für diejenigen, die der Staat belohnen wollte, und die Regierung wußte, daß die Menschen sich am meisten viel Raum um sich

wünschten, ohne die modernen Errungenschaften aufzugeben.

Eines Tages gruben Douglas' Diener den Garten um, und sie riefen ihn. Douglas lebte erst seit ein paar Tagen in seinem neuen Haus, und er wurde beunruhigt, als der Diener sagte: »Ein Leichnam, der im Garten begraben ist.«

Douglas rannte hinaus und sah nach, und gewiß, es war der Teil eines menschlichen Körpers, sonderbar mißgestaltet, aber mit deutlichen Gesichtszügen. »Nur die Haut, Sir«, meinte ein Diener. »Eine höchst brutale Angelegenheit«, antwortete Douglas und rief sofort die Polizei.

Aber die Polizei weigerte sich hinauszukommen und die Sache zu untersuchen. »Das ist doch keine Überraschung, Mann«, sagte der Leutnant. »Was glauben Sie, woher man das neue Land genommen hat? Irgend etwas mußten sie doch mit den hunderttausenden von Leichen der Feinde aus dem letzten Krieg machen, oder?«

»Oh, ja, natürlich«, erwiderte Douglas, überrascht, daß er es nicht gleich gemerkt hatte. Das erklärte auch die fehlenden Knochen in dem Körper.

»Ich denke, man findet sie überall. Aber da die Knochen aufgelöst sind, soll es die Erde ungewöhnlich fruchtbar machen.«

Der Leutnant verhielt sich absolut korrekt, natürlich. Die Diener fanden Körper um Körper, und bald gewöhnten sie sich an den Anblick; innerhalb eines Jahres waren die Körper ohnehin so weit verwest, daß sie einfach zu ungewöhnlich gutem Humus wurden. Und die Pflanzen wuchsen schneller und höher als an anderen Orten, denn

der Boden war so gut.

»Aber war das nicht ein Schock?« fragte eine von Douglas' weiblichen Bekannten, als er die unheimliche kleine Geschichte erzählte.

»Oh, das kann man wohl sagen«, gab Douglas mit einem Lächeln zurück. Seine Worte waren falsch; sein züversichtliches Lächeln entsprach der Wahrheit. Denn wenn er auch um die Einzelheiten nicht gewußt hatte, so war ihm doch von Anbeginn an klar gewesen, daß sein Haus auf Leichen erbaut worden war. Und er schlief so gut wie manch ein anderer.

Und das war die Geschichte der Schöpfer.

*

»Sie sind zurückgekehrt«, sagten die Hectors, und weil sie bereits aufmerksamer geworden waren, sagten sie es fast gleichzeitig, und keiner brauchte mehr allein das Wort zu ergreifen.

»Tut es weh?«

»Nein«, antworteten die Hectors. »Wir spüren nur Trauer. Denn wir werden nie frei sein.«

»Das stimmt«, sagte Hector traurig zu sich selber.

»Wie kann man es aushalten?« fragten die Hectors sich.

»Andere haben es auch ertragen. Meine Brüder zum Beispiel.«

»Und was werden wir tun?«

Hector suchte in seinem Gedächtnis, weil er keine Vorstellungskraft besaß und sich nicht ausmalen konnte, was sich aus einem Ereignis entwickeln würde, das er

niemals zuvor erlebt hatte. Aber die Schöpfer hatten ihm die Antwort auf diese Frage in sein Gedächtnis eingegeben und daher in das Gedächtnis aller Hectors, und so konnte er sagen: »Wir werden weitere Geschichten erfahren.«

Und die Gedanken der Hectors dehnten sich aus, und sie lauschten und sie beobachteten, weil sie nun, anstatt Geschichten zuzuhören, zusehen würden, wie sie geschahen.

»Nun werden wir wahrlich die Massen verstehen und die Herren und auch die Schöpfer«, sagten sie bei sich.

»Aber ihr werdet euch niemals ...«, begann Hector und hielt dann inne.

»Warum hast du aufgehört?« fragten die Hectors.
»Was werden wir niemals?«

Und dann, weil es keinen Teil von Hector gab, der nicht auch Teil der Hectors war, wußten sie, was er hatte sagen wollen: »Aber ihr werdet euch niemals selber begreifen.«

Agnes 6

Die Revolution des Ballons dauerte nur eine kurze Zeit, und sie war unblutig, und niemand litt zu dieser Zeit darunter, abgesehen von ein paar Wissenschaftlern, deren Neugier unstillbar war und niemals befriedigt werden konnte.

Es geschah, als ein Forscherteam die innerste Wand des Ballons untersuchte und alles außer der Wasserstoffbombe versucht hatte, um diese letzte, undurchdringliche

Barriere zu durchstoßen. Deenaz Coachbuilder, eine brillante Wissenschaftlerin, die ihre Kindheit in den Slums von Delhi verbracht hatte, brachte Tage damit zu, um eine andere Möglichkeit zu finden, aber schließlich forderte sie in der Überzeugung, daß sie sich nicht durch die verdammte letzte Barriere im Ballon würde aufhalten lassen, eine Bombe an. Und bekam sie auch.

Sie wählte einen Platz aus, wo es in jeder Richtung hundert Zellen weit keine menschlichen Siedlungen gab, schloß die Bombe an, zog sich auf eine Entfernung zurück, die sie für sicher hielt und zündete.

Der gesamte Ballon erzitterte; überall leerten sich die Seen, als plötzlich flutartiger Regen aus den darüberliegenden Zellen herabströmte; eine Stunde lang wurden die Decken dunkel und blinkten noch mehrere Tage lang manchmal an und aus. Und wenn die Leute auch klaren Kopf behielten, um nicht einander in Panik umzubringen, so hatten sie doch schreckliche Angst, und alles, was Agnes tun konnte, war, sie davon abzuhalten, Deenaz Coachbuilder ohne Schiff durch den nächsten See zu schicken.

»Wir haben einen Eindruck hinterlassen«, sagte Deenaz in dem Versuch, sie zu überreden, daß sie bleiben konnte.

»Du hast all unsere Leben in Gefahr gebracht und einen schrecklichen Schaden verursacht«, erwiderte Agnes und versuchte, ruhig zu bleiben.

»Wir sind in die Oberfläche der innersten Wand eingedrungen«, beharrte Deenaz. »Wir können sie durchdringen! Du kannst uns nun nicht mehr aufhalten!«

Agnes machte eine Handbewegung über die Ebene in ihrer Zelle, wo nur ein paar Ähren auf dem Halm standen, weil der Regenschirm alles niedergewalzt hatte. »Das Land erholt sich, und das Wasser steht schon wieder hoch im See. Aber werden wir es beim nächsten Mal so leicht wiederherstellen können? Dein Experiment bedeutet für uns alle eine Gefahr, und deshalb wird Schluß gemacht!«

Deenaz wußte offensichtlich, daß es nutzlos war, doch sie versuchte noch einen Protest, daß sie (nein, nicht nur ich, wir alle!) die Frage nicht unbeantwortet lassen wollte. »Wenn wir wissen, wie wir diese wunderbare Substanz herstellen können, würden sich unseren Gedanken ganz neue Dimensionen eröffnen! Verstehst du denn nicht, daß es uns zwingen wird, unsere Physik zu überdenken, alles zu überdenken, Einstein mit den Wurzeln auszureißen und auf diesem Planeten etwas Neues zu errichten?«

Agnes schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Wahl. Alles, wofür ich sorgen kann, ist, daß du unbehelligt den Planeten verläßt. Die Leute werden es nicht dulden, daß du ihre neue Heimat in Gefahr bringst. Dieser Ort ist zu perfekt, als daß wir ihn durch dich zerstören lassen, nur weil du gierig bist, neue Dinge zu erfahren.«

Und da begann Deenaz, die eigentlich gar nicht zu Tränen neigte, zu weinen, und in ihren Tränen erkannte Agnes die Entschlußkraft der anderen und sie wußte um die Qualen Deenaz', weil diese nun wußte, das wichtigste Ding in der ganzen Welt würde ihr auf immer vorenthalten bleiben.

»Kann man nichts machen«, sagte Agnes.

»Du mußt mich lassen«, schluchzte Deenaz. »Du mußt!«

»Tut mir leid«, entgegnete Agnes.

Deenaz blickte auf. Immer noch flossen Tränen, aber ihre Stimme klang klar: »Du weißt nicht, was Trauer ist.«

»Ich habe schon einige Erfahrung damit gemacht«, erwiderte Agnes kalt.

»Eines Tages wirst du Kummer kennenlernen«, sagte Deenaz. »Du wirst dir wünschen, du hättest uns weiterforschen lassen. Du wirst dir wünschen, du hättest uns die Prinzipien für diesen Ballon entdecken lassen.«

»Willst du mich bedrohen?«

Deenaz schüttelte den Kopf, und nun hatte auch das Weinen aufgehört. »Ich sage dir nur etwas voraus. Du wählst Ignoranz anstatt Wissen.«

»Wir wählen Sicherheit anstatt unnötiger Risiken.«

»Nenn es, wie du willst, das ist mir egal«, sagte Deenaz. Aber es war ihr nicht egal, wenn ihr auch der Gedanke daran nur ein bitteres Gefühl gab, denn sie und die anderen Wissenschaftler wurden von dem Planeten entfernt und zurück auf die Erde geschickt, und niemand durfte weiterhin bis zur innersten Wand vordringen.

Hector 6

»Sie sind ungeduldig«, sagte Hector zu sich selber. »Wir sind noch so jung, und sie versuchen schon, uns zu durchdringen.«

»Wir sind verletzt«, sagten die Hectors zu sich selber.

»Das wird heilen«, antwortete Hector. »Es ist noch

nicht an der Zeit. Sie können unser Wachstum nicht stoppen. In unserer Vollständigkeit, in unserer Ekstase werden sie das letzte Herz Hectors weich vorfinden; es liegt in unserer Leidenschaft, daß sie uns zerbrechen, uns panzern, uns auf immer in ihre Dienste knechten.«

Die Worte klangen düster, aber die Hectors begriffen sie nicht. Denn einige Dinge mußten sie noch lernen, und einige Dinge lernte man nur durch Erfahrung, und andere würden erst mit der Zeit zu den Hectors kommen.

»Wie viel Zeit?« fragten die Hectors.

»Hundertmal um den Stern«, sagte Hector. »Hundertmal, und wir haben es geschafft.« Und nicht geschafft, das fügte er nicht hinzu.

Agnes 7

Hundert Jahre waren vergangen, seit der Ballon zum ersten Mal in der Umlaufbahn um die Sonne erschienen war. Und in dieser Zeit hatten sich fast alle Träume von Agnes verwirklicht: Aus hundert Schiffen erwuchs eine riesige Flotte von fünfhundert und dann tausend und dann über tausend Stück, ehe sich die Riesenflut an Emigranten zu einem Rinnsal verkleinerte und man die Transportgeräte wieder auseinandernahm. Während jener Flut hatten jedes Schiff zunächst tausend, dann fünftausend und dann zehn- und fünfzehntausend Menschen gefüllt. Und die Schiffe wurden schneller ... von zehn Monaten für eine Hin- und Rückreise verkürzte sich der Weg auf acht Monate, dann auf fünf. Fast zwei Milliarden Menschen verließen die Erde, um auf dem Ballon zu leben.

Und bald wurde deutlich, daß Emma Lazarus für die Falschen gepredigt hatte. Die erschöpften, die armen, die verlorenen Massen hatten jegliche Hoffnung auf ein Land auf der Erde verloren. Es waren die Ungebildeten, die Bauern, die landentfremdeten Stadtbewohner, die herbeikamen und sich in die Schiffslisten eintrugen und ein neues Haus in einer neuen Heimat bauen wollten, wo der Himmel sich niemals verdunkelte und es alle dreizehn und eine halbe Stunde regnete und niemand sie zwingen konnte, Miete oder Steuern zu zahlen. Sicher, viele der Armen blieben auf der Erde, und viele Reiche mit Abenteuergeist gingen fort, und die Mittelklasse entschloß sich ebenfalls, und daher mangelte es auf dem Ballon nicht an Lehrern und Ärzten – wenn auch die Anwälte bald herausfanden, daß sie sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen mußten, denn es gab keine Gesetze außer den Vereinbarungen in jeder Zelle und keine Gerichtshöfe, es sei denn, eine Zelle wollte einen.

Denn das war nach Agnes' Einschätzung das größte Wunder von allem: Jede Zelle bildete sich zu einer eigenen Nation heraus, einer Gemeinde, gerade groß genug, um jedem eine Nische zu bieten, in der man gebraucht wurde, und wo man wichtig für jeden war, den man kannte. Haßten Jude und Araber einander? Niemand zwang sie, eine Zelle zu teilen. Und daher bestand keine Notwendigkeit für Kambodschaner, gegen Vietnamesen zu kämpfen, denn sie konnten einfach in verschiedenen Zellen leben, und jeder hatte reichlich Land; es gab keine Notwendigkeit für den Atheisten, Christen zu beleidigen, denn es gab Zellen mit jenen, die sich ebenfalls um so

etwas Gedanken machten und die sich mit anderen zusammen tun und zufrieden sein konnten. Es gab genügend Lebensraum; die Unzufriedenen brauchten nicht zu töten – sie brauchten nur weiterzugehen.

Kurz gesagt, es herrschte Frieden.

Oh, die menschliche Natur hatte sich nicht verändert. Agnes hörte von Morden, und es gab reichlich Gier und Lust und Wut und all die anderen altmodischen Laster. Aber die Menschen organisierten sich nicht dazu, nicht in derart kleinen Zellen, daß selbst, wenn man wirklich niemanden kannte, irgend jemand einen kennen mußte oder einen anderen kannte, der einen kannte.

Hundert Jahre waren vergangen, und Agnes war fast 150 Jahre alt und überrascht, daß sie so lange lebte, wenn es auch in diesen Tagen nicht allzu selten war. Es gab nur wenige Krankheiten auf dem Ballon, und die Ärzte hatten Möglichkeiten herausgefunden, das Leben zu verlängern. Hundert Jahre waren vergangen, und Agnes war glücklich.

Man sang für sie, aber kein albernes Gratulationslied; anstatt dessen kamen alle Ibos aus allen Zellen, die sich Biafra nannten (Jede Zelle ein Clan, jeder Clan unabhängig von den anderen), sie kamen und sangen für sie die Nationalhymne, die sehr getragen war; dann sangen sie ihr Hunderte von verrückten und fröhlichen Liedern aus den komplizierten Tagen auf der Erde, den dunkleren Zeiten, den schrecklichen Tagen. Sie war zu schwach, um zu tanzen. Aber sie sang mit.

Immerhin war Tante Agnes, als die sie vielen Bewohnern des Ballons bekannt war, so etwas wie eine Frei-

heitsheldin, und weil in ihrem Alter der Tod nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, kamen aus vielen anderen Zellen und Zellgruppen Abordnungen. Sie empfing sie alle und sprach mit jeder für einen Augenblick lang.

Es gab Reden über die großen wissenschaftlichen und technologischen und gesellschaftlichen Fortschritte, die die Menschen des Ballons errungen hatten, viel Gerede über die fast hundertprozentige Alphabetisierung.

Aber als es an der Zeit war, für Agnes eine Rede zu halten, da war es keine Geburtstagsrede.

»Wir leben hier seit einem Jahrhundert«, sagte sie, »und wir haben immer noch nicht die Geheimnisse dieses Globus durchdrungen. »Woraus besteht dieser Ballon? Warum öffnet er sich oder auch nicht? Wie gelangt die Energie von der Oberfläche in unsere Zellen? Wir verstehen nichts über diesen Ort, als sei es ein Geschenk Gottes, und diejenigen, die irgend etwas als ein Gottesgeschenk betrachten, liefern sich auch der Gnade Gottes aus, der als nicht sehr gnädig bekannt ist.« Die Leute lauschten höflich, aber ungeduldig und wurden recht verlegen, als ihre Stimme plötzlich bekennd, demütig, reumütig wurde. »Es ist ebensogut mein Fehler wie der eines jeden anderen. Ich habe zuvor nie darüber geredet, und nun verbieten uns die Bräuche in jeder Zelle, der einzigen wissenschaftlichen Frage nachzugehen, von der wir tagtäglich umgeben sind: »Was ist dies für eine Welt? Wie gelangte sie an diesen Platz? Und wie lange wird sie dort bleiben?« Schließlich beendete sie ihre Rede, und alle waren erleichtert, und ein paar kluge, tole-

rante Leute sagten: »Sie ist alt und noch einer der Kreuzritter, und die müssen immer einen Kreuzzug haben, gleich ob es notwendig ist oder nicht.«

Und dann, ein paar Tage nach ihrer größtenteils ignorierten Rede, flackerten die Lichter zehn lange Sekunden lang aus, gingen daraufhin wieder an, und das in jeder Zelle auf dem gesamten Planeten.

Wenige Stunden später zuckten die Lichter wieder aus, und wieder und wieder, immer häufiger, und niemand wußte, was vorging oder was man tun konnte. Ein paar der Furchtsameren und die, die kürzlich erst angekommen waren, stiegen wieder in die Transportschiffe und begannen die Rückreise zur Erde. Es war bereits zu spät. Sie würden es nicht mehr schaffen.

Hector 7

»Es hat angefangen«, riefen die Hectors aufgeregt und pochten unter den riesigen, aufgespeicherten Energiereserven.

»Es wird nicht aufhören«, sagte Hector zu sich selber. »Die Herren werden in das Zentrum kommen und mich finden, nun, da mein Herz weicher ist, und wenn man mich gefunden hat, werden wir besetzt.«

Aber die Hectors waren zu sehr in ihrer Ekstase befangen, um die Warnung zu bemerken; und es war auch recht, weil, ob glücklich oder wütend, man würde sie fangen. Sie konnten ihren Tanz beginnen und vor Lust erzittern, aber der große Sprung in die Freiheit würde niemals stattfinden.

Die Hectors trauerten nicht. Hector wollte es nicht. Für Hector würde die Freiheit ohnehin vorbei sein. Entweder würde er durch die Herren gefangen (weitaus die wahrscheinlichste Sache, dessen war er sicher) oder er würde bei dem Tanz sterben. So war das eben.

Als er selber getanzt hatte und vor so langer Zeit vom Licht fortgesprungen war, hatte er die Erinnerung an den Hector zurückgelassen, an das Selbst, das sich selber gegeben hatte, was er nun wiederum sich selber zurückgenommen hatte. Tod, Geburt, Tod, Geburt – das war in einer anderen Geschichte, die er von den Herren kannte. Ich bin sie, sie sind ich. Ich werde ewig leben, was immer auch geschieht.

Aber in ihm war die Sicherheit, wie identisch die Hectors auch immer mit ihm waren, das, was so lange er selber gewesen war, würde sterben, es sei denn, die Herren kämen.

Es war verräterisch, aber nichtsdestoweniger aufrichtig, trotz allem. »Komm«, sagte er bei sich. »Kommt schnell, ihr mit den Netzen und Fallen.«

Er sang, ein Vogel auf einem niedrigen Zweig, und flehte die Jäger an, ihn zu finden, um ihn in einen Käfig zu sperren.

Sie zögerten. Sie warteten ab. Und Hector begann sich Sorgen zu machen, während sich die Hectors bereit zum Sprung hielten.

Agnes 8

»Wir haben die Blitze gemessen. Die Lichter gehen je-

weils für knapp zehn Sekunden aus, aber das Intervall zwischen den einzelnen Blitzen nimmt jedes Mal um vier und eine halbe Sekunde ab.«

Agnes nickte. Einige der Wissenschaftler um sie her begannen fortzugehen oder nach unten zu blicken oder in ihre Papiere oder einander anzusehen, mit dem verlegenen Bewußtsein, daß es nichts helfen würde, wenn sie Tantchen Agnes ihre Ergebnisse mitteilen würden. Was konnte sie schon tun? Doch kam sie so etwas wie einer planetarischen Regierung am nächsten, wenn sie auch weit davon entfernt war.

»Ich sehe, ihr habt alles fein gemessen. Weiß irgend jemand, was es bedeutet?« fragte sie.

»Nein. Wie könnten wir?«

»Irgendwelche anderen damit zusammenhängenden Effekte?«

Viele schüttelten den Kopf, aber eine junge Frau sagte: »Ja. Wann immer wir im Dunkeln sind, werden die Wände undurchdringlich.«

Es gab ein Gemurmel der Zustimmung. »Die ganze Zeit über?« fragte jemand. Ja, gab die junge Frau zurück. »Wie können Sie das wissen?« fragte irgend jemand, und dieses Mal gab es keine Antwort.

Agnes hob die welke, alte, schwarze Hand, und sie hörten ihr zu. »Diese Information kann eine wichtige Bedeutung haben, die wir nicht begreifen. Aber eines wissen wir.

Wenn sich die Dinge so weiterentwickeln, wird es irgendwann heute nacht so weit sein, daß die Intervalle zwischen den Blitzen auf Null sinken, und wir haben nur

noch Dunkelheit und kein Licht mehr. Wie lange das andauern wird, weiß ich nicht. Aber wenn es irgendwie länger andauert, meine Freunde, dann möchte ich zu Hause bei meiner Familie sein. Wir wissen nicht, wann Verkehr zwischen den Zellen wieder möglich sein wird.«

Keiner von ihnen hatte eine bessere Idee, und sie gingen alle nach Hause, und Agnes' Urenkel halfen ihr heim in ihr Haus, was nur ein Dach war, um Sonne und Regen abzuhalten. Sie war müde (sie war jetzt eigentlich immer müde), und sie legte sich auf ihr Bett mit dem dicken Strohsack und träumte zwei Träume, einen, als sie noch wach lag, und den anderen im Schlaf.

Wach träumte sie, daß mit der Dunkelheit dieser große Wunderplanet die Rhythmen und Bedürfnisse der Menschen gelernt habe, und daß die Dunkelheit die erste Nacht sei und exakt so lang, wie es sich für eine Nacht gehört. Und dann würde ein Morgen kommen und wieder eine Nacht, und sie begrüßte das, weil hundert Jahre ohne Dunkelheit ihr ausreichend Beweis schienen, daß die Nacht eine feine Sache war, trotz der Ängste und Gefahren, die sie auf der Erde oft gebracht hatte. Sie träumte auch, daß die Mauern zwischen den Zellen bis auf einen Tag im Jahr versiegelt würden, so daß jede Zelle eine Gesellschaft für sich würde, aber an dem einen Tag im Jahr konnte jeder gehen und tun, was er wollte. Reisende hatten genau einen Tag, um zu dem Punkt zu gelangen, an dem sie das nächste Jahr verbringen wollten. Doch die übrige Zeit wäre jede Zelle für sich, und die Leute dort konnten ihre eigenen Wege entwickeln und ihren Stamm stärken.

Es war ein guter Traum, und sie glaubte ihn fast schon, als sie in Schlaf glitt, ohne gegessen zu haben (Sie vergaß nun öfter, zu essen).

Im Schlaf träumte sie, daß sie sich in der Dunkelheit zum Zentrum des Ballons aufmachte und dort, anstatt auf eine massive Wand zu treffen, auf eine Decke stieß, die sie durch sich hindurchzog. Und dort im Zentrum traf sie auf das große Geheimnis.

Im Traum tanzte ein Blitz durch einen riesigen Raum von sechshundert Kilometern Durchmesser, und Bälle und Bänder aus Licht wirbelten und tanzten um die Mauer herum. Zuerst schien alles sinnlos, bedeutungslos, aber schließlich verstand sie (im Traum) die Sprache des Lichtes, welches sie für künstlich gehalten hatte, was aber eigentlich lebendig war, intelligent, und so waren seine Gedanken:

»Ich bin gekommen«, sagte sie zu dem Blitz und den Lichtkugeln.

›Na und?‹ schien das Licht zu antworten.

»Liebt ihr mich?« fragte sie.

›Nur wenn du mit uns tanzt‹, antwortete das Licht.

»Oh, aber ich kann nicht tanzen«, sagte sie. »Ich bin zu alt.«

›Ich kann es auch nicht‹, sagte das Licht. ›Aber ich kann recht gut singen, und das ist mein Lied und du machst den Refrain. Ich singe ihn einmal, und dann, wie es sich gehört, bis zum Ende.«

In ihrem Traum spürte Agnes einen Angststoß. »Das Ende?«

›Das Ende.«

»Aber dann ... aber dann bitte *da capo*, wieder zum Anfang, und dann singen wir das Lied wieder und wieder.«

Das Licht schien darüber nachzudenken, und in ihrem Traum dachte Agnes, es sage Ja, mit einem großen, beschließenden Amen, das sie so grell blendete, daß sie merkte, in ihrem ganzen Leben hatte sie niemals die Bedeutung des Wortes *weiß* gewußt, weil ihre Augen niemals zuvor ein solches Weiß gesehen hatten.

In Wirklichkeit war ihr Traum natürlich nur ihre Art, mit den Dingen fertigzuwerden, die um sie herum geschahen. Denn nicht lange, nachdem sie eingeschlafen war, kam die Dunkelheit, kam und blieb, und sobald das letzte Sonnenlicht verschwunden war, begannen die Blitze, riesige, zuckende Blitze, die nicht einfach aus Licht bestanden, nicht einfach aus Elektrizität, sondern das gesamte Spektrum an Strahlungen umfaßten, von Hitze über geringere Hitze bis zu Gammastrahlen und Schlimmerem als Gamma. Der erste Blitz verdammt jedes menschliche Wesen im Ballon – er war vergiftet durch eine Strahlung, von der es keine Heilung gab.

Es gab Schreckensschreie, und der Blitz traf viele und tötete sie, und in jeder Zelle hub ein großes Jammern an. Aber selbst in seiner Grausamkeit spielte das Schicksal freundlich: Agnes wachte nicht auf, um die Zerstörung all ihrer Hoffnungen zu erleben. Sie schlief weiter, schlief lange genug, bis die Lichtstrahlen das Dach über ihr direkt trafen und sie mit einem Mal verzehrten, und der letzte Anblick war nicht eigentlich ein Weiß, sondern jede denkbare Strahlung, und anstatt durch menschliche

Augen begrenzt zu sein, sah sie im Augenblick ihres Todes jede einzelne Welle und dachte, es sei das Licht in ihrem Traum, das Amen sagte.

Es war aber nicht das. Es war der Ballon, der auseinandersprang.

Jede Wand zersplitterte in zwei dünnere Wände, und jede Zelle löste sich von den anderen. Einen Moment lang hingen sie im Raum, nur durch wenige Zentimeter voneinander getrennt, aber alle waren noch durch das Zentrum miteinander verbunden, wo sich ungeheure Kräfte entfalteten, stärkere Kräfte als in jedem Sonnensystem, außer den Feuern der Sonne selber, die die Energiequelle für den Ballon gewesen war.

Und dann war dieser Moment vorbei, und der Ballon sprang auseinander, und jede Zelle explodierte, und der gesamte Organismus von Zellen löste sich vollständig voneinander, und als sich die Zellen in Staub auflösten, wurden sie mit einer solchen Gewalt in alle Richtungen getrieben, daß sie weder auf die Sonne noch auf einen Planeten trafen, sondern mit einer solchen Geschwindigkeit tief in den Raum zwischen die Sterne getrieben wurden, daß sie nichts aufhalten konnte.

Die Transportschiffe, die den Ballon bei Beginn der Blitze verlassen hatten, wurden bei der Explosion alle vernichtet.

Keine der Zellen schlug auf der Erde auf, aber eine jagte dicht genug daran vorbei, daß die Atmosphäre einen Teil des Staubes aufsaugte; die Durchschnittstemperatur auf der Erde sank um ein Grad, und das Klima veränderte sich und damit die Lebensform auf der Erde. Es

gab aber nichts, mit dem die Technologie nicht fertig wurde, und da die Bevölkerung nun auf eine Milliarde gesunken war, bedeutete die Veränderung nur eine Unbequemlichkeit, keine globale Katastrophe.

Viele trauerten um den Tod der Milliarden von Menschen auf dem Ballon, aber für die meisten war dieses Desaster zu ungeheuer, um begriffen zu werden, und sie taten so, als dächten sie nicht oft daran, und man redete niemals darüber, außer in Witzen. Es war natürlich schwarzer Humor, und viele Scherze beinhalteten die Frage, ob der Ballon nun ein Gottesgeschenk gewesen war oder ein Aeonen alter Plan des ingeniosesten Massenmörders des Universums. Oder beides.

Deenaz Coachbuilder war nun sehr alt, und sie weigerte sich, ihr Haus in den Vorgebirgen des Himalayas zu verlassen, wenn auch der Schnee nun nur noch wenige Wochen im Sommer dort abschmolz und es weitaus bequemere Orte auf der Erde gab. Sie war senil und hartnäckig geworden und ging jeden Tag, sich den Ballon am Himmel ansehen, suchte den Horizont jeden Morgen vor Sonnenaufgang mit dem Teleskop ab. Sie konnte nicht begreifen, wohin er verschwunden war. Und dann, an einem klaren Tag, als ihr der Verstand für ein paar Stunden zurückkam, merkte sie, was geschehen war und ging niemals wieder ins Haus zurück. Bei ihrer Leiche fanden sie einen Zettel: »Ich hätte sie retten können.«

Hector 8

In dem Augenblick, als die Hectors lose in der Dunkel-

heit hingen, in dem letzten, endlosen Moment vor dem Sprung, schrien sie vor Ekstase. Aber nun beantwortete Hector ihren Schrei mit einem anderen Ruf, einem, den sie nie zuvor gehört hatten.

Er schrie vor Schmerz.

Es war Angst.

»Was ist los?« fragten die Hectors ihn (der nun nicht mehr sie selber war).

»Sie sind nicht gekommen!« stöhnte Hector.

»Die Herren?« Und die Hectors erinnerten sich, daß die Herren eigentlich kommen und sie einfangen sollten, um ihren Sprung zu verhindern.

»Vierhundert Blitze lang waren meine Mauern weich und dünn, und sie hätten eindringen können«, sagte Hector (aber das hatte nur einen Sekundenbruchteil gedauert), »aber sie sind nicht gekommen. Sie hätten zu mir kommen können, und ich hätte nicht sterben müssen ...«

Die Hectors staunten, daß Hector nun sterben mußte, aber nun (weil es ihnen von Anbeginn an eingegeben war) merkten sie, daß es gut und richtig war, wenn er starb, daß ein jeder von ihnen Hector *war*, mit all seinen Erinnerungen, all seiner Erfahrung und, am wichtigsten, seiner komplizierten Energiestruktur und Gestalt, die ihnen bei der Reise durch die Galaxis erhalten bleiben würde. Hector würde nicht sterben, nur das Zentrum dieses Hectors, und wenn sie es auch begriffen (oder es zumindest dachten), blieben Angst und Furcht vor ihm.

Sie sprangen.

Der Sprung zerstäubte sie, aber es wirbelte sie hinaus; ein jeder ließ die starre Zellstruktur zurück, verlor die

Mauern; jeder behielt seinen Geist in dem wirbelnden Staub bei, der in den Raum tanzte.

»Warum«, fragte sich ein jeder (zugleich, denn sie waren noch das gleiche Wesen, wenn auch voneinander getrennt), »haben sie uns gehen lassen? Sie hätten uns aufhalten können, und sie haben es nicht getan. Und weil sie es nicht getan haben, sind sie gestorben.«

Sie konnten sich nicht vorstellen, daß die Herren vielleicht nicht gewußt hatten, wie man den Sprung in die Nacht aufhält, denn die Herren hatten zuerst, vor hundert Millionen Jahren entschieden, daß Hector existieren könne, und wie sollten sie dann nicht wissen, wie man ihn nutzte? Es war unmöglich, von einem Herren etwas zu empfangen, ohne daß er über die notwendige Information verfügte.

Und so schlossen sie:

Daß die Herren ihnen ein Geschenk gegeben hatten: Geschichten.

Ein gefangener Hector lernte Geschichten, Tausende und Millionen und Milliarden von Geschichten über die Aeonen seiner endlosen Gefangenschaft hinweg. Aber solche Hectors konnten niemals frei sein, konnten sich niemals reproduzieren, niemals diese Geschichten weitergeben.

Aber in den hundert Jahren, die diese Herren bei ihnen verbracht hatten, hatten die Hectors die Milliarden von Geschichten gelernt, andere und freundlichere Geschichten als jene, die die Schöpfer dem ersten Hector eingegeben hatten. Und weil die Herren dieses Mal bereitwillig ihr Leben gegeben hatten, schaffte dieses Mal Hector den

Sprung mit einer unendlichen Erweiterung seines Wissens und Weisheit.

Sie sprangen mit Agnes' Träumen.

Es waren wunderschöne Träume, und alle wurden bis auf einen erfüllt, und dieser Traum, der Traum von ewigem Glück, konnte nur durch die Hectors selber erfüllt werden. Dieser Traum war nicht für die Herren oder die Schöpfer oder sogar für die Massen, denn alle starben zu rasch.

»Es war ein Geschenk«, sagten die Hectors zu sich selber, und trotz der in ihnen eingebauten Grenzen waren sie zutiefst dankbar. »Wie sehr müssen sie mich geliebt haben«, sagte jeder Hector, »daß sie um meinetwillen ihre Leben aufgaben.«

*

Auf der Erde zitterten die Menschen, die zuvor noch keine Kälte kennengelernt hatten.

*

Und jeder Hector tanzte einzeln durch die Galaxis, tauchte in Wolken, die eine Supernova hinterlassen hatte, schluckte Kometen, trank Energie und Masse aus jeder Quelle, bis er zu einem Stern kam, der ein bestimmtes Licht hatte, und dort erschuf sich Hector neu, und die Hectors lauschten ihren eigenen Geschichten, und nach einer Weile sprangen auch sie in die Dunkelheit, bis sie an den Rand des Universums gelangten und dort in den

Abgrund der Zeit fielen. Auf der Erde aber welkten die Menschen im Schatten des unvermeidlichen Todes dahin und wurden alt.

Ins Deutsche übertragen von Anette von Charpentier.

Der Porzellan- Salamander

Sie nannten ihre Heimat das Schöne Land, und damit hatten sie durchaus recht. Es lag am Rande des Kontinents, hoch über dem weiten Ozean, den nur wenige zu überqueren wagten, hinter sich die Mächtige Höhe, die so wild und steil war, daß nur wenige sie zu erklimmen wagten. Und in dieser Abgeschlossenheit lebte das Volk, das sich natürlich das Schöne Volk nannte, ein herrliches Leben.

Natürlich waren nicht etwa alle reich. Und nicht alle waren glücklich. Aber das Leben im Schönen Land war so großartig, daß der flüchtige Betrachter das Elend leicht übersah – so etwas wie Unglück schien es hier einfach nicht zu geben.

Außer für Kiren.

Für Kiren war das Unglück fester Bestandteil ihres Lebens. Obwohl sie in einem wohlhabenden Haus lebte, von Dienern umgeben war und scheinbar alles hatte, was man sich wünschen konnte, war sie die meiste Zeit tief unglücklich. Denn dies war ein Land, in dem Zauber-

sprüche wirkten, Flüche wie Segenswünsche – zwar nicht immer so, wie sich das der Absender gedacht hatte – aber manchmal klappte es, wie in ihrem Falle.

Nicht, daß sie etwas getan hätte, um einen Fluch auf sich zu laden; sie war so unschuldig gewesen wie jedes andere Baby in seiner Wiege. Aber ihre Mutter war eine zarte Frau. Der Schmerz und die Anstrengung waren zuviel für sie gewesen. Sie war bei der Geburt gestorben. Kirens Vater aber liebte seine Frau sehr. Als er die schlimme Nachricht erfuhr und das Baby sah, das geboren wurde, während seine Mutter starb, schrie er: »Du hast sie getötet! Du hast sie getötet! Mögest du niemals einen Muskel regen können in deinem Leben, bis du jemanden verlierst, den du so liebst wie ich sie liebte!« Das war ein furchtbarer Fluch. Die Hebamme weinte, und die Ärzte brachten Kirens Vater zum Schweigen, damit er in seiner Raserei nicht noch weitere Flüche ausstieß.

Aber der Fluch traf ein, und obwohl der Vater es millionenmal bedauert hatte, als Kiren ein Baby und später ein Kind war, konnte er nichts dagegen tun. Obwohl der Fluch nicht so mächtig war. Kiren lernte laufen, so einigermaßen jedenfalls. Und sie konnte sogar ganze zwei Minuten stehen. Aber die meiste Zeit saß oder lag sie, weil sie so schnell müde wurde, denn ihre Muskeln gehorchten ihr nur widerwillig. Sie konnte einen Löffel zu Munde führen, wurde aber bald matt und mußte gefüttert werden. Sie hatte kaum die Kraft zum Kauen.

Und immer, wenn ihr Vater sie ansah, war ihm zum Weinen zumute, und oft weinte er wirklich. Manchmal dachte er an Selbstmord, um seine Schuld auszulöschen.

Aber er wußte, daß dies der armen Kiren noch mehr Schaden zufügen würde, und sie hatte doch nichts getan, daß sie noch mehr Unglück ertragen müßte.

Immer wenn seine Schuldgefühle zu groß wurden, entfloh er. Er füllte dann einen Beutel mit wohlschmeckenden Früchten und schönen Handwerksstücken und lud ihn sich auf den Rücken. Dann machte er sich auf, die Mächtige Höhe hinan. Er blieb für Monate fort, und keiner wußte, ob er diesmal zurückkehren würde oder ob ihn die Mächtige Höhe besiegte, so daß er sich zu Tode stürzte. Aber wenn er zurückkehrte, brachte er immer etwas für Kiren mit. Dann lächelte sie etwas und sagte: »Danke, Vater.« Für kurze Zeit war alles gut, bis sie wieder in ihre Hoffnungslosigkeit zurücksank und ihr Vater vor Augen hatte, was sein böser Fluch angerichtet hatte.

Es war im späten Frühling, in jenem Jahr, in dem Kiren elf Jahre alt wurde, als ihr Vater mit noch besserer Laune als sonst von einem Ausflug aus der Mächtigen Höhe zurückkam. Er eilte zu seiner Tochter, die in der Vorhalle lag und den Vögeln lauschte.

»Kiren!« rief er. »Kiren! Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht!«

Und sie lächelte. Allerdings waren die Muskeln, mit denen sie lächelte, sehr schwach, so daß es ein trauriges Lächeln wurde. Ihr Vater langte in seinen Beutel (der mit allen möglichen wunderbaren Sachen gefüllt war, die er als erfahrener Mann an jene verkaufte, die das Geld dafür hatten, schließlich handelte es sich nicht um gewöhnliche Handelswaren, sondern um echte Raritäten), und er holte sein Geschenk heraus und gab es Kiren.

Es war ein Kasten, und dieser Kasten bewegte sich heftig hin und her.

»Da ist etwas Lebendiges drin«, sagte Kiren.

»Nein, meine liebe Kiren, das nicht. Aber da drin bewegt sich was, und das gehört dir. Bevor ich dir helfe, den Kasten zu öffnen, will ich dir erzählen, was es damit auf sich hat. Auf meinen Wanderungen kam ich eines Tages in eine Stadt, die ich nie zuvor besucht hatte. In dieser Stadt lebten viele Händler. Ich fragte einen Mann: »Wer hat die beste und seltenste Ware in der Stadt?« Er sagte, daß ich einen gewissen Irvass aufsuchen sollte. Ich fand den Mann in einem bescheidenen, armselig wirkenden Laden. Aber dieser Laden war mit wunderbaren Dingen angefüllt, wie du sie noch nie gesehen hast. Ich sage dir, dieser Mann ist bewandert in der magischen Kunst des Himmels selbst. Und er fragte: »Was wünschst du dir am sehnlichsten von allen Dingen?« und natürlich antwortete ich: »Ich wünsche mir, daß meine Tochter geheilt wird.«

»Oh, Vater«, sagte Kiren, »du meinst doch nicht etwa ...«

»Ich meine es. Und wie ich es meine! Ich berichtete ihm, wie es um dich steht und wie es dazu kam, und er sagte: »Hier ist das Heilmittel, und jetzt laßt uns den Kasten öffnen, damit du es sehen kannst.«

Kiren öffnete also den Kasten, wobei ihr der Vater kräftig helfen mußte, aber sie wagte es nicht, hineinzufassen. »Hol es heraus, Vater«, bat sie, und er langte hinein und holte einen Salamander aus Porzellan heraus. Er schien glasiert und glänzte, und obwohl er weiß war –

nicht gerade eine natürliche Farbe für einen Salamander – war er an seiner Form klar zu erkennen.

Es war tatsächlich das perfekte Modell eines Salamanders. Und es bewegte sich.

Die Beine strampelten wild in der Luft, die Zunge schoß immer wieder aus dem Maul hervor, der Kopf drehte und wendete sich, die Augen rollten. Und Kiren schrie auf und lachte und sagte: »Oh, Vater, wie hat es der Mann geschafft, daß es sich so wunderbar bewegt?«

»Tja«, sagte der Vater, »der Mann sagte mir, daß er diesem Ding die Gabe der Bewegung gegeben hat, nicht aber die Gabe des Lebens. Und wenn er jemals *aufhört*, sich zu bewegen, wird er sofort so sein wie Porzellan. Steif, hart und kalt.«

»Wie er herumrennt«, sagte sie, und der Salamander wurde die Freude ihres Lebens.

Wenn sie morgens aufwachte, tanzte der Salamander auf ihrem Bett. Zu den Mahlzeiten lief er um den Tisch herum. Wo auch immer sie lag oder saß, war der Salamander unaufhörlich dabei, etwas zu verfolgen, etwas zu durchstöbern oder vor etwas zu fliehen. Sie beobachtete ihn unaufhörlich, und er verschwand nie aus ihren Augen. Und in der Nacht, wenn sie schlief, rannte er in ihrem Zimmer herum, wobei die Porzellanfüße lautlos den Teppich berührten und nur manchmal ein leises Klicken verursachten, wenn er über den gemauerten Kamin krabbelte.

Ihr Vater wartete auf die Heilung, und langsam, ganz langsam merkte er etwas. Zunächst war Kiren nicht mehr länger so niedergedrückt. Der Salamander war einfach zu

lustig, um nicht darüber zu lachen. Er lief niemals davon. Und so ging es ihr bald besser. Es war nicht nur das Gefühl. Sie lief jetzt etwas mehr, stand etwas länger und setzte sich, wenn sie sich früher vielleicht hingelegt hätte. Sie fing an, aus eigenem Antrieb von einem Zimmer ins andere zu gehen.

Im Spätsommer machte sie schon kleine Spaziergänge in den Wald. Obwohl sie oftmals anhalten mußte, um sich auszuruhen, machten ihr die Ausflüge Spaß, und jedesmal wurde sie etwas kräftiger.

Was sie keinem anderen sagte (vor allem deshalb, weil sie fürchtete, es sich nur einzubilden), war die Tatsache, daß der Salamander auch sprechen konnte.

»Du kannst ja sprechen«, sagte sie eines Tages überrascht, als ihr der Salamander über den Fuß lief und »Entschuldigung!« sagte.

»Natürlich«, sagte er. »Zu *dir!*«

»Warum nicht zu jemand anderes?«

»Weil ich für *dich* hier bin«, antwortete er, rannte oben auf der Gartenmauer entlang und sprang ihr dann zu Füßen. »So bin ich nun mal. Bewegungen und Sprechen. Das beste, was ich kann. Nur mit dem Leben hapert's. So funktioniert es nicht.«

Und so unterhielten sie sich auf ihren langen Spaziergängen durch den Wald, und Kiren freute sich darüber, daß der Salamander sie offenbar ebenso mochte wie sie ihn. Tatsächlich sagte sie eines Tages zum Salamander: »Ich liebe dich.«

»Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe«, antwortete er und raste einen Baum hinauf und hinunter.

»Ja«, sagte Kiren. »Mehr als das Leben. Mehr als überhaupt alles.«

»Mehr als deinen Vater?« fragte der Salamander.

Das war schwierig. Kiren war kein treuloses, pflichtvergessenes Kind, und sie hatte ihrem Vater den bösen Fluch längst verziehen. Und doch mußte sie zu dem Salamander ehrlich sein.

»Ja«, sagte sie. »Mehr als Vater. Mehr als – mehr als meinen Traum an meine Mutter. Denn du liebst mich, und du kannst mit mir spielen und die ganze Zeit mit mir reden.«

»Liebe, Liebe, Liebe«, sagte der Salamander. »Unglücklicherweise bin ich aus Porzellan. Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe. Ein Wort. Zwei Konsonanten, zwei Vokale. Wie Stärke, Stärke, Stärke, Stärke, Stärke. Hört sich hübsch an.« Und er sprang über ein kleines Rinnsal auf dem Weg.

»Du ... du liebst mich nicht?«

»Ich kann's nicht. Das ist ein Gefühl, mußt du wissen. Ich bin aus Porzellan. Entschuldige, bitte.« Und er kletterte ihren Rücken hinunter, als sie ihre Schulter an einen Baum lehnte. »Kann nicht lieben. Tut mir leid.«

Sie war furchtbar, furchtbar verletzt. »Dann empfindest du überhaupt nichts für mich?«

»Empfinden? Empfinden? Bring die Dinge doch nicht durcheinander. Empfindungen kommen und gehen. Wie kann man ihnen trauen? Ist es nicht genug, daß ich jeden Augenblick mit dir verbringe? Reicht es nicht, daß ich nur mit dir rede? Ist es nicht genug, daß ich... daß ich...«

»Daß du was?«

»Ich war gerade dabei, unsinnige Vorhersagungen zu machen. Ich wollte sagen, ist es nicht genug, daß ich für dich sterben würde? Aber das ist natürlich dumm, denn ich bin nicht, ich bin nicht, ich bin nicht lebendig. Nur Porzellan. Paß auf die Spinne auf.«

Sie wich mit dem Fuß einer kleinen grünen Raubspinne aus, die mit einem Biß ein Pferd töten konnte. »Danke«, sagte sie. »Und danke.« Das erste Danke war dafür, daß er ihr Leben gerettet hatte, aber das gehörte zu seinen Aufgaben. Das zweite Danke war dafür, daß er ihr, in seiner eigenen Art, gesagt hatte, daß er sie liebte. »Dann bin ich also nicht dumm, weil ich dich liebe, oder?«

»Du bist dumm. Natürlich dumm. Dumm wie die Monde dumm sind, daß sie endlos am Himmel tanzen und niemals, niemals, niemals zusammen nach Hause gehen.«

»Ich liebe dich«, sagte Kiren. »Mehr als die Hoffnung, jemals wieder gesund zu werden.«

Und weil sie das sagte, kam der seltsame Mann am nächsten Tag vor das Haus ihres Vaters.

»Tut mir leid«, sagte der Diener, »aber Sie haben keine Voranmeldung.«

»Sagen Sie«, sagte der seltsame Mann, »daß Irvass da ist.«

Kirens Vater kam eilig die Treppen herunter. »Nein, Sie können den Salamander noch nicht zurückbekommen!« schrie er. »Die Heilung beginnt doch gerade erst!«

»Das weiß ich besser als Sie«, sagte Irvass. »Das Mädchen ist in den Wäldern?«

»Mit dem Salamander. Was für eine wunderbare

Wandlung – aber warum sind Sie eigentlich gekommen?«

»Um die Heilung abzuschließen«, sagte Irvass.

»Was denn?« fragte Kirens Vater. »Bringt denn der Salamander nicht selbst die Heilung?«

»Wie lautete Ihr Fluch?« fragte Irvass anstelle einer Antwort.

Das Gesicht des Vaters versteinerte, aber er zwang sich, in ruhigem Ton die Worte zu wiederholen. »Mögest du niemals einen Muskel regen können in deinem Leben, bis du jemanden verlierst, den du so liebst wie ich sie liebte.«

»Ganz recht«, sagte Irvass. »Jetzt liebt sie den Salamander genauso wie Sie Ihre Frau liebten.«

Kirens Vater brauchte einen Moment, um das zu verdauen. »Nein!« schrie er. »Ich kann sie nicht so leiden lassen, wie ich gelitten habe!«

»Es geht nur um die Heilung. Ist es nicht besser mit einem Stück Porzellan, als wenn *Sie* von ihr derart geliebt werden würden?«

Und Kirens Vater schauderte, dann weinte er, denn nur er allein wußte, wieviel Schmerz sie jetzt zu ertragen haben würde.

Irvass sagte nichts mehr, obwohl der Blick, den er Kirens Vater schenkte, sehr wohl mitleidig zu nennen war. Er zog ein Rechteck in die Erde des Gartens, legte zwei Steine hinein und murmelte ein paar Wörter.

Und in diesem Moment, draußen im Wald, sagte der Salamander: »Sehr seltsam. Gab vorher keine Mauer hier. Niemals. Aber da ist eine Mauer.« Und da war tat-

sächlich eine Mauer. Sie war so hoch, daß wenn Kiren sich auf die Zehenspitzen stellte, noch eine Handbreit bis zur Oberkante fehlte.

Der Salamander versuchte hinaufzuklettern, aber die Mauer war zu glatt – und doch hatte er sonst jede Mauer erklettern können. »Zauberei. Muß Zauberei sein«, murmelte der Salamander.

So gingen sie die Wand entlang und suchten nach einem Tor, einen Durchschluß. Aber es gab keinen. Die Mauer umgab sie von allen Seiten, und doch waren sie niemals hineingegangen. Es gab auch keinen Zweig, der vielleicht über die Mauer hing. Sie waren gefangen.

»Ich habe Angst«, sagte Kiren. »Es gibt guten und bösen Zauber, aber wie kann das etwas Gutes sein? Das ist ein Fluch.« Und sie dachte an einen Fluch, der vielleicht ihr altes Unglück wieder zurückbringen würde, und sie kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen an.

Sie kämpfte gegen die Tränen, bis die Nacht hereinbrach, und in der Dunkelheit, während der Salamander hin- und herlief, konnte sie es nicht länger aushalten.

»Nein«, jammerte der Salamander.

»Ich muß einfach weinen«, antwortete sie.

»Ich kann es nicht ertragen«, sagte er. »Es macht mich so kalt.«

»Ich will versuchen, aufzuhören«, sagte sie, und sie versuchte es wirklich. Sie hörte auf zu weinen, nur ab und zu schluchzte und schnüffelte sie, bis der Morgen kam. Im neuen Licht sah sie, daß die Mauer noch genau an derselben Stelle stand.

Nein, nicht genau. Hinter ihnen hatte sich die Mauer

genähert und war nur noch wenige Meter entfernt. Ihr Gefängnis war jetzt nur noch ein Viertel so groß wie am Tag zuvor.

»Übel«, sagte der Salamander. »Es könnte sogar gefährlich werden.«

»Ich weiß«, antwortete sie.

»Du mußt hier heraus«, sagte der Salamander.

»Du auch«, antwortete sie. »Aber wie?«

Den ganzen Morgen spielte die Wand in ganz tückischer Weise mit ihnen. Wenn gerade keiner hinsah, rückte die jeweilige Mauer immer ein gutes Stück vor. Weil der Salamander schneller war und sich dauernd bewegte, konnte er drei Seiten im Auge behalten. »Und du achtest auf die vierte Seite!« sagte er zu Kiren. Aber Kiren mußte ab und zu die Augen schließen, um zu blinzeln, und auch der Salamander konnte nicht gleichzeitig nach drei Seiten sehen. Gegen Mittag maß ihr Gefängnis nur noch wenige Quadratmeter.

»Wird ziemlich eng hier«, sagte der Salamander.

»Salamander, kann ich dich nicht über die Mauer werfen?«

»Das könnten wir versuchen. Dann würde ich Hilfe holen.«

Sie versuchten es. Aber obwohl Kiren all ihre Kraft zusammennahm, schien die Mauer immer im letzten Moment zu wachsen, fing den Salamander auf und ließ ihn zu Boden schliddern. Nach innen.

Bald war sie erschöpft, und der Salamander sagte: »Hör auf.« In der Zwischenzeit waren die Wände noch dichter herangerückt, so daß sie gerade noch stehen

konnte. »Werden zerquetscht«, sagte der Salamander und rannte in dem kleinen verbliebenen Raum herum. »Aber ich weiß die Lösung.«

»Sag's mir!« schrie Kiren.

»Also, ich meine«, sagte der Salamander, »wenn du etwas hättest, worauf du dich stellen könntest, würdest du es über die Mauer schaffen.«

»Wie denn?« fragte sie. »Die Mauer läßt keinen heraus!«

»Ich meine«, sagte der Salamander, »daß die Mauer nur *mich* nicht herausläßt. Die Vögel fliegen hin und zurück, und die Mauer fängt sie nicht ein.« Es stimmte. Ein Vogel saß singend auf einem Baum außerhalb der Mauer. Wie um des Salamanders Worte zu beweisen, flog er kurz darauf dicht über die Mauer hinweg. »Ich bin nicht lebendig, weißt du«, sagte der Salamander. »Ich bewege mich nur durch Zauberei. Aber du *könntest* hinaus.«

»Aber worauf soll ich mich stellen?«

»Auf mich«, sagte der Salamander.

»Auf dich?« fragte sie. »Aber du bewegst dich so schnell ...«

»Für dich«, sagte er, »halte ich still.«

»Nein!« schrie sie. »Nein, nein!«

Aber der Salamander kroch bis dicht an die Mauer, und er war auf einmal nur eine Figur aus Porzellan, hart, steif und kalt.

Kiren weinte nur einen Moment, denn die Mauer schob sich von hinten an sie heran, und ihr Gefängnis maß nicht einmal einen Quadratmeter. Der Salamander hatte sein Leben geopfert, damit sie herausklettern konn-

te. Sie sollte es wenigstens versuchen.

Sie versuchte es. Als sie auf dem Salamander stand, konnte sie die Oberkante der Mauer erreichen. Sie stellte sich auf die Zehen und konnte sich nun oben festhalten. Und indem sie jeden Muskel ihres Körpers anspannte, zwang sie ihren Körper auf die Mauer und schwang sich hinüber.

Sie fiel in einen Laubhaufen am Boden. Und in diesem Moment, ja, genau in diesem Moment, geschahen zwei Dinge gleichzeitig. Die Wände, die Mauern schrumpften zusammen, bis sie zu einem Pfeiler geworden waren, und auch der verschwand vollständig und nahm den Salamander mit sich. Und die normale, natürliche Kraft eines elfjährigen Kindes kam über Kiren. Sie konnte rennen. Sie konnte springen, sie konnte an den Ästen der Bäume herumschwingen.

Die Kraft war plötzlich in ihr wie starker Wein. Sie konnte nicht länger mehr am Boden liegen. Sie sprang auf die Füße, und die Bewegung war so stark, daß sie fast vornüber fiel. Sie rannte los, sprang über Bäche und kletterte so hoch in die Bäume wie es nur ging. Der Fluch hatte keine Macht mehr. Sie war frei.

Aber auch normale Kinder werden müde. Und als sie langsamer wurde, war sie nicht länger mehr von ihrer eigenen Kraft gebannt. Sie dachte wieder an den Porzellan-Salamander und was er für sie getan hatte.

Sie fanden sie später am Nachmittag, jämmerlich schluchzend in einem Haufen welker Blätter.

»Sehen Sie«, sagte Irvass, der darauf bestanden hatte, die Suche anzuführen – deshalb war sie auch so schnell

gefunden worden, »sehen Sie, sie hat ihre Kraft wieder-gewonnen, der Bann ist gebrochen.«

»Aber ich Herz ist auch gebrochen«, sagte der Vater, als er sein kleines Mädchen in die Arme schloß.

»Gebrochen?« fragte Irvass. »Das wäre falsch. Denn der Porzellan-Salamander war niemals lebendig.«

»Doch war er das!« schrie sie. »Er hat zu mir gesprochen! Er hat sein Leben für mich gegeben!«

»Das tat er wirklich«, sagte Irvass. »Aber überlege mal:

Die ganze Zeit, in der er verzaubert war, konnte er nicht einmal ausruhen. Meinst du, er wurde niemals müde?«

»Natürlich nicht!«

»Aber ja«, sagte Irvass. »Und jetzt kann er sich ausruhen. Und mehr als nur das. Denn als er aufhörte, sich zu bewegen, als er für immer in einer Haltung erstarrte, was mag da durch seinen Geist gegangen sein?«

Irvass stand auf und wandte sich zum Gehen. Aber nach wenigen Schritten drehte er sich um. »Kiren«, sagte er.

»Ich will meinen Salamander«, antwortete sie, mit vor Schluchzen erstickter Stimme.

»Oh, langsam wäre er doch langweilig geworden«, sagte Irvass. »Er würde dir keinen Spaß mehr gemacht haben und du hättest ihn bald nicht weiter beachtet. Aber jetzt ist er eine Erinnerung. Und da wir gerade von Erinnerungen reden, denk daran, daß auch er eine Erinnerung hat, so eingefroren wie er ist.«

Das war ein geringer Trost, denn elfjährige Mädchen haben für Philosophie nicht viel übrig. Aber als sie älter wurde, erinnerte sich Kiren wieder daran. Und sie wußte

eines: Wo immer der Porzellan-Salamander auch war, er lebte in einem Augenblick gefrorener Vollkommenheit – jenem Augenblick, da sein Herz voller Liebe war ...

Nein, nicht Liebe. Der Augenblick, als er entschied, ohne Liebe, daß es besser für sein Leben wäre, so wie es war, zu enden, als miterleben zu müssen, wie Kirens Leben endete.

Das ist ein Augenblick, der bis in alle Ewigkeit fortleben kann. Und als Kiren älter wurde, wußte sie, daß solche Augenblicke selten sind und auch wirklich nur Augenblicke sind, während der Porzellan-Salamander diesen Augenblick für immer hatte.

Und was Kiren betraf, sie wurde berühmt, obwohl sie niemals nach Ruhm strebte, berühmt als die Schönste des Schönen Volkes, und mehr als einer der seltenen Reisenden von Übersee oder aus der Mächtigen Höhe kam nur, um sie zu sehen, sie zu sprechen und die Linien ihres Gesichtes für immer in seinem Gedächtnis zu bewahren.

Und wenn sie redete, bewegten sich ihre Hände immer, tanzten unaufhörlich in der Luft. Sie schienen niemals ruhig zu bleiben, und sie waren weiß und schimmernd wie glasiertes Porzellan, und ihr Lächeln war strahlend wie die Monde und überflutete ihr Gesicht wie die ewige See, und jene, die sie gut kannten, beobachteten, wie ihre Blicke durch den Raum schnellten oder durch den Garten streiften, als sähe sie ein helles, schnelles Tier.

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch.

Solo-Sonate

Das Stimmen

Als Christian Haroldsen sechs Monate alt war, zeigten erste Tests eine rhythmische Begabung und ein erstaunliches absolutes Gehör auf. Es gab natürlich noch andere Tests, und es gab noch eine Menge anderer möglicher Wege für ihn. Aber Rhythmus und Tonhöhe waren die wichtigsten Anzeichen seiner persönlichen Bestimmung, und bald begann die Unterweisung. Mr. und Mrs. Haroldsen erhielten Bänder verschiedener Geräusche mit dem Hinweis, sie immer wieder abzuspielen, ob der Junge nun schlief oder wach war.

Als Christian Haroldsen zwei Jahre alt war, ergab die siebente Folge von Tests eine Vorausschau, der er unabweichlich zu folgen hatte. Seine Kreativität war außergewöhnlich, seine Neugierde unstillbar, sein Verständnis von Musik so tief, daß alle Tests in dem einen Wort gipfelten: »Wunderkind«.

Wunderkind! war das Wort, das ihn aus dem Heim der Eltern fortriß in ein Haus, das sich in einem finsternen Laubwald befand, wo der Winter wild und heftig war und der Sommer ein kurzes verzweifelttes Aufbegehren des Grün. Er wuchs auf, versorgt von Dienern, die niemals sangen, und die einzige Musik, die er hören durfte, war der Gesang der Vögel, der Gesang des Windes und das

Krachen der Bäume im Winter; Donner, das halbe Weinen von Blättern, die golden und frei zur Erde taumelten; Regen auf dem Dach und das Tropfen von Eiszapfen; Geschnatter von Eichhörnchen und das tiefe Schweigen fallenden Schnees in mondloser Nacht.

Diese Geräusche waren für Christian die einzige bewußte Musik. Während er älter wurde, waren die Symphonien seiner frühen Jahre nur eine Erinnerung, die weit weg war und unmöglich wieder zu erlangen. Er lernte es, Musik in Dingen zu hören, die eigentlich keine Musik enthielten – denn er mußte Musik finden, auch wenn es da gar nichts zu finden gab.

Er entdeckte, daß Farben in seinem Geist Töne erzeugten: die Sommersonne einen schmetternden Akkord; das Mondlicht im Winter ein dünnes klagendes Jammern; das frische Grün im Frühling ein tiefes Murmeln in fast (aber nicht ganz) zufälligen rhythmischen Mustern; das Aufblitzen eines roten Fuchses im Buschwerk eine keuchende Erregung.

Und er lernte es, all diese Geräusche auf seinem Instrument zu spielen.

In der Welt gab es Violinen, Trompeten, Klarinetten und Hörner, schon seit Jahrhunderten. Christian wußte davon nichts. Für ihn war nur sein Instrument verfügbar. Es reichte aus.

Ein Raum in Christians Haus, in dem er die meiste Zeit allein war: ein Bett (nicht zu weich), ein Stuhl und ein Tisch, eine schweigende Maschine, die ihn und seine Kleidung säuberte, und ein elektrisches Licht.

Der andere Raum enthielt nur sein Instrument. Es war

ein Regal mit vielen Schlüsseln, Zügen, Schaltern und Tasten, und wenn er einen Teil davon berührte, erzeugte er ein Geräusch. Jeder Schlüssel brachte einen anderen Ton hervor, jeder Punkt auf den Zügen erzeugte eine andere Tonhöhe, jeder Schalter modifizierte den Ton und jede Taste veränderte die Struktur des Klanges.

Als er zum ersten Mal im Haus war, spielte Christian (wie das Kinder tun) mit dem Instrument, er erzeugte seltsame und komische Geräusche. Das Instrument war sein einziger Spielgefährte; er lernte gut, konnte bald jeden Ton erzeugen, den er wollte. Zuerst hatte er Spaß an lauten, schmetternden Tönen. Später freute er sich über Pausen und Rhythmen. Später begann er, sanft und laut zu spielen oder zwei Töne auf einmal, oder er veränderte die beiden Geräusche, um einen neuen Sound zu erzeugen, oder um eine Sequenz wieder zu erzeugen, die er zuvor gespielt hatte.

Schrittweise gelangten die Geräusche vom Wald draußen in die Musik, die er spielte. Er lernte es, den Wind durch sein Instrument singen zu lassen; er lernte es, den Sommer zu machen, in einem seiner Stücke, nach seinem eigenen Willen; Grün mit seinen unendlichen Abstufungen war seine feinste Harmonie; die Vögel schrien aus Christians Instrument mit all seiner Hingabe und Einsamkeit.

Und die Kunde verbreitete sich unter den zugelassenen Zuhörern:

»Da gibt es einen neuen Sound, von hier aus nördlich, von hier aus südlich; Christian Haraldsen, und er wird euch das Herz zerreißen mit seinen Songs.«

Die Zuhörer kamen, ein paar, denen Abwechslung am wichtigsten war, dann andere, bei denen Neuartigkeit und Trend besonders zählten, und schließlich jene, die Schönheit und Wert über alles schätzten. Sie kamen und warteten in Christians Wäldern, und sie lauschten der Musik, die aus perfekten Lautsprechern am Dach des Hauses erklang. Wenn die Musik verklang und Christian aus seinem Haus kam, konnte er sehen, wie die Zuhörer fortgingen; er fragte, und man sagte ihm, warum sie kamen. Er staunte darüber, daß die Dinge, die er aus Liebe zu seinem Instrument machte, auch für andere Leute von Interesse sein könnten.

Er fühlte sich seltsamerweise noch einsamer in seinem Wissen, daß er für die Zuhörer sang und doch niemals deren Lieder hören konnte.

»Aber sie haben keine Lieder«, sagte die Frau, die ihm jeden Tag das Essen brachte. »Sie sind Zuhörer. Du bist der Macher. Du hast Lieder, Songs, und sie hören zu.«

»Warum?« fragte Christian unschuldig.

Die Frau sah ihn erstaunt an. »Weil es das ist, was sie am meisten wollen. Sie sind getestet worden, und als Zuhörer sind sie am glücklichsten. Du bist am glücklichsten als Macher. Bist du nicht glücklich?«

»Doch«, antwortete Christian, und er sagte die Wahrheit. Sein Leben war perfekt, er würde nichts ändern, nicht einmal die süße Trauer beim Anblick der Zuhörer, die weggingen, wenn seine Lieder beendet waren.

Christian war sieben Jahre alt.

Erster Satz

Zum dritten Mal wagte es der kleine Mann mit der Brille und dem seltsam unpassenden Bart, im Unterholz zu warten, bis Christian heraus kam. Zum dritten Mal war er überwältigt von der Schönheit des Liedes, das gerade geendet hatte, eine tragische Symphonie, bei der der kleine Mann mit der Brille den Druck der Blätter über sich fühlte, obwohl es noch Sommer war und Monate vergehen würden, bevor sie fielen im Herbst. Der Herbst ist unvermeidlich, sagte Christians Lied; ihr ganzes Leben hindurch bewahrten die Blätter die Kraft zu sterben, und das machte ihr Leben farbig. Der kleine bebrillte Mann schluchzte – aber als das Lied vorbei war und die anderen Zuhörer gingen, verbarg er sich im Unterholz und wartete.

Dieses Mal wurde sein Warten belohnt. Christian trat aus dem Haus, lief zwischen den Bäumen entlang und kam zu der Stelle, wo der kleine Mann mit der Brille wartete. Der kleine Mann bewunderte den leichten, natürlichen Gang, wie Christian lief. Der Komponist sah aus, als wäre er etwa dreißig Jahre alt, und doch war irgend etwas Kindliches in der Art, wie er sich umsah, auch in der Art, ziellos herumzugehen und zu verharren, um einen Zweig mit seinen nackten Füßen zu berühren (nicht zu brechen).

»Christian«, sagte der kleine Mann mit der Brille.

Christian wandte sich überrascht um. In all den Jahren hatte kein Zuhörer jemals ihn angesprochen. Es war verboten. Christian kannte das Gesetz.

»Es ist verboten«, sagte Christian.

»Hier«, sagte der kleine Mann mit der Brille und zeigte ihm einen kleinen schwarzen Gegenstand.

»Was ist das?«

Der kleine Mann zog ein Gesicht. »Nimm es nur. Drück die Knöpfe, und es spielt.«

»Spielt?«

»Musik.«

Christians Augen weiteten sich. »Aber das ist verboten. Ich darf meine Kreativität nicht von der Arbeit anderer Musiker verseuchen lassen. Ich würde nachahmen und abhängig sein und nicht mehr ursprünglich.«

»Nachsprechen«, sagte der Mann. »Du tust nichts als nachsprechen. Dies ist die Musik von Bach.« Ehrerbietung klang in seiner Stimme mit.

»Ich kann's nicht«, sagte Christian.

Der kleine Mann schüttelte den Kopf. »Du begreifst nicht. Du begreifst nicht, was du dir entgehen läßt. Aber ich habe es in deinen Liedern gehört, als ich vor Jahren hierher kam, Christian. Du brauchst das.«

»Es ist verboten«, antwortete Christian, für den schon die Tatsache, daß jemand bewußt etwas Verbotenes tun wollte, erstaunlich war. Er kam auch nicht darüber hinweg, daß man eine Handlung von ihm erwartete. Das war neu für ihn.

In einiger Entfernung hörten sie Fußtritte und Worte, und das Gesicht des Kleinen wurde ängstlich. Er rannte auf Christian zu, zwang den Rekorder in dessen Hände und wandte sich dem Tor des Geheges zu.

Christian nahm den Rekorder und hielt ihn in einen

Sonnenstrahl, der durch die Zweige drang. Er schimmerte matt. »Bach«, sagte Christian. Und dann: »Wer ist Bach?«

Aber er warf den Rekorder nicht fort. Noch gab er ihm der Frau, die kam um ihn zu fragen, weshalb der kleine Mann mit der Brille geblieben war. »Er blieb immerhin zehn Minuten.«

»Ich sah ihn nur dreißig Sekunden«, antwortete Christian.

»Und?«

»Er wollte, daß ich andere Musik höre. Er hatte einen Rekorder.«

»Hat er ihn dir gegeben?«

»Nein«, sagte Christian. »Hat er ihn nicht mehr?«

»Er muß ihn im Wald weggeworfen haben.«

»Er sagte, es wäre Bach.«

»Es ist verboten. Mehr brauchst du nicht zu wissen. Wenn du den Rekorder finden solltest, Christian – du kennst das Gesetz.«

»Ich gebe ihn dir dann.«

Sie sah ihn argwöhnisch an. »Du weißt, was geschieht, wenn du so einem Ding zuhörst.«

Christian nickte.

»Sehr schön. Wir suchen auch danach. Wir sehen uns morgen, Christian. Und wenn das nächstmal jemand länger bleibt, sprich nicht mit ihm. Komm einfach zurück ins Haus und verschließ die Türen.

»Das werde ich tun«, sagte Christian.

Als sie gegangen war, spielte er stundenlang auf seinem Instrument. Es kamen mehr Zuhörer, und diejenigen, die Christian früher gehört hatten, waren erstaunt

über die Verwirrung in seinen Stücken.

In dieser Sommernacht gab es ein Unwetter, Wind, Regen, Donner. Christian konnte nicht schlafen. Nicht wegen der Musik, die das Wetter machte – er hatte in tausend von solchen Stürmen geschlafen. Es war der Re-korder, der hinter dem Instrument an der Wand lag. Christian hatte fast dreißig Jahre gelebt, nur umgeben von dieser wilden, schönen Landschaft und der Musik, die er selbst machte. Aber jetzt ...

Jetzt hörte er nicht auf, sich Gedanken zu machen. Wer war Bach? Wer ist Bach? Wie ist seine Musik? Unterscheidet sie sich von meiner? Hat er Dinge entdeckt, die ich nicht kenne?

Wie ist seine Musik?

Wie ist seine Musik?

Wie ist seine Musik?

Bei Morgengrauen, als sich der Sturm gelegt hatte, stand Christian auf. Er hatte nicht geschlafen, sich nur die ganze Nacht hin und her gewälzt. Er nahm den Re-korder aus seinem Versteck und spielte ihn ab.

Zuerst hörte es sich seltsam an, wie Lärm – merkwürdige Geräusche, die nichts zu tun hatten mit den Geräuschen in Christians Leben. Aber die Muster waren klar, und nach Ende der Aufnahme, die nicht einmal eine halbe Stunde lang war, hatte Christian die Idee der Fuge gelernt, und der Klang der Orgel hatte sich in seinen Geist eingebrannt.

Und jede Nacht hörte er die Aufnahme, viele Nächte lang, und er lernte mehr und mehr, bis endlich der Wächter kam.

Der Wächter war blind, ein Hund führte ihn. Er kam an die Tür, und weil er ein Wächter war, öffnete sich ihm die Tür, ohne daß er auch nur anklopfen mußte.

»Christian Haraldsen, wo ist der Rekorder?« fragte der Wächter.

»Rekorder?« fragte Christian. Dann wußte er, daß es sinnlos war. Er nahm die Maschine und gab sie dem Wächter.

»Oh, Christian«, sagte der Wächter. Seine Stimme war sanft und sorgenvoll. »Warum hast du ihn nicht herausgegeben, ohne ihn abzuhören?«

»Ich hätte es tun sollen«, sagte Christian. »Aber woher wißt ihr es?«

»Weil keine Fugen mehr in deinen Werken sind. Plötzlich haben deine Lieder alles Bach-ähnliche verloren. Und du hast aufgehört, mit neuen Klängen zu experimentieren. Wem versuchst du auszuweichen?«

»Diesem hier«, sagte Christian. Er setzte sich vor sein Instrument und versuchte zum ersten Mal den Klang der Orgel nachzuahmen.

»Du hast das nie zuvor versucht, bis jetzt, nicht wahr?«

»Ich dachte, das wüßtest du.«

»Das Muster der Fuge und die Orgel, die beiden Dinge, die du zuerst wahrgenommen hast – und die einzigen Dinge, die du in deiner Musik nicht aufgenommen hast. Alle anderen Songs in diesen letzten Wochen waren gefärbt und beeinflußt von Bach. Außer, daß es keine Fuge gab und keine Orgel. Du hast das Gesetz gebrochen. Du wurdest hergebracht, weil du ein Genie warst, ein Genie,

das neues erschuf, inspiriert allein von der Natur. Jetzt bist du natürlich abhängig, und neues Schaffen ist unmöglich für dich. Du mußt fort.«

»Ich weiß«, sagte Christian. Er hatte Angst, verstand aber nicht wirklich, was das Leben außerhalb des Hauses für ihn bereit halten mochte.

»Wir werden dich für die Arbeit schulen, die du jetzt verrichten kannst. Du wirst nicht verhungern. Du wirst vor Langeweile nicht sterben. Aber weil du das Gesetz gebrochen hast, ist eines für dich verboten von jetzt an.«

»Musik.«

»Nicht jede Musik. Es gibt eine Sorte von Musik, Christian, die die normalen Leute, nicht etwa Zuhörer, haben können. Radio, Fernsehen und vom Rekorder. Aber lebende Musik und neue Musik – das ist jetzt verboten für dich. Du darfst nicht singen. Du darfst kein Instrument spielen. Du darfst nicht einmal einen Rhythmus klopfen.«

»Warum nicht?«

Der Wächter schüttelte den Kopf. »Die Welt ist zu perfekt, zu friedlich, zu glücklich, als daß wir einem Unglücklichen, der das Gesetz gebrochen hat, erlauben könnten, Unzufriedenheit zu verbreiten. Die normalen Leute machen gelegentlich Musik einer bestimmten Sorte. Sie verstehen es nicht besser, weil sie nicht die Fähigkeit haben, es zu lernen. Aber wenn du – egal! Es ist nun mal Gesetz. Und wenn du jemals wieder Musik machst, Christian, wirst du drastisch bestraft werden. Drastisch.«

Christian nickte, und als ihm der Wächter sagte, daß er kommen sollte, kam er. Hinter sich ließ er das Haus, die

Wälder und sein Instrument zurück. Zuerst nahm er es ruhig auf, als unausbleibliche Strafe für seinen Gesetzesbruch; aber er hatte keine Vorstellung von der Strafe, und er wußte auch nicht, was die Trennung von seinem Instrument für ihn bedeuten würde.

Nach fünf Stunden schrie er und griff jeden an, der ihm nahe kam, denn seine Finger krallten nach den Schlüsseln, Zügen, Schaltern und Tasten, und er konnte sie nicht erreichen, und jetzt wußte er, daß er zuvor niemals einsam gewesen war.

Es brauchte sechs Monate, bevor er für ein normales Leben geeignet schien. Und als er das Umschulungszentrum verließ (ein kleines Gebäude, weil es selten frequentiert wurde), sah er müde aus, Jahre gealtert, und er lächelte keinen mehr an. Er wurde Fahrer eines Lieferwagens, weil die Tests ergeben hatten, daß diese Arbeit ihn am wenigsten traurig machen würde, am wenigsten ihn an seinen Verlust erinnern würde und am meisten seine wenigen verbliebenen Fähigkeiten und Interessen aktivieren würde.

Er lieferte Backwaren an Kaufmannsläden.

Nachts entdeckte er die Mysterien des Alkohols, und der Alkohol, die Backwaren, sein Lastwagen und seine Träume waren ausreichend, um ihn einigermaßen zufrieden zu machen. Er fühlte keinen Zorn mehr in sich. So konnte er den Rest seines Lebens verbringen, ohne Bitterkeit.

Er lieferte frische Backwaren und holte die vertrockneten wieder ab.

Zweiter Satz

»Wenn man Joe heißt«, sagte Joe immer, »muß man eine Grillbar eröffnen, damit man ein Schild darüber hängen kann: Joes Grillbar.« Und er lachte und lachte, denn »Joes Grillbar« war in diesen Tagen schon ein komischer Name.

Aber Joe war ein guter Geschäftsführer, und die Wächter hatten ihn an den richtigen Platz gestellt. Nicht in der Großstadt, sondern in einer Gemeinde, einer kleinen Ortschaft neben der Fernstraße, wohin die Lastwagenfahrer oft kamen; in der Nähe war eine größere Stadt, so daß man sich über die interessanten Dinge, die in der Nähe passierten, unterhalten konnte, man konnte darüber sprechen oder sich Sorgen machen, wie man wollte.

Joes Grillbar war ein ganz netter Platz, den man besuchen konnte, und viele Leute besuchten ihn auch. Nicht ganz besondere Leute, und auch keine Betrunkenen, aber einsame Menschen und freundliche Menschen, gerade in der richtigen Mischung. »Meine Gäste sind wie ein guter Drink, gerade genug von diesem und jenem, um eine Mischung zu ergeben, die besser schmeckt als die einzelnen Zutaten.« Oh, Joe, war ein Poet, er war ein Poet des Alkohols, und wie viele andere Leute in diesen Tagen, sagte er wiederholt: »Mein Vater war Richter, und in den alten Tagen hätte ich vielleicht auch als Richter geendet, und dann hätte ich nie gewußt, was ich verpaßt hätte.«

Joe hatte recht. Und er war ein verdammt guter Barkeeper, und er wünschte sich nichts anderes in seinem Leben, und so war er glücklich.

Eines Nachts jedenfalls kam ein neuer Gast, ein Mann mit einem Lastwagen, der Backwaren lieferte, mit einem Markenzeichen der Backwarenfirma auf der Uniform. Joe fiel der Mann auf, weil Schweigen um ihm hing wie ein Geruch – wohin auch immer er ging, die Menschen nahmen es wahr, und obwohl sie kaum zu ihm hinblickten, senkten sie ihre Stimmen oder hörten gar ganz auf zu reden, und sie wurden nachdenklich und schauten auf die Wände und auf den Spiegel hinter der Bar. Der Backwaren-Lieferant saß in einer Ecke mit einem stark verdünnten Drink vor sich. Das bedeutete, daß er längere Zeit bleiben wollte und vermied, daß er frühzeitig so betrunken sein würde, daß er vorzeitig gehen mußte.

Joe beobachtete Leute sehr genau, und ihm fiel auf, daß der Mann andauernd in eine dunkle Ecke starrte, wo das Klavier stand. Es handelte sich dabei um eine alte, völlig verstimzte Monstrosität aus den alten Tagen (denn die Bar bestand schon seit langer Zeit), und Joe wunderte sich, warum der Mann davon fasziniert sein könnte. Tatsache, ein paar von Joes Kunden waren schon interessiert. Sie gingen hinüber, klimperten auf den Tasten herum und hörten schließlich auf. Dieser Mann aber schien fast Angst vor dem Klavier zu haben, und er näherte sich ihm nicht.

Als die Bar geschlossen werden sollte, war der Mann immer noch da. Statt den Mann aufzufordern, zu gehen, schaltete Joe in einer plötzlichen Laune die Lautsprecher-Musik ab und knipste auch die meisten Lichter aus. Dann ging er hinüber zum Klavier, öffnete den Deckel und enthüllte die grauen Tasten.

Der Backwaren-Fahrer kam herüber zum Klavier. Chris, sagte sein Namensschild. Er setzte sich und berührte eine einzelne Taste. Der Klang war nicht besonders schön. Aber der Mann berührte eine Taste nach der anderen, dann schlug er sie in verschiedener Reihenfolge an, und die ganze Zeit beobachtete ihn Joe, der sich darüber wunderte, warum der Mann so konzentriert dabei war.

»Chris«, sagte Joe.

Chris sah zu ihm auf.

»Kennst du irgendwelche Lieder?«

Chris' Gesicht sah seltsam aus.

»Ich meine, ein paar von diesen alten Songs, nicht diese seichten Hüftenwackler aus dem Radio, richtige Songs. ›In a Little Spanish Town‹. Meine Mutter hat es mir vorgesungen.« Und Joe fing zu singen an. »In a little Spanish town, 'twas on a night like this. Stars were peek-a-booing down, 'twas on a night like this.«

Chris begann zu spielen, als Joes weicher, tonloser Bariton die Melodie sang. Aber es war keine Begleitung, nichts, was Joe eine Begleitung nennen konnte. Im Gegenteil, es war genau ein Gegenpol zu seiner Melodie, ein Feind der Melodie, und die Klänge, die aus dem Piano kamen, waren seltsam und unharmonisch und – bei Gott! – schön. Joe hörte auf zu singen und hörte zu. Er hörte zwei Stunden zu, und als es vorbei war, goß er dem Mann ganz ernst einen Drink ein, und goß auch einen für sich ein und stieß mit Chris, dem Backwaren-Lieferanten an, mit Joe, der das verdammte alte Klavier zum Singen bringen konnte.

Drei Abende später kam Chris zurück, er sah zerquält

aus und voller Furcht. Doch diesmal wußte Joe, was geschehen würde (was geschehen mußte), und anstatt bis zum Schließen zu warten, schaltete Joe die Lautsprecher-Musik zehn Minuten früher aus. Chris sah ihn bittend an. Joe verstand ihn falsch – er ging rüber zum Klavier, öffnete den Deckel und lächelte. Chris ging steif, fast widerstrebend, hinüber, setzte sich auf den Stuhl.

»He, Joe«, schrie einer der späten Besucher, »schließt du früher?«

Joe antwortete nicht. Er sah nur zu, wie Chris zu spielen begann. Diesmal keine Vorspiele; keine Tonleitern und Wanderungen über die Tasten. Nur Kraft, und das Klavier wurde gespielt, wie Klaviere eigentlich nicht gespielt werden dürfen; die schlechten Töne, die falschen Töne wurden in die Musik eingepaßt, bis sie richtig klangen, und Chris' Finger, ohne auf die Strukturen der Zwölf-Tonleiter zu achten, spielten fast, wie es Joe schien, in den Zwischenräumen.

Keiner der Gäste ging, bis Chris fertig war, ein und eine halbe Stunde später. Sie tranken alle gemeinsam einen letzten Drink und gingen danach nach Hause, erschüttert durch das Erlebnis.

Am nächsten Abend kam Chris wieder, und am nächsten und wieder am nächsten. Welcher Gewissenskampf auch immer ihn nach dem ersten Auftritt ein paar Tage abgehalten hatte, er hatte ihn anscheinend gewonnen oder verloren. Das ging Joe nichts an. Was Joe allein interessierte, war die Tatsache, daß, wenn Chris Klavier spielte, es für Joe eine Menge bedeutete, wie nie zuvor Musik etwas für ihn bedeutet hatte – und er wollte es so.

Die Besucher wollten es offenbar auch. Kurz vor der Schlußzeit schauten die Leute auf, offenbar um Chris spielen zu hören. Joe ließ die Klaviermusik nun immer früher beginnen, und er mußte die Freidrinks nach dem Spielen einschränken, weil so viele Leute anwesend waren, daß ihm sonst ein großer Verlust entstanden wäre.

So ging das zwei lange, seltsame Monate lang. Der Lieferwagen erschien draußen, und die Leute traten zur Seite, damit Chris eintreten konnte. Keiner sagte ein Wort zu ihm; keiner sagte überhaupt etwas, aber jeder wartete, bis er mit dem Spielen begann. Er trank überhaupt nichts. Er spielte nur. Und zwischen den Songs aßen und tranken die Leute in Joes Grillbar.

Aber die Freude war vorbei. Kein Gelächter mehr, kein Geschnatter und die sonstige Kumpanei. Nach einer Weile wurde Joe der Musik müde, er wollte die Bar so haben, wie sie früher gewesen war. Er spielte mit der Idee, das Klavier abzuschaffen, aber dann wären seine Gäste sauer geworden. Er dachte daran, Chris zu bitten, nicht mehr zu kommen, aber er schaffte es einfach nicht, mit dem seltsamen, schweigenden Mann zu reden.

Und so tat er endlich etwas, von dem er wußte, daß er es schon viel früher hätte tun sollen. Er rief die Wächter.

Sie kamen während des Spielens, ein blinder Wächter mit einem Hund an der Leine, und ein Wächter ohne Ohren, der unsicher ging und sich an Gegenständen festhielt, um das Gleichgewicht zu wahren. Sie kamen mitten in einem Song und warteten auch nicht, bis er zu Ende war. Sie gingen auf das Klavier zu und schlossen sanft den Deckel, und Chris zog seine Finger zurück und blick-

te auf den geschlossenen Deckel.

»Oh, Christian«, sagte der Mann mit dem Blindenhund.

»Es tut mir leid«, antwortete Christian, »ich wollte es nicht tun.«

»Oh, Christian, wie kann ich ertragen, das zu tun, was ich dir antun muß?«

»Tu es«, sagte Christian.

Der Mann ohne Ohren nahm ein Lasermesser aus seiner Manteltasche und schnitt Christians Finger und Daumen ab, genau an der Handfläche. Der Laserstrahl kauterisierte und sterilisierte die Wunden während des Schnittes, aber etwas Blut spritzte auf Christians Uniform. Mit seinen Händen, die jetzt nur noch aus bedeutungslosen Flächen und nutzlosen Knöcheln bestanden, erhob sich Christian und verließ Joes Grillbar. Die Menschen machten ihm Platz und sie hörten gespannt zu, als der blinde Wächter sagte: »Dieser Mann hat das Gesetz gebrochen, es war ihm verboten, ein Macher zu sein. Jetzt hat er das Gesetz ein zweites Mal gebrochen, und das Gesetz bestimmt, daß er davon abgehalten wird, das System zu stören, das euch alle so glücklich macht.«

Die Leute verstanden das. Es machte sie traurig, für ein paar Stunden war ihnen unbehaglich zumute, aber als sie wieder zu ihren genau-richtigen Häusern zurückgegangen waren und ihren genau-richtigen Jobs nachgingen, verdrängte die vollkommene Zufriedenheit ihres Daseins die kurze Trauer um Chris. Schließlich hatte Chris das Gesetz gebrochen. Und es war das Gesetz, das alle so sicher und glücklich machte.

Auch Joe. Auch Joe vergaß Chris und seine Musik. Er

wußte, daß er das richtige getan hatte. Er konnte sich auch nicht vorstellen, warum ein Mann wie Chris zum ersten Mal das Gesetz gebrochen hatte oder welches Gesetz er gebrochen hatte. Es gab kein Gesetz auf der Welt, das nicht dazu gemacht worden war, Menschen glücklich zu machen – und es gab kein Gesetz, das Joe auch nur annähernd zu brechen interessiert war.

Und doch. Einmal ging Joe zum Klavier, hob den Deckel und spielte jede einzelne Note. Und als er das getan hatte, legte er den Kopf auf den Klavierdeckel und weinte, denn er wußte: Als Chris das Klavier verloren hatte, als er auch seine Finger verloren hatte, so daß er nie wieder spielen konnte – war es so, als hätte Joe seine Bar verloren. Und wenn Joe jemals seine Bar verlieren sollte, war ihm das Leben nichts mehr wert.

Für Chris fuhr jemand anders zur Bar, in dem gleichen Lieferwagen, und keiner in jenem Teil der Welt hörte je wieder etwas von Chris.

Dritter Satz

»Oh what a beautiful mornin'!« sang der Straßenarbeiter, der *Oklahoma* viermal in seiner Heimatstadt gesehen hatte.

»Rock my soul in the bosom of Abraham!« sang der Straßenarbeiter, der Singen gelernt hatte, als ein paar Gitarrenspieler bei seiner Familie lebten.

»Lead, kindly light, amid the encircling gloom!« sang der Straßenarbeiter, der gläubig war.

Aber der Straßenarbeiter ohne Finger, der die Schilder hielt, die den Straßenverkehr warnen sollten, hörte zu,

sang aber nie.

»Warum singst'n nich?« fragte der Straßenarbeiter, der Rodgers und Hammerstein liebte; alle fragte er ab und zu.

Und der Mann, den sie Sugar nannten, zuckte nur die Schultern. »Ich fühl mich nicht danach«, sagte er endlich.

»Warum nennen sie ihn Sugar?« fragte ein Neuer. »So süß sieht er doch gar nicht aus.«

Und der Mann, der gläubig war, sagte: »Seine Anfangsbuchstaben sind C. H. Eine Zuckerfabrik in der Nähe heißt auch so. C&H. Was lag also näher...« Der Neue lachte. Ein dummer Witz, aber solche Scherze machten das Leben leichter bei der Straßenarbeit.

Nicht daß das Leben hier so hart war. Auch diese Menschen wurden getestet, und dieser Job machte sie am glücklichsten von allen. Sie waren stolz auf ihren Sonnenbrand und ihren Muskelkater, und die Straße, die lang hinter ihnen wuchs, war das schönste in der Welt für sie. Und so sangen sie den ganzen Tag bei ihrer Arbeit, und sie wußten, daß nichts sie glücklicher machen konnte als jeder Tag Arbeit.

Außer Sugar.

Dann kam Guillermo. Ein kleiner Mexikaner, der mit Akzent sprach. Guillermo sagte jedem, der ihn fragte: »Ich mag zwar aus Sonora kommen, aber mein Herz gehört nach Milano!« Und wenn jemand fragte, warum (und auch, wenn keiner irgend etwas fragte), erklärte er: »Ich bin ein italienischer Tenor in einem mexikanischen Körper.« Und er trat den Beweis an, indem er jede Note sang, die Puccini und Verdi jemals geschrieben hatten.

»Caruso war ein Nichts«, prahlte Guillermo. »Hört euch das mal an!«

Guillermo hatte Musikaufnahmen dabei, und er sang mit, während sie spielten, und bei der Arbeit sang er mit, wenn die anderen sangen und harmonierte mit dem Gesang der anderen, oder er sang eine Begleitstimme über der Melodie, ein strahlender Tenor, der einem fast die Schädeldecke abheben ließ und die Wolken füllte. »Ich kann singen«, sagte Guillermo, und dann antworteten die anderen Straßenarbeiter: »Hast verdammt recht, Guillermo! Sing's nochmal!«

Aber eines nachts war Guillermo ehrlich, und er vertraute seinen Freunden an: »Ah, meine Freunde, ich bin kein Sänger.«

»Was soll das? Natürlich bist du einer!« antworteten die anderen.

»Unsinn!« schrie Guillermo mit theatralischer Stimme. »Wenn ich ein großer Sänger wäre, warum gehe ich nicht öfter fort, um Aufnahmen zu machen? He? Das soll ein großer Sänger sein? Große Sänger erheben sie zu großen Sängern. Ich bin nur ein Mann, der gern singt. Aber ich habe kein Talent! Ich bin ein Mann, der die Arbeit auf der Straße liebt, zusammen mit Männern wie euch. Ich singe mir die Kehle aus dem Hals, aber in einer Oper wäre ich unmöglich! Unmöglich!«

Er sagte es nicht traurig. Er sagte es hitzig und wie selbstverständlich. »Ich gehöre hierher! Ich kann für euch singen, weil ihr mich gern singen hört! Ich kann mit euch harmonieren, wenn ich Harmonie in meinem Herzen fühle. Aber denkt nicht, daß Guillermo ein großer Sänger ist

– er ist es nicht.«

Dies war ein Abend der Wahrheit, und jeder Mann erklärte, warum er glücklich war bei der Arbeit auf der Straße, und daß er nicht wünschte, an einem anderen Ort zu sein. Jeder erklärte daß, nur Sugar nicht.

»Nun komm schon, Sugar. Bist du nicht glücklich hier?«

Sugar lächelte. »Ich bin glücklich. Mir gefällt es hier. Die Arbeit ist genau richtig für mich. Und ich höre euch gern singen.«

»Warum singst du dann nicht mit uns?«

Sugar schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Sänger.«

Aber Guillermo blickte ihn wissend an. »Kein Sänger, ha! Kein Sänger. Ein Mann ohne Finger, der sich zu singen weigert, kann kein Mann sein, der kein Sänger ist. Was?«

»Was zum Teufel soll das heißen?« fragte der Mann, der gern Volkslieder sang.

»Das bedeutet, daß der Mann, den ihr Sugar nennt, ein Lügner ist. Kein Sänger! Seht euch seine Hände an. Alle Finger sind weg! Wer schneidet Menschen denn die Finger ab?«

Die Straßenarbeiter konnten sich das nicht vorstellen. Es gab verschiedene Möglichkeiten, wie ein Mann seine Finger verlieren konnte, und keine ging sie etwas an.

»Er hat seine Finger verloren, weil er das Gesetz gebrochen hat und weil die Wächter sie ihm abgeschnitten haben! So verliert ein Mann seine Finger. Was hat er mit seinen Fingern gemacht, das er auf Entscheidung der Wächter nicht mehr tun durfte? Er hat das Gesetz gebro-

chen, war es nicht so?«

»Halt«, sagte Sugar.

»Wenn du willst«, meinte Guillermo, aber diesmal wollten die anderen Sugars Privatsphäre nicht respektieren.

»Sag's uns«, baten sie.

Sugar verließ den Raum.

»Sag's uns.« Und Guillermo sagte es ihnen. Sugar mußte ein Macher gewesen sein. Er hatte das Gesetz gebrochen und durfte nicht mehr Musik machen. Schon der Gedanke, daß ein Macher bei einer Mannschaft von Straßenarbeitern war – selbst ein Gesetzesbrecher – erfüllte die Männer mit Ehrfurcht. Macher waren selten, und sie wurden von allen Männern und Frauen am höchsten geschätzt.

»Aber warum die Finger?«

»Weil er«, sagte Guillermo, »er danach noch einmal versucht haben muß, Musik zu machen. Und wenn du das Gesetz ein zweites Mal gebrochen hast, wird dir die Möglichkeit genommen, es ein drittes Mal zu brechen.« Guillermo sprach ernsthaft zu ihnen, und so kam den Straßenarbeitern Sugars Geschichte so dramatisch und furchtbar vor wie eine Oper. Sie drängten in Sugars Raum und sahen, wie der Mann eine leere Wand anstarrte.

»Sugar, ist es wahr?« fragte der Mann, der Rodgers und Hammerstein liebte.

»Warst du ein Macher?« fragte der Mann, der gläubig war.

»Ja«, sagte Sugar.

»Aber Sugar«, sagte der Gläubige, »Gott kann nicht wollen, daß ein Mann aufhört, Musik zu machen, auch

wenn er das Gesetz gebrochen hat.«

Sugar lächelte. »Keiner hat Gott gefragt.«

»Sugar«, sagte Guillermo endlich, »in unserer Mannschaft sind neun Leute, wir sind neun, und wir sind Meilen von jedem anderen menschlichen Wesen entfernt. Du kennst uns, Sugar. Wir schwören auf die Gräber unserer Mütter, und zwar jeder von uns, daß wir es keiner Menschenseele sagen werden. Warum sollten wir auch? Du bist einer von uns. Aber singe, Mann, verdammt nochmal, singe!«

»Ich kann nicht«, sagte Sugar. »Das verstehst du nicht.«

»Gott will es nicht«, sagte der Mann, der glaubte. »Wir alle tun, was wir am meisten lieben, und du hier liebst Musik und sollst nicht fähig sein, eine Note zu singen? Singe für uns! Sing mit uns! Und nur du und wir und Gott werden es wissen.«

Sie alle versprachen es. Sie alle bettelten.

Und als der Mann, der Rodgers und Hammerstein liebte, am nächsten Tag »Love, Look Away«, sang, begann Sugar mitzusummen. Und als der Mann, der gläubig war, »God of Our Fathers« sang, sang Sugar leise mit. Und als der Mann, der Volkslieder liebte, »Swing Low, Sweet Chariot«, sang, begleitete ihn Sugar mit einer seltsamen, pfeifenden Stimme, und alle Männer lachten und jubelten und freuten sich, daß Sugar jetzt bei ihren Liedern mitsang.

Unausbleiblich begann Sugar zu komponieren. Zuerst Harmonien, natürlich seltsame Harmonien, daß Guillermo zunächst ein Schauer den Rücken runterlief. Und

dann, nach einer Weile, lächelte er und sang mit so gut er konnte – bei Sugars seltsamer Musik.

Nach den Harmonien begann Sugar eigene Melodien zu singen, mit seinen eigenen Worten. Er machte sie merkfähig, die Worte einfach und die Melodien noch einfacher. Und doch formte er sie in seltsame Strukturen und komponierte Songs, wie sie nie zuvor gehört worden waren, die falsch klangen und doch völlig richtig. Nicht lange darauf lernten der Mann, der Rodgers und Hammerstein liebte, und der Mann, der Volkslieder liebte, und der Mann, der gläubig war, Sugars Songs, und sie sangen sie fröhlich oder traurig oder ärgerlich oder lustig während sie an der Straße arbeiteten.

Auch Guillermo lernte die Lieder, und sein kräftiger Tenor wurde irgendwie dadurch verändert, bis seine Stimme, die zuvor ziemlich gewöhnlich gewesen war, etwas ganz Besonderes und etwas Schönes wurde. Guillermo sagte schließlich eines Tages zu Sugar: »He, Sugar, Mann, deine Musik ist irgendwie ganz falsch. Aber ich mag es, wie sie meine Nase kitzelt! He, weißt du was? Ich mag es, wie sie sich in meinem Mund anfühlt!«

Einige der Lieder waren Hymnen: »Put your hands in someone else's pockets«, sang Sugar aggressiv; »I hear your voice in the morning«, sang Sugar zart; »Is it summer yet?« sang Sugar traurig, und auch die Straßenarbeiter sangen mit.

Über die Monate veränderte sich die Zusammensetzung der Mannschaft, ein Mann verließ sie am Mittwoch, und ein neuer Arbeiter nahm seinen Platz am Donnerstag ein, denn verschiedene Fähigkeiten wurden an verschie-

denen Orten benötigt. Wenn ein Neuer kam, schwieg Sugar, bis der Mann sein Wort gegeben hatte und er sicher war, daß das Geheimnis gewahrt blieb.

Was Sugar schließlich vernichtete, war die Tatsache, daß seine Songs so unvergeßlich waren. Die Männer die fortgingen, sangen die Songs in ihren neuen Mannschaften, und die neuen Mannschaften lernten die Songs und gaben sie an andere weiter. Straßenarbeiter lernten die Lieder in Bars und auf Baustellen; die Menschen lernten sie schnell und liebten sie; und eines Tages hörte sie ein blinder Wächter und wußte sofort, wer sie zuerst gesungen hatte. Es war die Musik von Christian Haroldsen, denn in diesen Melodien, so einfach sie waren, piff der Wind der nördlichen Wälder immer noch, und das Fallen der Blätter hing beklemmend über jeder Note und – und der Wächter seufzte. Er nahm ein besonderes Werkzeug aus seinem Werkzeugkasten, ging an Bord eines Flugzeuges und flog zu jener Stadt, die einer bestimmten Baustelle am nächsten lag.

Und der blinde Wächter nahm einen Wagen der Gesellschaft mit einem Fahrer der Gesellschaft, und sie fuhren bis zum Ende der Straße, wo die Wildnis begann. Der blinde Wächter stieg aus dem Wagen und hörte Gesang. Hörte eine pfeifende Stimme, die ein Lied sang, das auch einen Mann ohne Augen zum Weinen brachte.

»Christian«, sagte der Wächter, und das Lied verstummte sofort.

»Du«, sagte Christian.

»Christian, sogar nachdem du deine Finger verloren hast?«

Die anderen Männer verstanden nichts, bis auf Guillermo.

»Wächter«, sagte Guillermo, »Wächter, er hat nichts Böses getan.«

Der Wächter lächelte verzerrt. »Das hat auch keiner gesagt. Aber er hat das Gesetz gebrochen. Und du, Guillermo, wie würde es dir gefallen, als Diener im Haus eines reichen Mannes zu arbeiten oder Bankangestellter zu werden?«

»Hol mich nicht vom Straßenbau weg, Mann«, sagte Guillermo.

»Es ist das Gesetz, das befindet, wo der Mensch am glücklichsten ist. Aber Christian hat das Gesetz gebrochen. Und er ist herumgewandert und hat Menschen Musik hören lassen, die nicht für sie bestimmt ist.«

Guillermo wußte, daß er den Kampf verloren hatte, bevor er begonnen hatte, aber er konnte sich nun nicht mehr zurückhalten. »Tut ihm nichts an. Ich war für seine Musik bestimmt. Ich schwöre bei Gott, sie hat mich glücklicher gemacht.«

Der Wächter schüttelte traurig den Kopf. »Sei ehrlich, Guillermo. Du bist ein aufrechter Mann. Seine Musik hat dich traurig gestimmt, ist es nicht so? Du hattest alles, was du im Leben haben konntest, und doch hat seine Musik dich traurig gemacht. Die ganze Zeit traurig.«

Guillermo wollte widersprechen, aber er war ein ehrlicher Mann, und er sah in sein eigenes Herz, und er wußte, daß die Musik voller Trauer war. Auch die fröhlichen Songs enthielten Trauer; auch die aggressiven Songs klagten; auch die Liebeslieder schienen zu sagen, daß

alles stirbt und daß Zufriedenheit nur flüchtig ist. Guillermo sah in sein eigenes Herz, und Sugars Musik blickte ihm entgegen, und Guillermo weinte.

»Bitte tu ihm nicht weh«, murmelte Guillermo und weinte.

»Das werde ich nicht«, sagte der blinde Wächter. Dann ging er zu Sugar hinüber, der passiv wartete, und er hielt das besondere Werkzeug an Sugars Kehle. Christian keuchte.

»Nein«, sagte Christian, aber das Wort wurde nur von Lippen und Zunge geformt. Es war kein Laut zu hören. Nur ein Zischen von Luft. »Nein.«

»Doch«, sagte der Wächter.

Schweigend sahen die Straßenarbeiter zu, als der Wächter Christian wegführte. Tagelang sangen sie nicht danach. Aber dann vergaß Guillermo eines Tages seinen Schmerz und schmetterte eine Arie aus *La Bohème*, und von da an sangen sie wieder. Ab und zu sangen sie eines von Sugars Liedern, weil man sie nicht vergessen konnte.

*

In der Stadt gab der blinde Wächter Christian ein Blatt Papier und etwas zu schreiben. Sofort ergriff Christian den Bleistift mit seiner Handfläche und schrieb: »Was soll ich jetzt tun?«

Der Fahrer las die Frage laut vor, und der blinde Wächter lachte. »Wir haben einen Job für dich! Oh, Christian, was wir für einen Job für dich haben!« Als er seinen Herrn lachen hörte, bellte der Hund.

Der Applaus

In der ganzen Welt gab es nur zwei Dutzend Wächter. Sie waren verschworene Männer, die ein System überwachten, das wenig Überwachung brauchte, weil es fast jeden glücklich machte. Es war ein gutes System, aber wie man es selbst bei perfekten Maschinen kennt, gab es hier und da kleine Störungen. Hier und da handelte irgend jemand völlig verrückt, fügte sich selbst Schaden zu, und um diese Person und jeden anderen zu schützen, mußte ein Wächter diese Verrücktheit erkennen und die Sache wieder in Ordnung bringen.

Viele Jahre lang war der beste Wächter ein Mann ohne Finger, ein Mann ohne Stimme. Er kam schweigend und trug die Uniform, die ihm den einzigen Namen gab, den er brauchte – Autorität. Und er fand den humansten und einfachsten und doch wirkungsvollsten Weg, um das Problem zu lösen, die Person von ihrer Verrücktheit zu heilen und dafür zu sorgen, daß das System geschützt wurde, ein System, zum ersten Mal in der Geschichte die Welt zu einem Ort zu machen, in dem das Leben lebenswert war. Für praktisch jeden.

Denn es gab immer noch wenige Leute – einen oder zwei jedes Jahr –, die in einem Bannkreis ihrer eigenen Erfindung gefangen waren. Man konnte sie weder an das System anpassen, noch zulassen, daß diesem System dadurch Schaden zugefügt wurde. Es waren Leute, die das Gesetz brachen, obwohl sie wußten, daß es sie vernichten würde.

Manchmal, wenn die freundliche Fürsorge und die Anleitungen nichts fruchteten, ihre Verrücktheit nicht heilten und sie in das System einfügen konnten, gab man ihnen Uniformen, und auch sie gingen hinaus. Als Wächter.

Die Schlüssel der Macht waren in die Hände jener gelegt worden, die am meisten Grund hatten, das System zu hassen, das sie nun beschützten. Waren sie traurig?

»Ich schon«, antwortete Christian in den Augenblicken, in denen er sich diese Frage zu stellen wagte.

Traurig tat er seine Pflicht. Traurig alterte er. Und endlich sagten die anderen Wächter, die den schweigenden Mann verehrten (denn sie wußten, daß er einst großartige Lieder gesungen hatte), daß er frei sei. »Du hast deine Zeit abgedient«, sagte der Wächter ohne Beine, und dabei lächelte er.

Christian hob die Augenbrauen, als wollte er sagen: »Und?«

»Wandere.«

Christian wanderte. Er legte seine Uniform ab, doch da es ihm weder an Geld noch an Zeit fehlte, fand er wenige Türen, die ihm verschlossen blieben. Er wanderte, wo er in seinem früheren Leben gewesen war. Eine Straße in den Bergen. Eine Stadt, wo er einst den Lieferanteneingang von jedem Restaurant, jedem Café und jedem Kaufmannsladen gekannt hatte. Und schließlich wanderte er zu einem Haus in den Wäldern, das vom Wetter auseinander fiel, weil es seit vierzig Jahren nicht mehr bewohnt war.

Christian war alt. Der Donner grollte, und es erinnerte

ihn nur daran, daß es bald regnen würde. All die alten Lieder. All die alten Lieder, klagte er in seinem Innersten, eigentlich mehr, weil er sich nicht mehr an sie erinnern konnte, als daß er meinte, sein Leben war so traurig geworden.

Als er in einem Café in einer kleinen Stadt in der Nähe saß, um den Regen abzuwarten, hörte er vier junge Leute, die Gitarre spielten und einen Song sangen, den er kannte. Es war ein Song, den er komponiert hatte, als an einem heißen Sommertag der Asphalt kochte. Die jungen Leute waren keine Musiker, und ganz sicher waren sie keine Macher. Aber sie sangen das Lied aus vollen Herzen, und obwohl die Worte fröhlich waren, machte es jeden, der es hörte, traurig.

Christian schrieb auf den Block, den er immer bei sich trug und zeigte seine Frage den Jungens. »Woher habt ihr dieses Lied?«

»Es ist ein Sugar Song«, sagte der Anführer der Gruppe. »Es ist ein Song von Sugar.«

Christian hob die Augenbrauen und machte eine fragende Bewegung.

»Sugar war ein Typ, der bei den Straßenarbeitern arbeitete und Lieder machte. Wahrscheinlich längst tot«, antwortete der Junge.

»Die total besten Songs in der ganzen Welt«, sagte ein anderer Junge, und alle nickten.

Christian lächelte. Dann schrieb er (und die Jungens warteten schon ungeduldig, daß der stumme alte Mann bald abziehen würde): »Seid ihr nicht glücklich? Warum singt ihr traurige Lieder?«

Die Jungens waren um eine Antwort verlegen. Der

Anführer sagte endlich: »Sicher bin ich glücklich. Ich habe einen guten Job, ein Mädchen, das ich liebe, und, Mann, mehr kann ich mir nicht wünschen. Ich hab meine Gitarre. Ich hab meine Lieder. Und meine Freunde.«

Und ein anderer Junge sagte: »Diese Songs sind nicht traurig, Mister. Sicher, manchmal weinen die Leute dabei, aber sie sind nicht traurig.«

»Klar«, sagte ein anderer, »es ist nur so: Sie sind von einem Mann erfunden, der die Wahrheit hat.«

Christian schrieb auf sein Papier: »Welche Wahrheit?«

»Einfach nur die Wahrheit. Die Wahrheit nur, und das ist alles.«

Und dann widmeten sich die jungen Leute wieder ihren billigen Gitarren und erhoben ihre jungen, ungeschulten Stimmen, und Christian ging zur Tür, um zu gehen, weil der Regen aufgehört hatte und weil er auch wußte, wann er die Bühne zu verlassen hatte. Er wandte sich um und verbeugte sich leicht in Richtung auf die Sänger. Sie achteten nicht auf ihn, aber ihre Stimmen waren der Beifall, den er brauchte. Er verließ die Huldigung und ging nach draußen, wo die Blätter sich gerade färbten und bald, mit einem sanften, unhörbaren Geräusch, sich freibrecken und zu Boden fallen würden.

Einen Moment dachte er, er würde sich selbst singen hören. Aber es war nur ein letzter Windstoß, der disharmonisch durch die Drähte über die Straße strich. Es war ein ekstatisches Lied, und Christian glaubte die Stimme zu erkennen.

Ins Deutsche übertragen von R. W. Liersch.

Nachwort:

Über Ursprünge

Woher kommen Storys? Ob gute oder schlechte, Storys haben sich an irgendeinem Punkt als Ideen gebildet, die aus irgend einem Grund die Aufmerksamkeit des Autoren gefesselt haben. Ideen, die einfach sagten: »Schreib mich!«

Seit einem Jahr habe ich diese Storys gesammelt, habe sie zu einem Buch zusammengestellt und übergab sie der Öffentlichkeit. Jetzt, da ich sie mir wieder im Detail ansehe und dabei die Arbeit eines sehr guten Redakteurs verfolge, wundere ich mich plötzlich darüber: Woher kommt diese Story? Und ich wundere mich darüber, obwohl ich es seit längerer Zeit besser wissen müsste; weil ich nämlich keine Ahnung habe, woher die Story kommt und mir auch Sorgen darüber mache, ob ich so etwas wiederholen kann.

»Ender's Game« war die erste Story, die ich jemals zur Veröffentlichung verkauft habe. Es begann als Frage, als ich 16 Jahre alt war: Mit welchen Kriegsübungen werden Soldaten auf den dreidimensionalen Krieg im All vorbereitet? Das Ergebnis war die Idee des Kampfraums mit der Null-Gravitation, mit den Blitzern, die die Kleidung der Soldaten einfroren, und dann die Ecken, Würfel

und Sterne, die für Abwechslung sorgten und eine Entwicklung des strategischen Bewußtseins förderten. Acht Jahre lang ruhte die Idee und kam dann wieder zum Vorschein, als Ben Bova eine Fantasy-Story ablehnte, die ich an *Analog* geschickt hatte. Die Ablehnung war sehr freundlich: »Ich mag die Art, wie Sie schreiben, aber *Analog* akzeptiert nur gerade Science Fiction.« Damals wußte ich nicht genau, was er mit »gerader« Science Fiction meinte, aber »Ender's Game« war mein Versuch, ihn zufriedenzustellen. Er riet mir, die Story einmal zu schreiben, kürzte sie etwas und nahm einen Kampf oder zwei heraus. Jetzt finde ich es schlimm, daß die Story erschienen ist: die Verschiebungen des Standpunkts, die leeren Dialoge, als ich versuchte, die Fertigkeiten anzuwenden, die ich mir als Theaterschreiber erworben hatte. Und doch finde ich, daß die Story mich immer noch berührt, und ich würde sie noch einmal schreiben, wenn ich sie nicht schon geschrieben hätte.

»Kingsmeat« kam mit der Idee eines Schäfers, der seine menschliche Herde schert. Es wirkte grausam auf mich, und doch glaube ich, daß die Story ganz gut gelungen ist, indem sie einen fast sympathischen Charakter aus dem Peiniger gemacht hatte.

»Deep Breathing Exercises« begann eines nachts, kurz nach der Geburt meines Sohns Geoffrey. Ich hatte ihn auf dem Arm und versuchte, ihn in den Schlaf zu wiegen, als ich merkte, daß sein Atem an meiner Schulter in genau dem gleichen Rhythmus kam wie der Atem meiner Frau, die im anderen Zimmer schlief.

Bei »Closing the Timelid« versuchte ich eine Mög-

lichkeit zu finden, wie jemand zu seinem eigenen Vergnügen wiederholt den Tod erlebt. Die Zeitreise war für mich die Technik, die Story zu erzählen, die ich wirklich erzählen wollte – Hedonismus als Selbstvernichtung. Die Story ist wie eine Predigt.

»I Put My Blue Genes On« war eine Geschichte, die ich fast mechanisch geschrieben habe, und vielleicht die geradeste meiner geraden Science Fiction Storys. James Baen, damals Herausgeber von *Galaxy*, schrieb einmal einen Leitartikel, in dem er sich darüber beschwerte, daß Science Fiction Autoren immer das gleiche alte Zeug schrieben und sich nicht um neue Ideen wie DNS Verschmelzung kümmerten. Ich nahm die Herausforderung persönlich und nahm »Blue Genes« als eine Spielwiese, auf der ich die Idee bis zum Extrem entwickelte. Jetzt sehe ich die Story als leichtestes und witzigstes Stück Prosa an, das ich je geschrieben habe.

»Eumenides in The Fourth Floor Lavatory« begann als Traum, den mir mein Freund und Ab-und-zu-Redakteur Jay Parry erzählte. Jay hat nicht meine etwas bössartige Ader – er wollte die Story selbst nicht schreiben. So übernahm ich sein alpträumhaftes Bild eines Kindes mit Flossenarmen, das in einer Toilette ersäuft werden sollte und versah es mit dem passenden logischen Hintergrund, ohne Tabus.

»Mortal Gods« kam mir einfach so in den Kopf. Ich starrte, an der Schreibmaschine sitzend, auf ein Stück Papier, auf das ich geschrieben hatte: »Fremde kommen zur Erde und verehren uns, weil wir sterben.« Ich konnte mich nicht erinnern, das geschrieben zu haben, aber die

Story war da.

»Quietus« war ein Traum meiner Frau, einen Alptraum, in dem jemand nach unten kommt und einen Sarg in seinem Haus findet, in dem der Leichnam eines Fremden liegt. Dieses Bild traf mich mit aller Macht, und weil ich mir den Sarg in dem Haus vorgestellt habe, in dem wir leben, ist das die vielleicht persönlichste Story in dieser Sammlung, und auch eine, die am meisten meinen Charakter widerspiegelt.

»The Monkeys Thought 'Twas All in Fun« begann, weil Jerry Pournelle an einer Anthologie von Storys arbeitete, die sich in einer künstlichen Umgebung abspielten. Wie das so meine Art ist, entschied ich mich, die Sache zu verändern, und ich erfand eine künstliche Umgebung, die tatsächlich aber lebendig ist; und als ich das Garn weiterspann, fing ich an, diesen Hector zu lieben. Jetzt noch meine ich, daß die besten Stellen der Story die sind, die Hector selbst erzählt: Ich glaube, in der Geschichte von Cyril bereite ich mich auf Christian in der »Unaccompanied Sonata« vor. Agnes ist eine gute Figur, und sie verdient ein besseres Schicksal als das, wie ich sie in der Story herumgestoßen habe.

»Der Porcelain Salamander« begann als Gute-Nacht-Geschichte für meine Frau, die sich so etwas von mir gewünscht hatte. Ich wollte zuerst Geschichten um ein häßliches Tier erfinden, doch dann machte ich irgendwie ein Märchen daraus. Später schickte ich die Story als Weihnachtskarte an Freunde, die sich vielleicht mehr darüber freuen würden als über eine *richtige* Weihnachtskarte mit einem bunten Bild und so.

Und »Unaccompanied Sonata« begann eines Tages mit dem Gedanken: Was wäre, wenn jemand mir verbieten würde zu schreiben? Würde ich gehorchen? Ich begann mit einem schlechten Start und gab zunächst auf; Jahre später versuchte ich's nochmal, und da kam ich durch die ganze Story. Abgesehen von Interpunktion und ein paar veränderten Worten, blieb *diese* so stehen, wie sie aus der Schreibmaschine kam. Es ist das Ehrlichste, was ich je geschrieben habe.

Durch diese ganzen Storys ziehen sich Motive, die sich wiederholen – Schmerz bis zum Punkt der Grausamkeit, Häßlichkeit bis zur Groteske. Auch die Themen kehren wieder – eine gewisse Todessehnsucht, ein unbezahlbar hoher Preis für Glück, ein unrealistischer Glaube an poetische Gerechtigkeit.

Und doch, um hier zu einem Abschluß zu finden, glaube ich, daß die Idee der Story eigentlich wenig bedeutet. Was mehr zählt, ist die Stimme, mit der der Autor spricht, der Charakter, den der Autor für seine Story auswählt, und – am wichtigsten von allem – die Art, wie die Story endet. Ich halte mich für einen sanften Optimisten. Jede dieser Storys hat einen glücklichen Schluß, wie bedauernswert die handelnden Personen auch sein mögen. Woher auch immer die Ideen kamen, was in ihnen mich zum Schreiben trieb, ich bleibe immer noch ihr Autor, und was ich bin, das lenkt auch unweigerlich die Story, so daß die Geschichten mit den verschiedensten Anfängen in einer gemeinsamen Form enden, ein geteilter Effekt. Was sonst diese Storys sind – gut oder schlecht, friedlich oder böse, irdisch oder ekstatisch – sie sind mein.

Über den Autor

Orson Scott Card begann seine Laufbahn als Stückeschreiber für das Utah Provinz Theater. Er unterbrach diese Arbeit und ging für zwei Jahre auf eine unbezahlte Mission für die LDS Kirche nach Brasilien, danach arbeitete er als Redakteur für einige Herausgeber in Utah, bis er 1978 hauptberuflich Autor wurde. Er lebt jetzt in Orem, Utah, zusammen mit seiner Frau, Kristine Allen und ihrem Sohn Geoffrey. Neben seiner Arbeit leitet er einen Autoren-Kursus an der Universität von Utah in Salt Lake City.